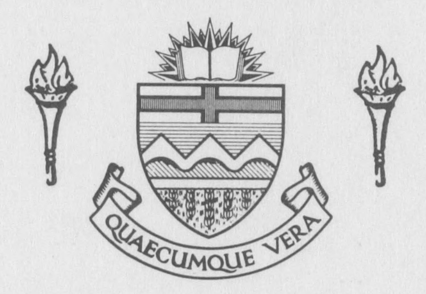
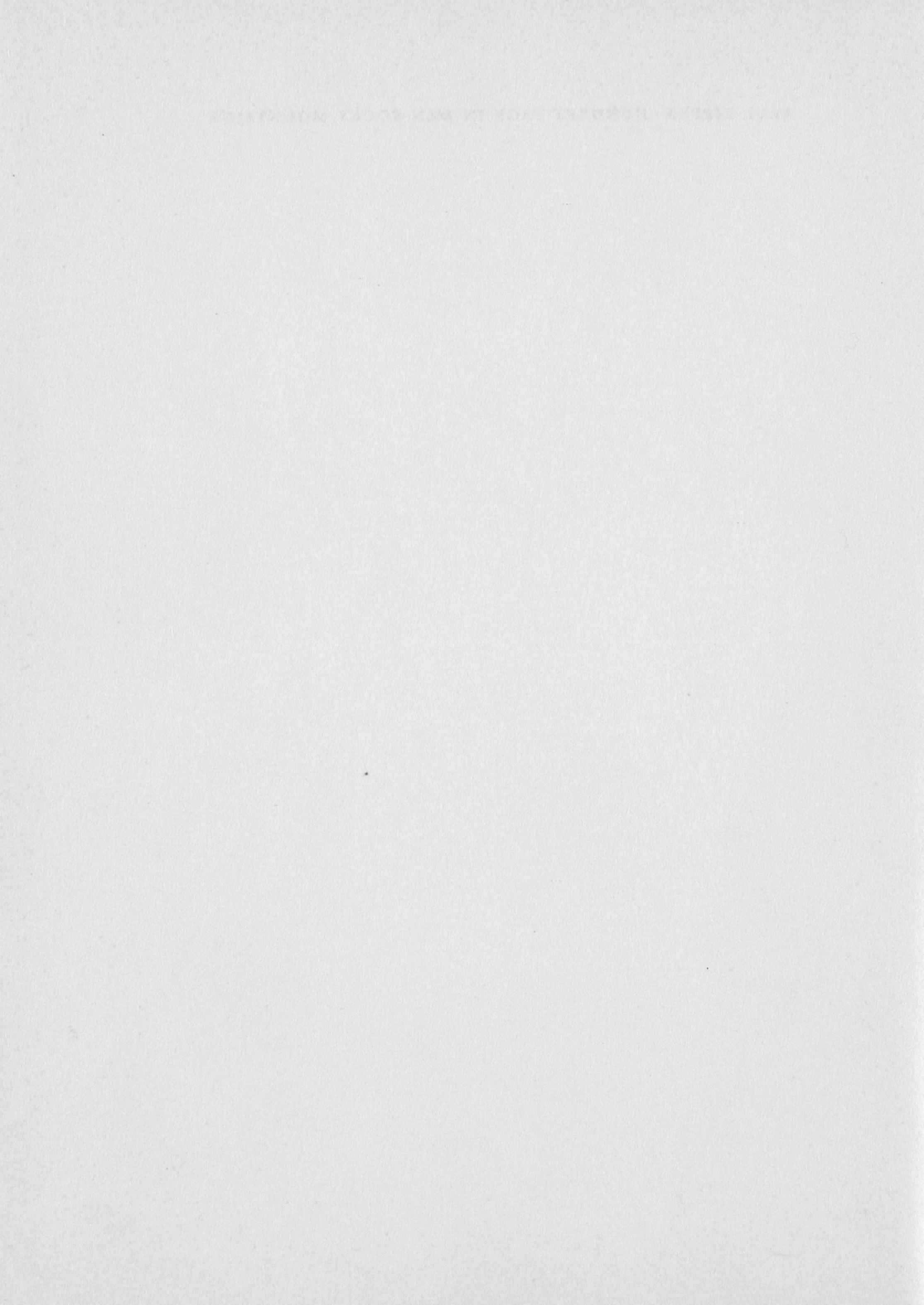

UNIVERSITY OF ALBERTA LIBRARY
0 0001 8270 645




QUAECUMQUE VERA

PAUL EIPPER · HUNDERT TAGE IN DEN ROCKY MOUNTAINS



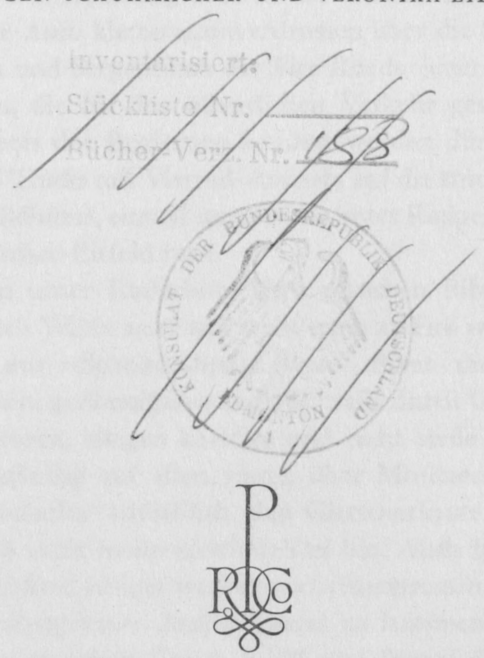
PAUL EIPPER

Hundert Tage in den Rocky Mountains

Mein Kanada-Erlebnis

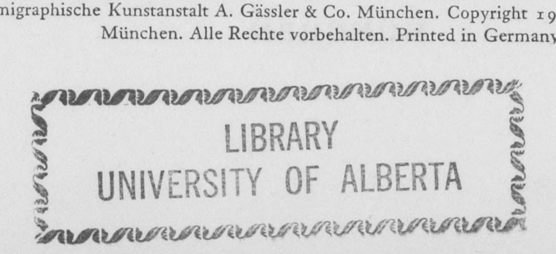
Mit 86 Fotos, darunter 16 farbigen Aufnahmen, von

EUGEN SCHUHMACHER UND VERONIKA EIPPER



R. PIPER & CO VERLAG
MÜNCHEN

11.-18. Tausend 1958
Einband und Schutzumschlag von Gerhard M. Hotop. Satz und Druck: Mandruck München Theodor Dietz.
Klischees: Chemigraphische Kunstanstalt A. Gässler & Co. München. Printed in Germany



Einiges über unsere 'Wildpfade'

Von Juli bis Oktober 1957, bei Sommersonne, Nebel, Sturm und Schnee, sind Veronika, meine Frau, Eugen Schuhmacher und ich fast 35 000 km unterwegs gewesen. Wir benützten die unterschiedlichsten Pfade. Unser Motorfahrzeug rollte über den sehr breiten, meist einwandfrei geteerten, manchmal jedoch nur rauh beschotterten oder schlimm löcherigen Highway, der bei seiner Kanada-Ostwest-Durchquerung auch in die Wildnis des Felsengebirges eindringt. Das kleine Auto kletterte unverdrossen über die Senken, Steigungen, Haarnadelkurven und Serpentinen der Fire Roads, jener schmalen Erd- und Bachgeröllstraßen, die für den öffentlichen Verkehr gesperrt sind und nur mit Sondererlaubnis der Regierung benützt werden dürfen. Wir zwängten uns bisweilen auf Trucks mit Vierrad-Antrieb, auf die sturmerprobten Dienstfahrzeuge der Wildhüter, einmal sogar in ein rotes Raupenband-Schneemobil, das über ein Gletscher-Eisfeld fuhr.

Wir wuchteten unser Ruderboot über manchen Biberdamm, ritten auf Pferderücken durch Wildwasser und wanderten zu Fuß wahrhaftig auf Wildpfaden, über oft nur 2-Spannen-breite Bären-, Biber- und Elchwechsel. Wir schlüpften auf kaum geräumigeren Indianertrails durch Urwälder, die anders nicht begehbar waren, stiegen karstige und recht steile Berghalden empor. Ich krabbelte unzünftig auf allen vieren über Moränen, über abgerutschte Felsblöcke und 'schaffte' schließlich eine Gletscherkante in beinahe 3000 m Höhe, obwohl ich nicht mehr schwindelfrei bin. Auch Bäume erklomm ich, um mit Hilfe ihrer Äste, einiger wackeligen Leitersprossen und Eugens 'Schubkraft' auf jene selbstgebaute Ansitz-Kanzel zu kommen, die uns Hoffnung bot, Grizzlybären zu sehen. Durch Schilf und Sumpf sind wir gewatet, in Canyons eingestiegen, hinunterbalanciert zum Steingrund eines geschrumpften Bergsees. Veronika und ich fuhren an einem Herbstsonntag in der C.P.R., in der berühmten Canadian Pacific Railway, deren Leichtmetall-blitzende

Dieselloks die lange Schlange der Normal-, der Pullman- und Scenic-Dome-Wagen über das Felsengebirge und durch einen Riesentunnel bis nahe an die Glacierpark-Urwelt zogen.

Die weiteste Strecke aber reisten wir auf Himmelsstraßen, von München über den Atlantik zum Westen Kanadas, und über New York zur süddeutschen Heimat zurück. Davon soll nun als Auftakt erzählt werden, vom 28-Stunden-Flug zu den Tierpfaden in den Rocky Mountains.

Sommerglut, Eisberge und ein Gewitter

Durch das Stillstehen auf dem juliheißen Münchner Rollfeld war die verhältnismäßig kleine Flugmaschine zu einem Schwitzkasten geworden. Erst als uns die beiden Motoren auf 2700 m emporgehoben hatten, ließ die Schwüle in der Kabine allmählich nach. Ich weiß nicht, was mich mehr erquickte, die Höhenluft aus der Spritzdüse über meinem Sitz oder der eisgekühlte Orangensaft. Die reizende Stewardeß lockte so eindringlich mit ihrem großen Bonbon-Tablett, daß Veronika und ich auch je ein Kaugummi-Päckchen nahmen und es – weil wir keine Wiederkäuer sind – ungeöffnet in unsere Taschen steckten. Dieses liebenswürdig lächelnde Höflichkeitsspiel hat sich während der langen Flugreise noch öfters ereignet; später, im Felsengebirge, waren wir und sogar unser Auto sehr froh über den ungewollt gehamsterten Vorrat an Knetgummi.

Aber noch flogen wir hoch über dem bayerisch-fränkischen Land mit Kurs nach Nordwesten. Ich sah ein Stück der Romantischen Straße unter mir, einen Zipfel von Württemberg, das riesengroß gemalte Wort 'Frankfurt' auf einem Hallendach, und immer wieder Wolkendampf, weißen, grauen, dunklen. Es regnete zuweilen an die Fensterscheibe; plötzlich Sonnenglast, dann neu hochwachsende Wolkentürme. Dauernder Wechsel draußen, links und rechts. Vor mir aber, beim Blick durch die offene Tür, zeigte sich ein guter, fester Doppel-Pol: die Rückenfront unserer beiden Piloten. Konzentrierte Männer, Kopfhörer und Sprechmuschel umgeschnallt, eine Hand immer am Steuerknüppel. Der übliche Ausdruck 'die Maschine liegt ruhig wie ein Brett' erscheint mir zwar grotesk für ein rasendes Flugzeug, doch in der Tat: ohne jedes Schütteln landeten wir knapp zwei Stunden nach dem Münchner Start in Düsseldorf.

Dort empfing uns eine noch schlimmere Schwüle. Kaum erträglich, das sehr lange Warten, das Ausfüllen der Papierkriegs-Formulare und das Presse-Interview in der Abfertigungshalle. Endlich, endlich konnten wir hinaufsteigen in die hell blinkende, viermotorige Super-Constellation. Eine wesentlich größere Passagierkabine, die aber sogleich bis zum letzten Platz gefüllt wurde – Hauptreisezeit! Man hat in der Touristenklasse nicht übermäßig viel Sitz- und Bewegungsraum. Hoffentlich wirkt wenigstens bald die kühlende Klima-Anlage; hoffentlich gibt es hier ein erfrischendes Bier? Das erste: ja, fürs zweite: Fehlanzeige!

Wenn die Motoren unserer auf der Rollbahn abgebremsten Maschine mit voller Drehzahl aufheulen, ahnt man ihre ungeheure Kraft; nach wenigen Minuten sind wir um ein paar tausend Meter emporgeklettert in den abendlich verdämmernden Luftraum. Die Auspuffgase des Motorenpaars auf der rechten Tragfläche werden für mich als weißlichblaue Fackeln erkennbar. Eine Weile umgibt uns grauer Dunst mit einem rußigroten Horizontstreifen. Dann durchstoßen wir die Wolken, die sich zu einem Abendgewitter zusammenballen, und reisen plötzlich in zarter, dennoch kraftvoll leuchtender, in schönster Himmelsfarbigkeit: stahlblau, wassergrün, messinggelb bis rot. Unter uns die jetzt kompakte Wolkendecke des Gewitters am Rhein.

Nach dem Fahrplan werden wir kurz vor Mitternacht in Shannon landen, zur Auffüllung der Benzintanks für den Flug über den Ozean. Der Hauptsteward dreht die Deckenbeleuchtung ab; vereinzelt glimmen kleine Leselämpchen über den Sitzen. Ich kann noch nicht schlafen, strecke, so gut oder so schlecht es geht, meine Beine aus und schaue hinein in die Nacht. Aus den Motorenhauben rechts draußen im wesenlosen Luftraum stoßen rhythmisch die nun tiefroten, manchmal grünlichen Flammenzungen der Verbrennungsgase, und irgendein Himmelsreflex zaubert einen schmalen Streifen Silberglanz auf die schattendunkel gewordene Metallverschalung der Motoren. Manchmal ahne ich das kreisende Flimmern der Propeller.

Das leichte Vibrieren unserer Maschine, das monotone Motorengebrumm wirken seltsam beruhigend auf mich; gemeinsam erzeugen sie eine wohltuende Entspannung nach dem schlimmen Trubel der letzten Tage. Ja, ich bin unterwegs! Jede Minute steuert uns um ein paar Kilometer näher ans große Ziel heran, die neben mir schlafende Veronika, Eugen und mich. Weil die Unter-

haltung der 64 Passagiere mehr und mehr vertropft, können sich meine Gedanken ordnen, kann die Vorgeschichte dieser Reise noch einmal abrollen vor mir.

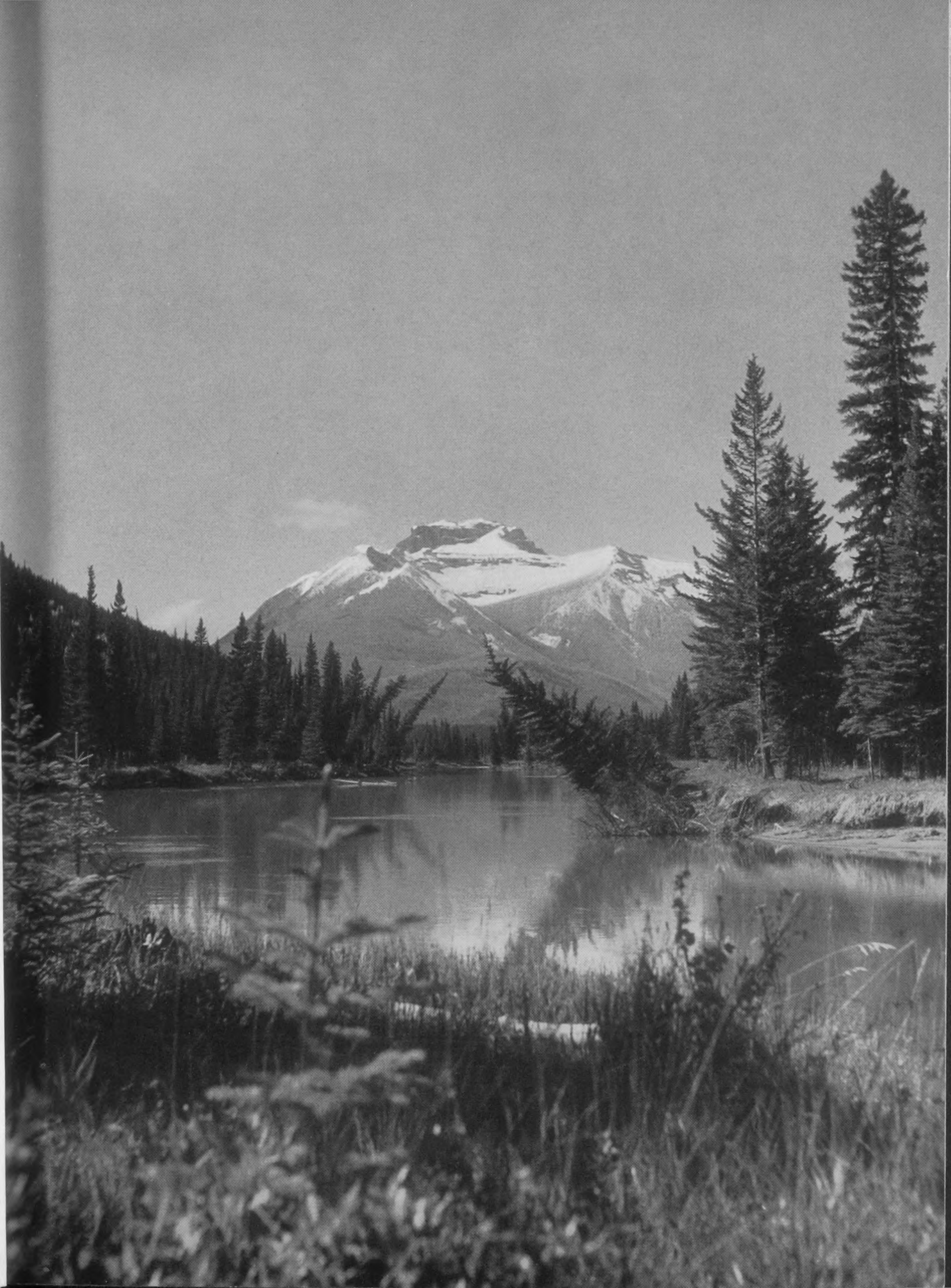
Wie hat es angefangen? An einem Märztag war ich mit Eugen Schuhmacher im gleichen Programm des Bayerischen Fernsehsenders. Wir setzten uns nach der Arbeit irgendwo zusammen, und mein Stuttgarter Landsmann erzählte, daß er im Sommer erneut nach dem Westen Kanadas fliegen wolle. Wie ich wußte, war er im vorigen Jahr bereits dort gewesen, in den Rocky Mountains und ein gutes Stück nördlich davon auf der Alaskastraße, mit einer Jagdexpedition, die für das Berner Naturhistorische Museum kanadisches Großwild beschaffte. »Ich habe allerlei gute Farbfilm-Aufnahmen bekommen, aber diese Welt des Felsengebirges ist so einmalig schön, daß ich sie mir noch viel genauer angucken muß, mit den Augen und mit der Kamera. Dort gibt's auch heute Urnatur und an manchen Stellen (ich weiß, wo!) ein Wildtier-Paradies von ungeahnter Großartigkeit. Wenn man sich Zeit läßt, kann man einen herrlichen Film mit nach Hause bringen.« So sagte Eugen Schuhmacher, der sich auskennt in vielen Ecken der Welt, im Chaco und im Alpenraum, quer durch Südamerika bis nach Feuerland, im Karakorum auch. Seine gefilmten Natur-Urkunden sind die Freude vieler fernsehnsüchtigen Menschen.

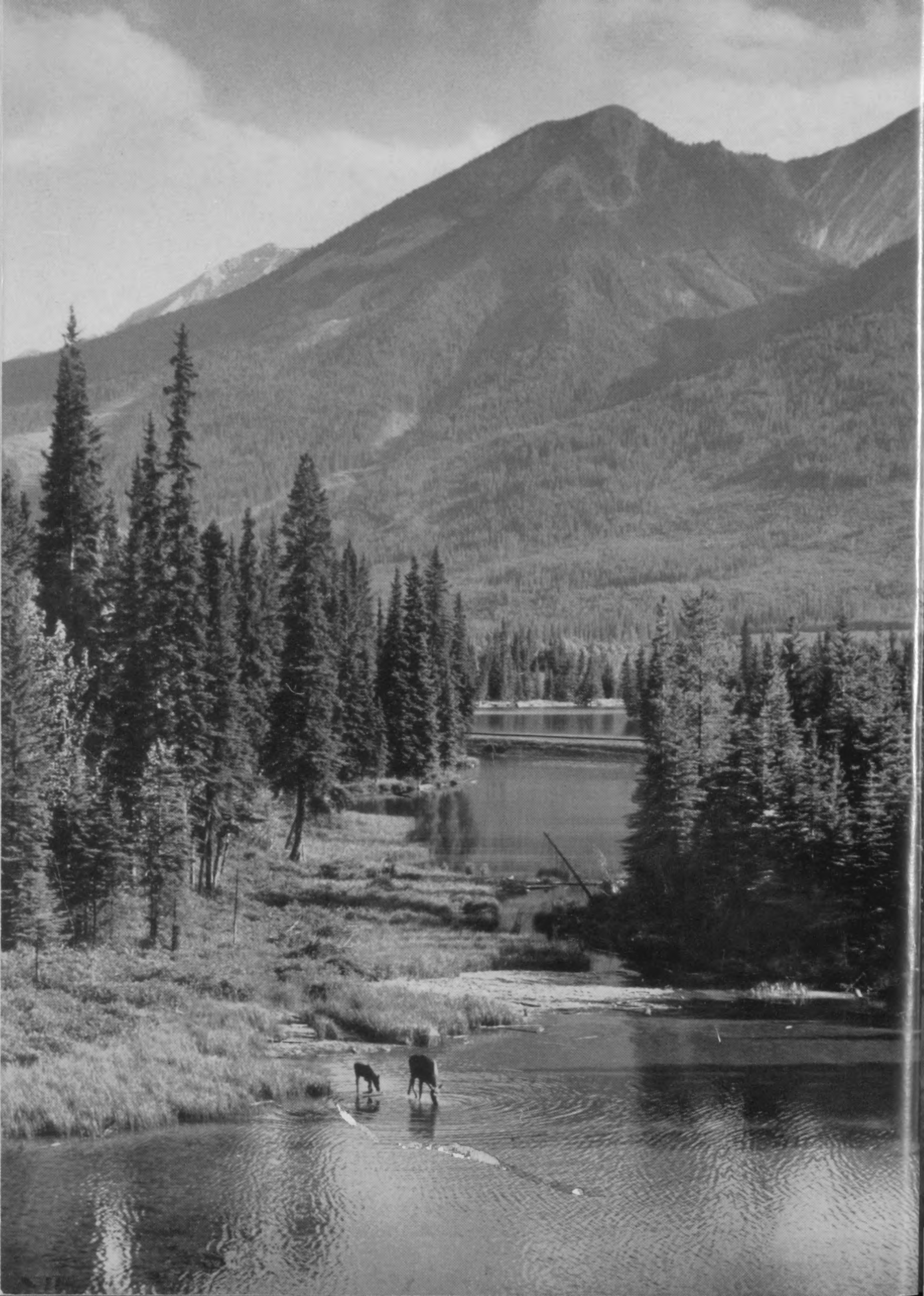
Etwas von dieser Sehnsucht stand wohl auch in meinen Augen, als ich zu Veronika hinüberschaute und ganz unwillkürlich ausrief: »Da müßten wir zwei dabei sein. Nordamerikanische Elche sehen, zum erstenmal in meinem Leben Bighornschafe und Schneeziegen oben im Fels, den Baumstachler ...« Eugen tat einen langen Zug aus seiner Pfeife und schmunzelte: »Warum nicht? Kommt doch mit! Anfang Juli starten wir.«

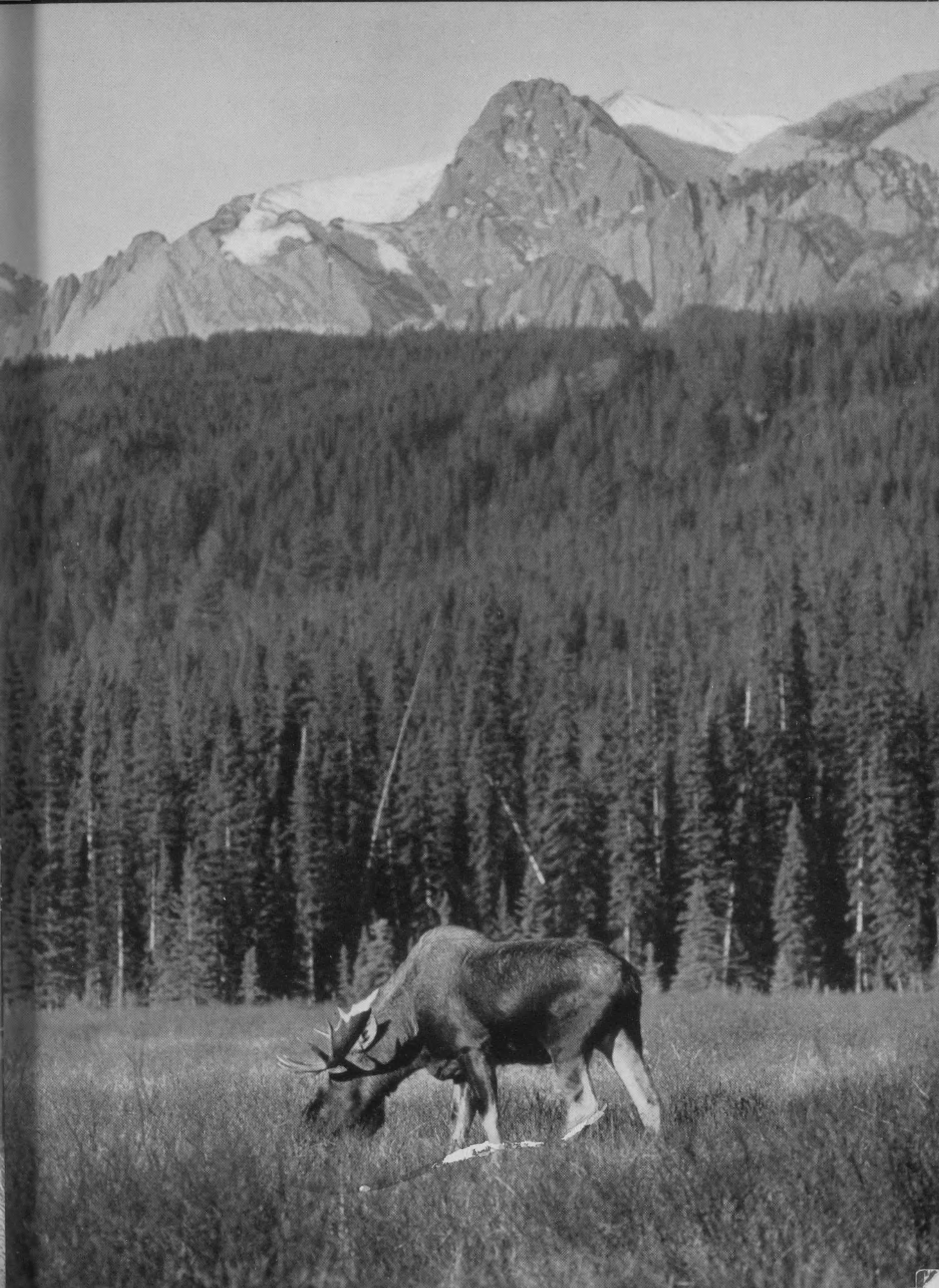
In der nächsten Stunde wurden viele Papierblätter mit Stichworten und Zahlen vollgekritzelt; in meinem Alter kann man sich leider nicht mehr kopfvoraus in ein Abenteuer stürzen. Aber ich war nun mehr als zehn Jahre lang fast pausenlos am Schreibtisch und vor den Mikrofonen gewesen; immer stärker drängte es mich, fortzulaufen von der Menschenwelt, neue Kraft zu schöpfen im Einssein mit der Natur. Hier, ganz plötzlich, zeigte sich nun die verlockendste Gelegenheit.

»Schön wär's«, meinte Veronika. »Du bist ja früher doch auch jedes Jahr ein paar Monate hinausgegangen.« Mein Versucher zur Linken ergänzte: »Es

1. Der Bow-Fluß bei Banff, im Hintergrund Mount Bourgeau, mein 'Götterthron'
2. Sommerglanz! Elchmutter und das diesjährige Kalb trinken im Vermilion-See
3. Steinberge mit Schneegipfeln, hoher Fichtenwald und ein äsender Elchschaufler









muß bloß bald geschehen. Ich fürchte, in 50 Jahren ist die Herrlichkeit auch im Wilden Westen vorbei.« – Mag sein, doch darum brauche ich mich heute nicht zu sorgen. In vier Jahren bin ich schon ein Siebziger; dann werden mir die Weltreise-Trauben doch wohl zu hoch hängen. Aber jetzt könnte es noch einigermaßen glücken ...

Die nächsten 100 Tage machten mich zum Jongleur des Verhandelns und Rechnens, zum Diplomaten im Umgehen vieler und fast unüberwindlicher Schwierigkeiten, bis eines Tages das Schiffsgepäck verladen war, die Impfung erledigt und alles, auch das amtliche Papierzeug, vorschriftsmäßig in der Aktentasche lag. Leb wohl, Arbeitsfron! Für dreieinhalb Monate bin ich ein freier Mann. Allerdings mit einem nicht ganz guten Gewissen, denn es mußte das Letzte zusammengekratzt werden, damit ich wenigstens ein Minimum an Reiseschecks kaufen konnte. Immerhin, wir drei Kumpane bestiegen genau am vorgeplanten Tag, frohgemut und schwitzend, das Flugzeug auf dem hochsommerlich heißen Rollfeld in München-Riem ...

So weit war ich gekommen mit meiner Rückschau in der nächtlich dahinbrausenden Super-Constellation, als tief unten aus der Schwärze Lichter aufblitzten, Glühpunkte in Rot, Gelb, Weiß und Grün. Sie verflochten sich zu flimmernden Perlenschnüren, zu einem Kreuz und Quer von anscheinend endlosen Lichtbändern, die aber dann nach einer Viertelstunde doch wieder verschwanden in der Nacht. Wir hatten London überflogen; es war unwirklich schön, eine Fata Morgana.

Unser Kurs stand jetzt auf Irland. »Hast Du gut geschlafen«, fragte Eugen. »Nein, ich malte mir die Schneegemsen auf den Nachthimmel.« Meine Stimme war offenbar zu laut; Veronika puffte mich. »He, die anderen wollen ihre Ruhe haben«, und Eugen meinte, es sei gar nicht notwendig, die Fantasie zu bemühen; ein Dutzend Tage später hätten wir wahrscheinlich die weißen Bocksbärte in natura vor uns. »Allerlei andere Vierbeiner auch«, fuhr er fort, »mir ist der Grizzly am wichtigsten. Bin begierig, ob er seinen Namen verdient, 'ursus horribilis'. Ich vermute, es wird nicht weit her sein mit der 'Schrecklichkeit'. Aber er *muß* mir vor die Kamera, wenigstens ein Mal.«

Ich greife dem chronologischen Ablauf meines Berichtes weit voraus, will jedoch gleich sagen, daß von hier, von dieser ersten Erwähnung des Grizzly, der 'horribilis' sich wie ein roter Faden durch unseren ganzen Rocky-Aufent-

4. Im Ruderboot kamen wir auf 5 m an die reglos sich tarnende Elchkuh heran ...

halt zieht. Mit oder ohne Erfolg, das werden wir von Fall zu Fall erleben. Jetzt glüht die bekannte Leuchtschrift auf über der Tür zur Pilotenkabine: 'Nicht rauchen. Bitte anschnallen.' Glatte Landung in Shannon 23.50 Uhr deutscher Zeit.

Wir haben genau eine Stunde Aufenthalt, müssen in die Wartehalle des Flughafen-Gebäudes und bekommen – aus Devisengründen – von der Stewardeß je einen Gutschein auf etwas Trinkbares. Leider ist das irische Bier dünn und lauwarm, zudem der unpersönliche, mit vielen Spiegeln prunkende, riesengroße Salon schwül und ungelüftet. Dennoch komme ich hier zu einer kleinen und für mich sympathischen Entdeckung. Zwischen den vielen übernächtig herumsitzenden Menschen unterschiedlichster Nationen kreuzt sehr geschickt ein junges Mädchen hindurch, in der üblichen blaugrauen, sportlich knappen Uniform der Flugplatz-Angehörigen. Sehr schlank, fast hager; Gesichtshaut milchweiß, das glatte Haar nicht blond, sondern reizvoll hellrötlich. Kann sein, daß ich mir's nur einbilde; aber sie war für mich sofort der Prototyp einer Irin. Als die Fluggäste nach Kanada durch Lautsprecher aufgerufen wurden, sah ich 'meine' Irin noch einmal; sie hatte offenbar dem Piloten die Papiere gebracht und kam auf dem Weg zum Rollfeld dicht an mir vorbei. Ich habe sie erstaunt und ehrlich erfreut angelächelt, worauf ihre weiße Gesichtshaut sogleich rosarot durchblutet wurde. Das Köpfchen senkte sich ein wenig, doch nicht genug, um mir ihr still grüßendes Zurücklächeln ganz zu verbergen. Veronika, die ich häufig als 'Falkenblick' anspreche, hat die kleine Pantomime beobachtet und meint: »Du wirst sicher nett träumen, heute nacht. Hast Du übrigens auf der Anschlagtafel die Meldung gelesen, daß infolge der Hitzewelle ungewöhnlich viele Eisberge im Nordatlantik treiben?«

*

Keine Traum-Irin erschien mir; ich habe überhaupt fast nicht geschlafen in dieser Nacht. Eine Weile schwätzten wir noch miteinander. Die beiden Scharfäugigen, Eugen und Veronika, versuchten auszumachen, wann wir die irische Insel überquert und den Atlantik erreicht hätten; sie konnten es nicht einwandfrei feststellen. Eugen, der Weltenfahrer, der sich in allen Lebenslagen schnell einordnet, schlief bald mit hörbar sonorer Atmung. Veronika konnte ihre Gliedmaßen schlecht unterbringen auf dem engen Raum; wir tauschten die Plätze, und dann kam auch sie zu einigen Schlummer-Intervallen. Ich sitze

jetzt unmittelbar am Bullaugen-Fenster, habe trotzdem keine Sicht. Schwarze Nacht, rhythmisch durchzuckt von den Feuerstößen der Auspuffgase, sonst nichts. Falsch! Wenn ich unmittelbar nach unten blicke, schräg nach hinten und an einem klobigen Schatten-Monstrum vorbei, ist irgendwo ein steter, sattroter Lichtschein. Er reist mit uns, vermutlich hervorgerufen von der Positionslampe. Es gibt selbst auf den Himmelsstraßen eine Verkehrsordnung mit amtlichen Vorschriften.

'Bist du dir bewußt', so frage ich mich, 'daß dein Körper für mindestens zwölf Stunden eingeschlossen ist in ein von der Außenwelt abgedichtetes Leichtmetallgehäuse, das auf mehr als 5000 m Höhe dahinrast im Luftraum? Unter dir ist kein festes Land, nichts als das Salzwasser eines Ozeans. Dennoch haben die Männer vor dir in der Pilotenkabine dauernd Kontakt mit der Organisation, die das Wunder fliegender Maschinen schuf. Nichts bleibt dem Zufall überlassen. Die Fachleute an Bord und ihre Instrumente sehen, hören und spüren auch in der Nacht; sie sprechen mit der fernen Bodenstation, überwachen den Pulsschlag der Motoren, den Kurs und den Fahrplan, in den sie alle – ich möchte fast sagen: magnetisch eingeschaltet sind zwischen Ost und West, Sekunde um Sekunde.'

Mich überkommt ein Gefühl sicherer Geborgenheit. Zugleich habe ich, der doch betont auf die Natur eingestellte Freund des Lebendigen, plötzlich eine große Hochachtung vor dem Menschengeist unseres technischen Jahrhunderts. Seltsame Entdeckungen macht man, wenn man zur Nacht im Ozean-überquerenden Flugzeug mit sich selbst Zwiesprache hält!

Wie gut, daß ich nicht schlafe. Die Nacht draußen lichtet sich allmählich auf. Ein paar Sterne blinken hoch über uns. Unter der Maschine ist eine fast schwarze, scheinbar stofflich feste Wolkendecke und weit draußen etwas wie ein schimmernder Horizont. Irgendwo, vermutlich links hinter uns, muß der Mond erschienen sein. Wirkliche Sicht habe ich noch nicht; aber plötzlich ist genau rechts von mir in beträchtlicher Entfernung, nein, dicht neben der Maschine, jedoch ganz allein im Luftraum, ein schlanker, silberweiß blinkender Delphin. Ich schaue lange Zeit zu, wie er mühelos, ja vergnüglich unser Tempo hält im Dahinstürmen, bis ich mir klar geworden bin: er ist das jetzt mondlichthelle Schatten-Monstrum von vorhin, ein Benzintank am Ende unserer weit sich ausstreckenden Tragfläche.

Ich muß im freudigen Staunen eingenickt sein. Als meine Augen sich wieder öffnen, sehen sie die Grundmelodie des Himmels in vielerlei Variationen. Graue Lämmerrücken sind draußen unter mir, dichtgedrängte, waagrechte Wolken, aus denen erstaunlich schnell Säulentürme emporwachsen, sich wulstig barock verbreitern. Dann wehen lange Fahnen auf uns zu, klumpen zusammen und hüllen das Flugzeug völlig ein. Wolkenschluchten entstehen, tief klaffende Abgründe. Manchmal kommt das Gewölk in meiner Augenhöhe auf uns zugestürmt, wuchert über die Maschine empor, und nun hüpft und schwankt der große Himmelskahn. Nur für wenige Sekunden. Die Kraft der Motoren und eine kleine Steuerkorrektur stellen die horizontale Flugrichtung wieder her.

Der Morgenbeginn kam für mich ganz jäh. Wir flogen zwischen zwei Wolkenschichten, die sich nach einer Weile vereinigten und meine Umwelt erneut zu Nebelwatte machten. Plötzlich wird das graue Nichts vom ersten Sonnenstrahl durchstoßen und zugleich der Dunst nach unten aufgefetzt. Tief, wirklich ganz in der Tiefe, ist eine schwarze, eine graublaue, endlose Masse: der Atlantische Ozean. Auf ihm treiben ein paar weiße Tupfen. Schneeflocken? Irrtum aus der 5000-m-Schau! Es sind acht Eisberge, die von Grönlands Küste kommen, vom Baffinland, und unseren Ostwest-Kurs kreuzen auf ihrer Schmelzreise gen Süden. Wie groß die Eisberge sind, vermag ich nicht einmal zu schätzen; auch als kurz darauf zwei neue im Norden erschienen, hielt ich sie zuerst für gezackte Spielzeug-Papierschiffchen.

»Du, ein Waschraum ist frei geworden«, sagt Veronika, und ich genieße nun sehr das Angenehme der technischen Einrichtungen in den heutigen Passagier-Flugzeugen, schiebe im kleinen Kabinett den Stecker in die Wanddose, rasiere mich elektrisch und mache von Seife und Wasser üppigen Gebrauch.

Zurückgekommen zu meinem Sitz, finde ich den Ozean nicht mehr. Lange Zeit sind wir wiederum in der grauen, wesenlosen Masse. Wären nicht die Rattergeräusche, würde ich meinen, das Flugzeug stehe still. Aber mit einemmal ist der Atlantik wieder da, geziert mit langen, lichten Kurvenbändern; wir überfliegen die mittlere Treibeis-Grenze des Sommers und peilen Neufundland an. Bald entdecke ich eine Schärenlandschaft unter mir, Küstensaum mit schwimmendem Eis-Grieß, Wälder, viele Seelein, auch ein Schlängelflüßchen zwischen grünen Ufern.

»Land voraus! Willkommen in Kanada«, rufe ich und drücke meinen Ka-

meraden die Hand. »Ist bereits wieder hinter uns. War nur eine Insel, Dein Neufundland! Jetzt kommt der St. Lorenz-Golf; wenn Du willst, ebenfalls ein Meer. Weil wir hier etwas nach Süden abbiegen, fliegen wir nicht genau über dem Lorenz-Strom nach Montreal.« Veronika studiert die Karte. »Dann sehen wir auch nichts von Labrador? Schade.« Eugen neckt: »Mach doch schnell einen Hupfer nach Norden! Dich locken wohl die Moschusochsen, die irgendwo dort oben neu eingesetzt sein sollen?«

Moschusochsen auf verschneiter Tundra, das wäre nicht schlecht. Wir müssen uns leider mit neuem Dunstbrei abfinden, der die Schiffe unten auf der Wasserbucht wegwischt und auch das Glitzern des Tank-Delphins auslöscht auf dem Aluminium-Mantel. Die flirrenden Propellerkreise zerhacken zwar tapfer den kräuselnden Nebel, erreichen aber nur, daß immer neue Schwaden herandrängen. Manchmal galoppieren sie geradezu, die Schwadenwolken, und dann wird auch unser Flugzeug zu einem übermütigen Roß, hüpft komisch auf und ab. Nicht ganz einfach, gerade jetzt auf Wunsch des Stewards einen mehrseitigen Fragebogen auszufüllen, Vorgruß der Neuen Welt!

Aber plötzlich ist makelloser Sonnenglanz und unter uns das kanadische Festland, für meine Augen zuerst tiefblau mit grünlichen Lichtern, die sich als Wiesenflächen entpuppen. Während der nächsten Flugstunde wird die Natur immer eindeutiger zur Dienerin der Zivilisation: Schachbrett-Kornfelder, Straßen, Alleen, Ortschaften, schnurgerade Überland-Autowege, bebaute Ufer am breiten Strom, Ozeandampfer in einem Hafen, dahinter eine weitgedehnte Stadt. Wolkenkratzer-Silhouetten, auch ein Berg, der 'Mont Royal'. Unsere Lufthansa-Maschine legt sich schräg und kurvt abwärts. Oh, wie sieht sie jetzt aus, die Gute, Treue, die gestern so blitzblank war in Düsseldorf! Rußig verfleckt und ölgrau, eben so wie ein Schwerarbeiter nach 17 Stunden fast pausenloser Fron. Aber ihr Pulsschlag ist einwandfrei, und auch mein Delphin tanzt fröhlich mit uns über die Landebahn.

Paß- und Zollabfertigung vollziehen sich in Höflichkeit und Schnelle. Ein Glück, denn hier auf dem Flugplatz von Montreal ist stechende, feuchte Tropenhitze. Der Vergleich mit einem Dampfbad reicht nicht aus. Gut, daß wir die fünf Stunden bis zum Abflug der kanadischen Maschine nicht in der Steinstadt verbringen müssen. Eine liebe Freundin meiner Familie fährt uns hinaus zur ländlichen Peripherie, an einem schönen See vorbei, und durch ihre alt-

bewährte Organisationsbegabung gelingt uns zweierlei: erquickende Erfrischung im Grünen und trotz des Wochenendes die Einleitung wichtigster Verhandlungen. Dadurch, daß ein Beamter des deutschen Generalkonsulats den freien Samstag opfert, wird nun schnell ein Kanal geöffnet werden über unsere Botschaft zur kanadischen Regierung. Ziel: die Erlaubnis zum Befahren der Fire Roads, eines der beiden Grunderfordernisse für unser Eindringen in die Urnatur der Rocky Mountains . . .

»Langsam fertigmachen, Richtung Flugplatz, leider! Um 2.05 Uhr startet Eure Maschine«, sagt Ise. Blick auf meine Armbanduhr und Kopfschütteln; sie zeigt noch deutsche Zeit, muß nun um fünf Stunden zurückgestellt werden. Wir sind der Sonne vorausgeflogen über den Atlantik. In München ist's jetzt schon Abend, hier hoher Mittag. Seltsam große Schwalben pfeilen über uns, metallisch tiefblaue, fast schwarze. Eugen sah die gleiche Art vor Jahren in Südamerika.

*

Die Maschine der 'Trans-Canada Air Lines' ist eine schnittige 'Viscount', auch viermotorig, etwas kleiner, doch mit wesentlich geräumigeren Sitzen. Ich bin froh, daß schon bald nach dem Start die Klima-Anlage zur Wirkung kommt. Beim Blick hinunter auf das sonnenflimmernde, flache Land spürt man fast körperlich die Sommerhitze.

3200 km haben wir noch westwärts zu fliegen, auf einem Streifen zwischen dem 45. und dem 52. Breitengrad. Es wird meine erste Schau sein auf Kanada, aus der Vogelperspektive, gewissermaßen im Darüberhinweghuschen. Zu mehr reicht es für diesmal nicht.

Kanada ist das zweitgrößte Land unserer Erde, ist umfangmäßig ein Erdteil für sich. Seine Flächenausdehnung – fast 10 Millionen Quadratkilometer – entspricht der von Europa. Doch weite Gebiete des Nordens sind jetzt und wohl noch für sehr lange Zeit gänzlich unbesiedelt; nicht viel mehr als 16 Millionen Einwohner hat das Riesenland, das von drei Ozeanen umgrenzt wird, von Atlantik, Eismeer und Pazifik.

Mancherlei möchte ich davon kennenlernen; der Geldbeutel sagt 'nein' zu jedem noch so lockenden Abstecher, und auch die Zeit drängt: in wenigen Tagen beginnt das Indianerfest am Felsengebirge. Begnügen wir uns also mit dem, was der Blick aus der Flugkabine zeigt: Industriegebiet und Siedlungs-

dichte. Dann die Großen Seen; alle fünf zusammen haben das Raumausmaß der Deutschen Bundesrepublik. Infolge der geradezu grellen Sonnenbestrahlung sieht die Riesen-Wasserfläche aus wie ein gehämmerter, gepunzter Silberschild, plötzlich sogar wie eine Salzkristallwüste. Lebhafter Schiffsverkehr, Motorboote und Dampfer, zuweilen auch etwas sehr Merkwürdiges, mir Unbekanntes: ovale oder runde Tellerscheiben, fünf, sechs hintereinander, so als trieben Wasserrosenblätter auf dem Seespiegel. Aber sie sind nicht grün, sondern braun und müssen recht groß sein. Mein Fernglas verrät mir – Baumstämme, die, zu Tausenden geklammert, kreisförmig zusammengehalten werden und wohl zu den Papierfabriken reisen, am für mich scheinbar fadendünnen Zugseil eines Schleppers.

Kurze Zwischenlandung in Fort William. Unsere Uhren werden nochmals um eine Stunde zurückgestellt. Beim Weiterflug durch die Provinz Ontario dauernder Wechsel zwischen Wald und Wasser. Gut 3000 Seen gibt es zwischen hier und Winnipeg, kleine, auch recht beachtliche. Unterschiedlichste Konturen: kreisrund, nierenförmig, gezipfelt, da und dort lange Schläuche. *Ein* See liegt mitten im graugrünen Wald wie eine dicke Watschel-Ente, neun Gösselchen drum herum, neun silberhelle Seelein.

Eugen macht Farbfotos durchs Bullauge. Die Motoren und ihre glitzernden Propellerkreise heben sich kontrastreich ab von den weißen Wolken des Horizonts. »Kann man sich da nicht einbilden, ganz hinten sei eine vergletscherte Insel, die von Eisbergen umgeben ist«, fragt Veronika. Ihr Fantasie-Vergleich hat schon Berechtigung. Die Wolken steigen so kompakt empor, daß man ihre Wasserdampf-Natur völlig vergißt. »Und etwas anderes fällt mir auf«, fährt Veronika fort, »wir haben bislang noch nicht einen Vogel fliegen sehen im Luftraum zwischen unserer Maschine und der Bodenwelt. Möwenschwärme müßte man doch erkennen können, Kraniche, Raubvögel, vielleicht sogar Tauben.« Eugen dreht den Kopf vom Spiegelreflex-Sucher seiner Kamera zu uns: »Wenn Du dabei an die Wandertauben denkst, das war einmal. Sie sind schon seit fast 100 Jahren völlig ausgerottet. Das wahrscheinlich letzte Weibchen soll hier in Ontario um 1875 geschossen worden sein. Eine wirkliche Großtat der menschlichen Zivilisation!!« Weil in meinem Handgepäck ein zoologisches Nachschlagebuch steckt, kann ich dazu ein paar Sätze zitieren: 'Der sehr erfahrene amerikanische Vogelforscher J. J. Audubon schätzte und

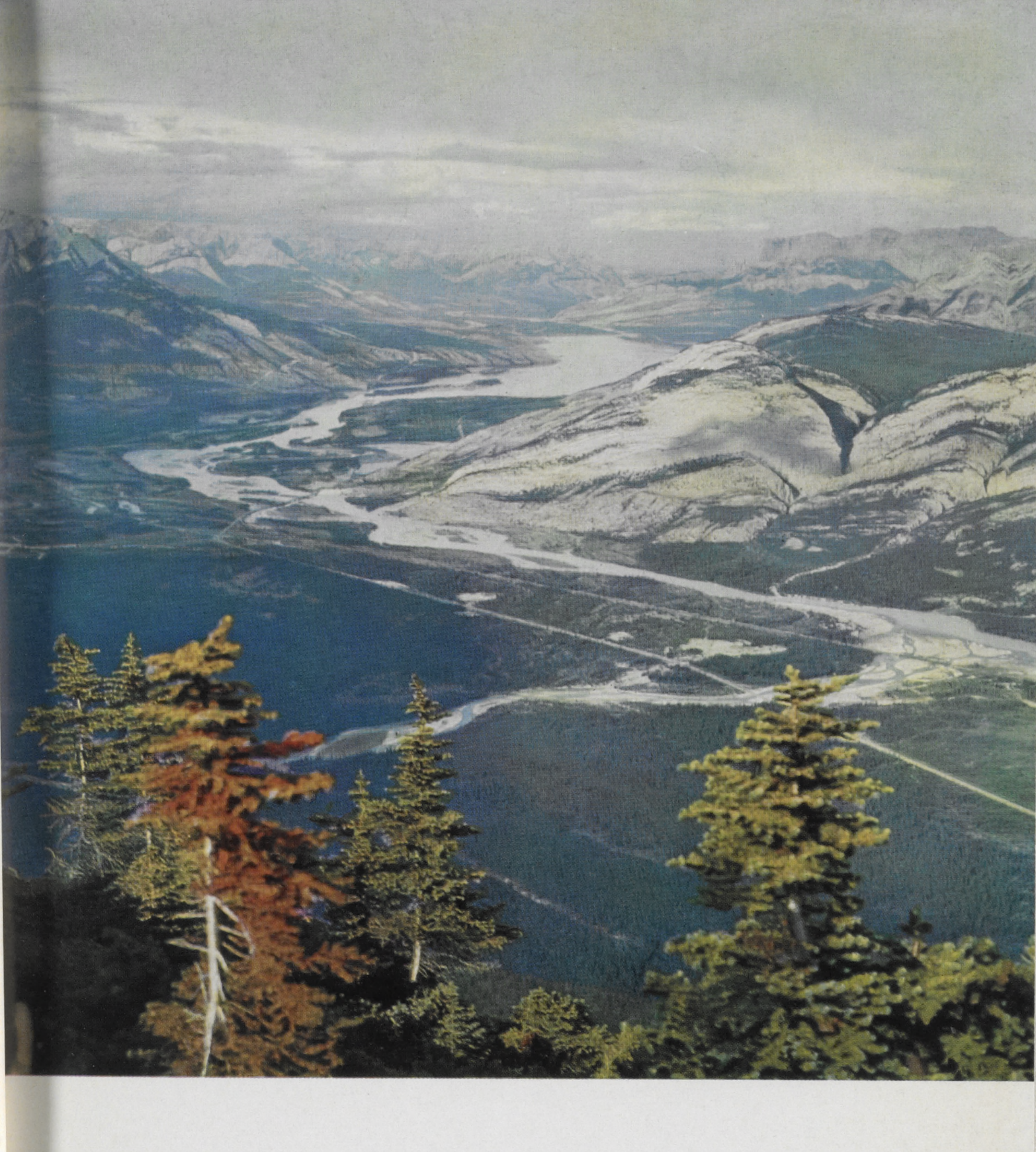
berechnete im Jahr 1813 einen einzigen Zug von Wandertauben auf 1115 Millionen und 136 tausend Tiere. Drei Stunden dauerte der gut eine Meile breite Vogelzug. Er war so dicht, daß er die Mittagssonne verdunkelte. Die allerletzte Wandertaube starb 1914 im Zoo von Cincinnati.‘

Wir schweigen lange Zeit. Unter uns zieht eine schmale, sauber abgegrenzte Erdstraße immerzu durch das Wald- und Seengebiet, zuweilen auf einem erhöhten Damm. Lastautos krabbeln darüber, winzig für uns, wahrscheinlich Holztransporter. Durch eine Seenkette windet sich eine braune Schlange mit vielen Rechteck-Gliedern: aneinandergehängte Baumstamm-Flöße. Das Sonnenlicht ist stechend grell.

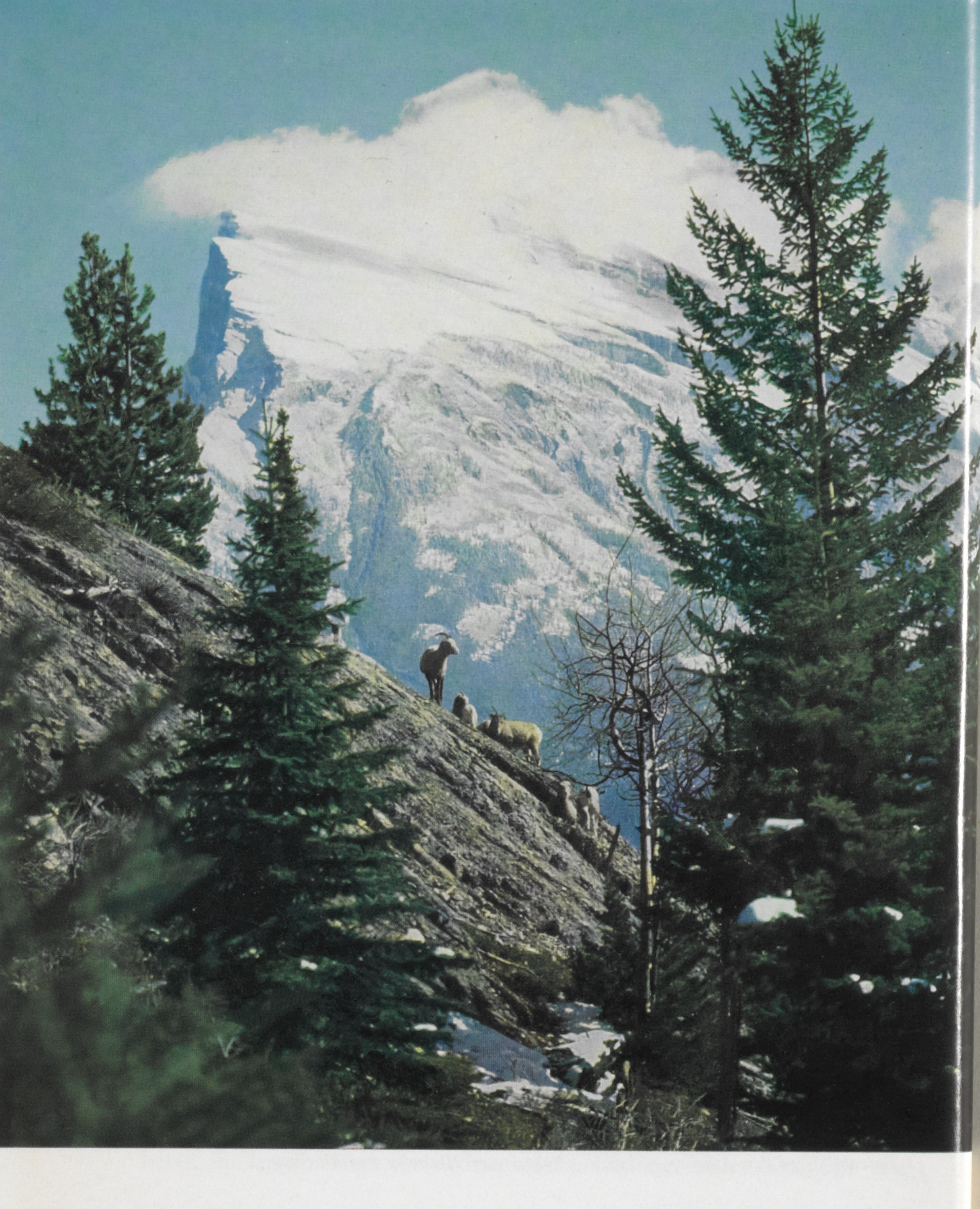
Winnipeg wird sichtbar, eine große Stadt, Reißbrett-Konstruktion von Parallel- und rechtwinkligen Querstraßen. Hohe Silos, Getreidespeicher im Hintergrund. Während die Maschine übers Rollfeld holpert, steigen nun doch von einer gar nicht weit entfernten Wasserpfütze ein paar Vögel hoch, Rotschenkel mit weißen Bäuchen.

In der nächsten Stunde überfliegen wir die Kornkammer Kanadas, eine der vier größten auf unserer Welt. Alle Getreidefelder sind mathematisch aufgeteilt in Rechtecke und Quadrate, lückenlos. Peinlichst geordnete Kultursteppe. Statt dem bislang hellbraunen Sand fast schwarze Erde. Keine Dörfer. Jedes Bauernhaus steht für sich auf dem eigenen Ackergrund, ist meist samt seinem Gärtchen von einer hohen Hecke eingerahmt oder von windabhaltenden, schlanken Pappeln.

»Schau Dir's nur an, Veronika, das Weizen-Industriegelände! Vielleicht entdeckst Du irgendwo die raffinierten Ernte-Trucks, die im Vorwärtsfahren das Korn nicht nur schneiden, sondern auch bündeln, verladen, am Ende gar noch dreschen! Hubschrauber setzen die Großlandwirte ebenfalls ein. Vergiß aber nicht: vor kaum mehr als 80 Jahren war dort unten noch Grasland, die Endlosigkeit der Prärie; zu Zehn- und Hunderttausenden zogen die Büffel weidend darüber. Sie waren die Ur-Besitzer der Prärie, sie und die Indianer, die sie zwar jagten, um sich von ihrem Fleisch zu ernähren, um Zelte und Kleidung aus dem Bisonleder zu machen. Aber es wurden Jahr um Jahr viel mehr Büffelkälber geboren, als die Indianerpfeile an Tribut aus den Herden herausholten. Plötzlich erschien der Weiße Mann, schleuste sich von Osten heran im langen Treck der Ochsenwagen, begierig, neues Siedlungs- und



5. Tiefenblick auf den Athabasca-Fluß, auf Bahndamm, Highway und Pipeline



6. Bighornschafe, Mütter und Lämmer, im Hochlicht vor dem Mount Rundle

Ackerland zu gewinnen. Arbeiterkolonnen erschienen, legten Holzschwellen auf die Prärie und bauten einen Schienenweg für die Eisenbahn zum Pazifik. Ganz andere Mengen an Fleischnahrung wurden jetzt gebraucht, und außerdem störten die Büffelherden Arbeit und Sicherheit. (Die Indianer auch!) Flinten und schwere Revolver knallten immerzu, Tag für Tag. In acht Jahren, zwischen 1870 und 1878, wurde der scheinbar unerschöpfliche, nicht zählbare Riesenbestand kanadischer Präriebüffel fast gänzlich vernichtet. Was übrigblieb, nun, wir werden es in den Reservationen sehen. Die heutigen Bison-Reste stehen unter Naturschutz, genau wie die noch vorhandenen Indianer.«

Unsere bittere Meditation wird unterbrochen. Die Stewardeß drückt Veronika ein Papierblatt in die Hand: Captain's Bulletin von 19 Uhr. Diesem Pilotenbericht zufolge reisen wir augenblicklich mit 480 km/h in 5486 m Höhe. Regina wird in 65 Minuten angeflogen. Dort ist Mountain Time; Uhr also noch einmal um 1 Stunde zurückstellen! Die Außentemperatur im Äther beträgt – nach Celsius gerechnet – 10° minus; drunten auf der Erde sind 30° plus. Wetter wolkig, Regenschauer.

Die Bezeichnung 'Regenschauer' halte ich für recht bescheiden. Unser Luftkahn hüpft durchaus lebhaft. Augen zu! Ich bin ein bißchen müde geworden. Aber zum Schlafen kommt es nicht; die Kopfzentrale arbeitet auf vollen Touren, möchte Programm machen für die kommende Zeit.

'Schenk dir's, Freund! Die Absicht dieser Reise ist längst klar, ihr Ziel auch, das äußere und das innere. Du bist zu der Überzeugung gelangt, daß im kanadischen Felsengebirge Möglichkeiten bestehen (es gibt nicht mehr viele davon auf unserer Welt!), die noch unverfälschte Urnatur zu erleben, den Reichtum und die Einheit von Tier und Pflanze, Wasser, Wald und Berg. Schwinge dort ein, nur dort und ganz ohne Programm!'

Ja, so sollen die nächsten dreieinhalb Monate angewendet werden – als schöpferische Pause, restlos in den Rocky Mountains. Ich will mich locker machen, will bereit sein und nichts begehren. Verzicht auf die Pazifik-Küste, auf Alaska, auf Rekordleistungen, Heldentaten und Sensationen. Es wird trotzdem keine faule Zeit werden. Dafür sorgt schon Eugens Drang, seine Kameras zu betätigen, und auch Veronika möchte Bilder und allerlei Tonband-Aufnahmen mit nach Hause bringen. Wir Männer wollen eine gute Kameradschaft halten; dennoch soll jeder freizügig bleiben. Ich habe in München keine

Verpflichtungen abgeschlossen für diese Zeit; meine Koffer enthalten weder Optiken noch Farbpinsel, nur Schreibpapier, damit ich allabendlich notieren kann, was mir der Tag schenkte: Wanderlust und Muskelkater, die Innenschau beim stillen Verweilen, Kontakt mit dem Großen und dem Kleinen in der lebendigen Natur. Die Winzigkeit einer Bergblume ist mir nicht weniger willkommen als der Wapiti-Koloß. Strapazen und Einschränkungen verlieren an Gewicht, wenn man sie auslacht. Ich will dem alten Körper eine Chance geben; er soll in den Rockies wieder jung werden und gesund, die Seele auch, trotz meiner weißen Haare. »Ran ans frohe Abenteuer!«

»Wenn der Pilot Deutsch versteht, wird er sich über Deinen reizenden Wunsch freuen«, sagt Eugen. Ich muß also wohl den Schluß-Appell hörbar ausgesprochen haben. Wahrhaftig, die Maschine macht ganz nette Hopser; es scheint tüchtig Wind zu haben in der Luft. Immerhin, wenige Minuten später bremsen wir auf dem Rollfeld von Regina ab. Letzte Zwischenlandung. Der kurze Weg zum Stationsgebäude hat seine Tücken; man wird vom heißen Sturm fast umgerissen. In der Wartehalle ist die dumpfe Luft kaum noch zu atmen; kein Fenster kann geöffnet werden bei solchen Stoßböen. Doch als wir nach einer halben Stunde zum Flugzeug zurückgehen, ist der Himmel blankgefegt vom Gewölk. Dafür brütet nun auch in der Kabine eine Backofenglut, und das bleibt so, wenigstens während der ersten Viertelstunde nach dem Start. Die Klima-Anlage kommt nicht dagegen an. Zum Glück sind nur noch fünf Passagiere, lauter Männer, mit uns im Raum. Ich ziehe an Kleidung aus, was einigermaßen zu verantworten ist, schimpfe jedoch dauernd vor mich hin: »Tropendschungel, Dampfbad, Schwitzkasten-Sauna, verrückte Nordlandswelt!« Veronika stupst mich, wischt aber zugleich sich und mir Schweißtropfen vom Gesicht. Auch Eugen hat den Kragen aufgemacht und die Hemdsärmel hochgekrempelt. »Du solltest bloß nicht gar so arg schimpfen auf das bißchen Hitze. Die paar Sommerwochen fressen Dich nicht. Ende August kannst Du in den Rockies gegen Abend schon frieren und im September vielleicht auch Schneeballen machen. Wenn Du's dann nicht wiederum zu heiß hast – vom Schreien der Hirsche. Mensch, Du wirst verrückt werden! Rings um Dich rumoren die Brunftrudel, und die Aspen sind goldgelb am Fluß, auf allen Hängen.«

Mich reitet ein Teufel, ein häßlicher. »Ist mir alles einerlei; ich brauche

jetzt ein Glas kaltes Bier, sonst nichts.« Worauf wir gemeinsam loslachen und dann sehr gemütlich miteinander schwätzen. Eugen sieht auf seine Armbanduhr. »Zum Bier müßte es uns zeitlich reichen, Dir und mir. Wenn wir keine Verspätung haben, ist in Calgary der Beer Parlor eben noch geöffnet.« Blick durchs Fenster: »Freier Himmel. Die Maschine liegt wie ein Brett. Keine Sensation zu erwarten.«

Das hätte Eugen nicht sagen sollen. Zehn Minuten später trifft unser Vogel auf eine schwarze Wolkenwand. Es wird tatsächlich Nacht um uns; rot und grünlich zucken nun wieder die Feuerzungen der Abgase aus den Motorhauben. Die Maschine nimmt bald den Kopf hoch, bald neigt sie ihn, dreht nach der Seite. Unser Pilot versucht offenbar, aus dem dicksten Wolkenbrei herauszukommen. Mal findet er auch links ein helles Himmelsloch, das aber gleich darauf vom brodelnden Gewölk überflutet wird. Und dann kommt der erste Blitz senkrecht herunter, Backbord voraus. Ein paar dünne Blitzfinger folgen schnell, ziemlich entfernt. Wieder ein naher, sehr greller, und jetzt hat sich die Gewittersinfonie eingespielt, wettert mit allen Instrumenten, Furioso! Der Donner übertönt jedes Motorengeräusch; er rollt endlose Sekunden lang wie dumpfer Trommelwirbel. Dann kracht es hell zischend, unmittelbar nach dem Blitzzucken.

Gottlob, wir sind aus der Hexenküche herausgeschlupft, kommen auf eine fast wolkenlose, lichte Himmelsschneise und reisen ziemlich ungestört fast eine Viertelstunde, um dann von einer neuen Gewitterfront überfallen zu werden. Am dichtesten ist sie rechts; aber auch nach links scheint kein Ausweichen möglich zu sein. Dort ist ja die von Nordwest nach Südost sich erstreckende Barriere der Rocky Mountains, mit deren Gipfeln unser Pilot jetzt wohl auf keinen Fall in 'Tuchfühlung' kommen will. Die Flugmaschine tanzt böse auf und ab, bockt wie ein wildes Cowboy-Pferd. Das Glasschild 'Anschnallen' leuchtet rot auf. Wir sind nun nach meiner Meinung mitten im Gewitter. Es knallt und donnert unentwegt. Einmal zischen im gleichen Augenblick fünf Blitze um uns. Im grellen Widerschein ist die Schwärze des Gewölks ziegel-blutrot. Ich gestehe, mir wird etwas bang. Keine Angst! Ob Luftloch, ob Sturmstoß, der Mann am Steuer zwingt die Maschine, meistert alle Widrigkeiten. Er will voran, durch den Aufruhr hindurch!

Jetzt haben wir eine neue Schnaufpause. Das Gewölk wird dünner. Unten

sehe ich Land, den Erdboden, einen Bauernhof, von Bäumen umstanden. Aber links und rechts zucken schon wieder Blitze, und die Luft in der Kabine ist unerträglich. Mein Hemd klebt an der Rückenlehne des Sitzes. Veronika rutscht verdächtig hin und her; sie schluckt ein paarmal. Übelkeit? Plötzlich lehnt sie den Kopf an die Seitenstütze und – schläft. Übersprungshandlung? Es wird wohl die gestaute Kabinenatmosphäre gewesen sein. Jedenfalls wurde meiner Frau so nicht bewußt, daß wir bald darauf in einen dritten Gewittertanz hineinflogen, in nun fast pausenloses Blitzgezuck. Eugen saß auch jetzt unverändert reglos drüben auf seinem Fensterplatz, Kopf an der Glasscheibe, und beobachtete höchst interessiert das himmlische Spektakelstück. Er hat bewunderungswürdige Nerven, gewiß aus Stahldraht.

Was mich anbelangt: während der nächsten Viertelstunde war ich nicht mehr ganz davon überzeugt, daß wir lebendig auf den Erdboden hinunterkämen. Zwar sagt man, der Blitz könne einem fliegenden Flugzeug nichts anhaben; ob aber diese gemein harten Stoßböen . . .?

Wie lang noch? In fünf Minuten ist die vorgeschriebene Landezeit erreicht. Wir werden zumindest allerlei Verspätung haben, durch den Gegenwind und durch die Ausweichversuche.

Irrtum! Schon senkt sich die Maschine, nicht jäh oder gestoßen; sie legt sich kurvend schräg, holt weit aus und steht, ich möchte sagen: auf die Sekunde pünktlich um 9.20 Uhr abends still. Sturmregen peitscht auf die Tragflächen, und der Donner grollt. Aber die Blitze wirken jetzt armselig bedeutungslos gegenüber dem Scheinwerferlicht des Rollfelds. Wir sind in Calgary, 34½ Stunden nach dem Münchner Start. Ich habe tief aufgeatmet und meine Hochachtung vor dem Piloten nicht verschwiegen.

Erste Begegnung mit dem Wilden Westen

Das Gepäck wurde überraschend schnell ausgehändigt. Doch wir konnten die Abfertigungshalle nicht verlassen. Fast eine halbe Stunde prasselte der Wolkenbruch mit unvorstellbarer Vehemenz. Endlich erlöste uns ein heranrutschendes Taxi. Zugleich tröpfelte der Regen ab, und im letzten Wetterleuchten zeigte sich plötzlich unter dem Wolkenstau am Westhorizont ein langge-

strecktes, helles Zackenband. »Die Rocky Mountains! Du, dort hausen Grizzlybären«, sagt Eugen und fügt mit ironischer Unterstreichung hinzu: »Aber für Dein Bier sehe ich schwarz!«

Das Taxi fährt über freies Feld auf eine Doppelreihe von Lichterpunkten zu, findet so eine schnurgerade, breite Asphaltstraße, die in schöner Schwingung abwärts führt zur Stadt, in das funkelnde, von Farbigkeit sprühende Meer der Lichtreklamen. Hier ist Großstadt-Atmosphäre, hektisch übersteigert, weil sich durch die taghell erleuchtete Avenue, an Turmhäusern und Bretterbuden vorbei, ein fast lückenlos geklumpter Menschenstrom wälzt. Er wird, je mehr wir uns dem Zentrum nähern, noch vergrößert durch die Massen, die aus den nachtdunklen Seitenstraßen herausdrängen. Kakophonie von Gelächter, Jubeln, Schreien, Knallen und Singen.

»Glücksrausch? Weltuntergang?«, frage ich den Hotelportier. »No, Schluß-Nacht der Stampede!« Im Juli haben die Cowboys und Pferdemenschen ihr Jahresfest, Reiterspiele, Wagenrennen. Zu den 200 000 Einwohnern von Calgary gesellen sich gar nicht zählbare Mengen schaulustiger Besucher; eine ganze Stadt ist aus den Fugen geraten. Viel Vergnügen! Aber wo finde ich nun endlich mein Bier?

Das Greenhorn, der eben zugereiste German, muß noch allerlei lernen. Hier in Kanada, zumindest in der Provinz Alberta, dürfen Bier, Wein und Schnaps nicht frei ausgeschenkt werden. Man geht zu normaler Tageszeit in ein staatlich lizenziertes Kontor, füllt vor dem Beamten ein Formular aus und kann nun zwar alles kaufen, was der Geldbeutel verkraftet, muß aber seine Botteln ungeöffnet in die Wohnung bringen. Bier bekommt man glas- und flaschenweise in den Parlors, bis 1/2 11 Uhr abends. Jetzt, kurz vor Mitternacht, sind sie längst geschlossen, machen morgen, am Sonntag, überhaupt nicht auf. »Warten Sie bis Montag früh, please!«

Mir ist nach dieser Offenbarung leider nicht gegeben, 'zu sagen, was ich leide!!' Kaum kann ich mit ein paar Tassen lauwarmen Tees das schwammige Weißbrot durch die ausgetrocknete Kehle abwärtspressen. Dann reißt uns drei Ozeanflieger die Menschenflut mit, Straße auf, Straße ab. Widerstand, Abwehr gibt es nicht. Kinder, Jünglinge, wohlbeleibte, krausbärtige Männer und alte Frauen tanzen Ringelreihen oder Cancan-Ähnliches auf den Bürgersteigen, zwischen stoppenden Autos; sie singen, johlen, ziehen uns in ihre

Kreise. Das Reiter-Treffen ist offenbar zugleich ein Kostümfest. Außer Cowboy-Trachten sehe ich viele altmodische Kleider der Kolonisatorenzeit, Mädchen und Frauen in hochgeschlossenen, schwarzen Seidenroben mit Schleppe.

Im Flugzeug bin ich nicht seekrank geworden; doch jetzt fängt mein Gehirn an, Karussell zu fahren und mein Magen auch. Der Lift zum neunten Stockwerk des Hotels wird mir zur Folterkammer. An Schlaf ist nicht zu denken; drunten im Schacht der Straßen jauchzt die Kehraus-Fröhlichkeit. Aber hoch über mir ist wolkenloser Himmel, das Firmament mit seiner gottlob stummen Sternenpracht.

*

Beim Frühstück sehe ich auf jedem Tisch des Coffee Shop ein kleines Kartonplakat; je ein Sonntagsgebet für Protestanten, Katholiken und Juden ist darauf gedruckt. Der Sonnenglanz verspricht einen heißen Tag. Was fangen wir mit ihm an? Die Ämter und Banken sind geschlossen; doch nach dem Stadtplan gibt es hier einen Zoo. Er liegt im Osten, auf einer Insel des Bow River. Genau das Richtige für uns!

Die erste Viertelstunde gehen wir zu Fuß, um die Wolkenkratzer anzusehen und ihre Nachbarn, die oft windschiefen Einstockhäuser aus Holz und Preßplatten, dann die üppigen Kaufhaus-Schaufenster mit den für uns noch üppigeren Preiszetteln. (1 kanad. $ = 4,45 DM.) Aber die Straßen sind noch immer voll von Menschen, von vergnügten, auch von übernächtigen Menschen aller Farben und Zonen: Weiße, Neger, Chinesen, Indianer, Eskimos. Interessanteste Studien könnte man hier machen; doch der Staub, die schon wieder dumpf brodelnde Asphaltluft beengen meine Atmung. Wir steigen in den Omnibus, Richtung Zoo.

Zwei Minuten später zeigt Veronika auf eine Hauswand. In blauer Farbe sind zwei riesengroße Buchstaben aufgemalt: VW. Am Bürgersteig, vor dem sonntäglich geschlossenen Verkaufsladen, parken viele Autos, darunter auch ein mattgelber Klein-Omnibus, ein VW-Kombi. Jähe Ahnung durchzuckt mich; fragend blicke ich Eugen an und Veronika. Beide nicken, hoffnungsvoll, aber nicht frei von Zweifeln. Immerhin, über Monate lief eine Korrespondenz zwischen München und Toronto. Der letzte Brief empfahl uns, gleich nach der Landung die Calgary-Filiale aufzusuchen. Wohlan, morgen werden wir Bescheid wissen!

Der Insel-Zoo ist ein sehr großer Volkspark und kostet keinen Eintritt. Ich sehe dort manche nicht alltäglichen Tiere, auch Vertreter der nordischen Fauna: Gabelböcke, einen zu gut genährten Bighorn-Widder, Elche, Rens und drei Grizzlybären. Der eine ist ein ausgewachsener, kapitaler Mann, ein Silvertip. »So einen wünsche ich mir vor die Kamera, mitten in den Rockies«, sagt Eugen. »Und dann noch eine Mutter mit Jungen.«

Wie die Wellen an der Meeresküste pulsten unterdes flutende Menschenmassen in den Park. Was mir noch nie passierte in einem Zoo – hier war das Publikum für mich vielfach lockender als sämtliche Tiere. Wahrhaftig eine fremde Welt, schon in der Aufmachung; ich hätte solch einen Mischmasch nicht für möglich gehalten. Als sei der weite Park eine Riesenpalette, vollbetupft mit den schreiendsten Anilinfarben. Durchaus unbekümmert gab sich jedermann, Kind, Dame oder Herr, die eigene Mode-Prägung. Gewiß, heute war ein heißer Sommertag; aber ich bestaunte doch sehr die Männer, deren Oberkörper nur ein ärmelloses Unterhemdchen trug, vorn geschmückt mit dem raumfüllenden Buntdruck eines Indianerhäuptlings, während rückwärts ein Bison, ein Adler oder ein Sweetheart knallfarbig aufgemalt war. Die Frauenkostüme pendelten zwischen Nylon-Eleganz mit Spitzenkragen, hautengen und dünnsten Hosen oder Dreiviertel-Nacktheit.

Kreuz und quer spazierten die Menschen zwischen den Blumen-Rabatten, ohne jedoch eine Blüte zu zertreten, lagerten auf dem wohlgepflegten Rasen, öffneten ihre Futterkartons, löffelten aus Papiertüten unheimliche Mengen giftgrüner, knallgelber und violettroter Eiscreme, tranken dauernd Coca-Cola und warfen die leeren Flaschen hinter sich. Jede Gruppe hatte selbstverständlich ihr Koffer-Radio tönend dabei, manchmal auch zwei.

Wohltat, den hohen Indianer-Totempfahl zu betrachten, der zwar nicht weniger bunt, aber schweigend zum blauen Himmel ragte. Endlich entdeckte ich ganz hinten im Gelände einen weit geschwungenen Torbogen aus Baumstämmen, mit der Schrifttafel: 'Natural History Park. You enter into the prehistoric world.' Nun erinnerte ich mich an mein Saurier-Studium. Ja, hier irgendwo, einige Dutzend Meilen nordöstlich von Calgary, in den Bad Lands, der sogenannten Wüstenei, hat man die Skelette vieler Riesen-Schreckens-Echsen ausgegraben; 'Drumheller' heißt wohl der Ort. Leider konnte ich jetzt nicht dorthin reisen; aber während der nächsten Stunde wanderten wir inner-

halb des Calgary-Zoo unter hohen Bäumen an den fantasievoll bemalten Gipsnachbildungen von 40 Dinosauriern vorbei. Brontosaurus, der Größte, war 80 Fuß lang; 120 000 kg Material sollen in ihn hineingebaut worden sein.

*

Den schwülen Sonntagnachmittag verschlief ich angenehm, dank einer praktischen Einrichtung. Über meiner Hotelzimmer-Tür ist ein schmales Glasfenster, das man durch eine Zugstange beliebig weit nach dem Hauptflur öffnen kann. Tut man das gleiche beim gegenüberliegenden Straßenfenster, gibt's im dumpfen Raum eine wohltuende Luftbewegung.

Der Sonntagabend ist wohl hierzulande überall still. Jetzt durchwanderten wir die fast menschenleere Stadt, sahen die Kontraste der Wolkenkratzer und der Hütten dicht aneinander gereiht; ich bestaunte die Stein- und Beton-Giganten der Hudson's Bay Company, der Bank-, Hotel- und Industrie-Paläste, holte mir zum Schluß ein dickes Prospektbündel im Verkehrsbüro des Zentralbahnhofs. So weiß ich nun, daß Calgary 1875 als kleines Außenfort von der Mounted Police* gegründet wurde, die damals neben dem schwarzen Whisky-Handel erfreulicherweise auch das Massen-Abschlachten der Bisons bekämpfte. Seinen rasanten Aufstieg zum Industrie- und Finanz-Zentrum des Südwestens begann Calgary, als gewissermaßen im Vorgelände 1914 Erdgas- und 1925 Ölquellen gefunden wurden.

*

Am Montagmorgen sind wir alle drei schon früh im VW-Geschäft. Zu Beginn schwieriges Palaver; den meisten Menschen brummt wohl noch die Stampede im Kopf. Aber meine gestrige Ahnung erweist sich als richtig: jener cremefarbene Kombi wird uns für die Rocky-Zeit zur Verfügung gestellt. Keinerlei Übergabe-Bürokratie. »Hier sind die Schlüssel! Irgendwelche Papiere brauchen Sie nicht. Ihre Führerscheine gelten auch bei uns. Der Wagen ist versichert und überholt; die Werkstattrechnung bitte gleich zu bezahlen.«

Ich klopfe unserem zukünftigen Reisekameraden freundschaftlich auf Einstieg und Lenkrad. Schon steuern wir zum Hauptzollamt. Eugen ist dort vom vorigen Jahr her in guter Erinnerung. Die Schiffsfracht-Kisten warten bereits auf uns; hier der Freipaß!

Ebenso erfreulicher Besuch bei der Veterinär-Polizei; wir müssen nur ver-

* Die berühmte kanadische Polizeitruppe mit den roten Uniformröcken

sichern, daß durch unser Gepäck den kanadischen Tieren keine Seuchen-Gefahr droht. Dann Reiseschecks einlösen auf der Bank, Absprache mit dem bahnamtlichen Spediteur. Mittagessen. Um 2 Uhr – Eugen strahlt vor Glück, seine Filmausrüstung wieder greifbar zu haben – rollen wir fünf schwere Holz- und Aluminium-Kisten über die Rampe des Lagerschuppens, verstauen sie im hinteren Kombi-Abteil. »Toll, wie viel da hineingeht, in solch einen kleinen VW«, sagt Veronika; »aber ich muß ihn möglichst bald von oben bis unten saubermachen.«

Es schlägt eben 3 Uhr, als Eugen unseren 'fahrbaren Untersatz' über die Ausfallstraße nach den Rockies bugsiert. Unvorstellbar starker Verkehr; Calgary soll proportional zur Einwohnerzahl die autoreichste Stadt von Kanada sein. Doch unser stahlnerviger 'Chauffeur' läßt sich davon nicht beeindrucken und das 'Wägele' auch nicht. Allerdings schalten sämtliche Gänge nur mit schmerzhaftem Krach; altes Modell, nicht synchronisiert. »Wenn schon, fahren wir behutsam«, meint Eugen und zitiert das Sprichwort vom geschenkten Gaul. In der Tat, die VW-Firma hat uns mit dieser Leihgabe einen großen Dienst erwiesen. Wenn wir nun noch die Fire Road-Erlaubnis bekommen, sind die beiden Grundbedingungen für das Gelingen unserer Expedition durchaus erfüllt.

Die Landschaft ist zunächst monoton: kümmerlich bewachsene Dünen. Aber dazwischen öfters ebenerdige Holzhäuschen, meist mit modernem Flachdach und fröhlich bemalt: Motels, Raststätten, Tankstellen, die landesüblichen Sommerquartiere für Autofahrer. Fast überall ein Schild: BESETZT!

Das Gelände wird bewegter; Büsche, Hügel, kleine Seen. Wir sind in den Foothills, den Vorbergen der Rocky Mountains. Ihre lange Zackenkette steht schon seit der Ausfahrt, niedrig noch, vor uns am Westhorizont: ein Magnet, der den Wagen spürbar anzieht. Neben uns, aber gegenläufig, fließt der Bow; sein Ursprung liegt mitten in den Rockies. Er schlängelt sich dauernd, beschreibt Bogen und Windungen. »Muß er wohl«, meint Veronika, »Bow River heißt auf deutsch: der Bogenfluß.« Jetzt kann ich mit meiner Prospekt-Bildung vom Informationsbüro prunken. »Irrtum! Dieser Name kommt daher, daß die Indianer einst aus den Zweigen der am Bow-Ufer stehenden Bäume besonders gute Flitzbogen machten.«

Wald nimmt uns auf. Bunte Pferde weiden an seinem Saum, Rappen,

Braune, Schimmel und Schecken. Eine große Möwe segelt den Fluß entlang. Grasland. Ein Bächlein. Buschrevier. Lilarote Weidenröschen, kleine Glockenblumen, hohe gelbe Margeriten, prangend wie Sonnenräder. Eine mir unbekannte, braunrote Blüte, den Alpenrosen ähnlich. Die Foothills recken sich; wir bewegen uns jetzt in einem ansteigenden Tal zwischen zwei parallelen Waldzügen – der Fluß und die zwar holprige, jedoch gut angelegte Ostwest-Straße. Sie wird gegenwärtig ausgebaut, als Teilstück des großen Trans-Canada Highway, der in einigen Jahren vollendet sein soll, quer durch das riesige Land, auf ungefähr 8500 km.

Noch ein See, ein grün leuchtender. Waldberge wachsen am Ufer hoch, und dahinter ist eine Bergspitze, ein Felsfinger. Links von ihm ein Pyramidenklotz. In der Senke zwischen den Steinberg-Kuppen Schnee, ziemlich viel Schnee – Mitte Juli! Eugen bremst und macht Farbfotos. »Du, Veronika, die Felsnadel ist der Wächter, der Pförtner in unsere Sehnsucht-Rockies. Schau nur, rechts sind noch viel mehr Bergformen, überhängende Hörner, wilde Nasen, lange Kalkbänder-Verschiebungen. Die Urwelt des Felsengebirges!«

Wie manches Mal habe ich später gelächelt ob diesem Überschwang meiner ersten Begeisterung. Es war hier ja nur eine bescheidene Vorstation; das Zentralmassiv der Rockies lag noch sehr entfernt. Dennoch hatten wir während der Weiterfahrt eine wechselvolle Schau: Waldbrandhänge, abgerutschte Halden, dichtester Bestand seltsam schlanker Fichten, die mich an grüne Lanzen, an Pyramidenpappeln erinnerten. Wir sahen auch bizarre Auswaschungen sandgelber Felsen. Plötzlich huschte ein graubraunes Erdhörnchen über die Autostraße, die sich jetzt zum asphaltierten Highway verbreiterte: zwei, eigentlich vier Fahrbahnen nebeneinander zwischen den nun recht hohen Waldberg-Ketten links und rechts.

»Macht Euch zur Begrüßung bereit«, ruft Eugen und pfeift ein freudiges Signal. »Wir nähern uns dem Ziel. Gleich beginnt der Nationalpark von Banff.« Ich gestehe, daß Veronika und ich helle Augen bekommen und daß wir uns dankbar erwartungsvoll die Hände drücken.

Was ist ein Nationalpark?

Das englische Wort 'Sanctuary' bedeutet: Heiligtum, Tempel, Freistatt. Wenn also eine amtliche Erklärung alle kanadischen Nationalparke 'Wildlife Sanctuaries' nennt, so ist jeder Nationalpark eine Freistätte, in der das Wildgetier, die Säuger und die Vögel, auch die Pflanzen und Bäume, strengstens geschützt sind, von Staats wegen.

Jene Erklärung fährt fort: 'Unsere Nationalparke wurden in erster Linie geschaffen zur Erhaltung der ursprünglichen Landschaft und aller einheimischen Tierarten. Die Bezirke von hervorragender Schönheit gehören jetzt ausschließlich dem kanadischen Volk, und sie sollen seinem Wohl dienen, seiner Erziehung, seiner Freude. Jede Generation hat die Pflicht, dieses kostbare Geschenk so zu nützen und zu verteidigen, daß sich auch die künftigen Geschlechter unvermindert daran erfreuen können.'

Lieber Leser, sage nun nicht: »Alles schön und gut. Aber ein Park ist eben keine freie Natur, sondern eine mehr oder weniger große, eingegrenzte Konservierungs-Angelegenheit!«

Du irrst Dich! Die kanadischen Nationalparke werden weder durch Zaun noch Gitter abgetrennt von der freien Natur; ich habe bei meinen Fußwanderungen das Hin- und Herwechseln kaum je bemerkt. Es gibt nur einen, für meine Einstellung allerdings den grundlegenden Unterschied: draußen in der freien Wildbahn kann man nach Lösung einer Lizenz jagen und Tiere totschießen (es wird leider fast bis zur Ausrottung Gebrauch davon gemacht!); in den Nationalparken fällt kein Schuß, es sei denn zur Selbstverteidigung der Warden*. Wir werden es bald selbst erkennen, wie berechtigt die stolze Feststellung des Wildlife Service ist, daß durch den absoluten Schutz die meisten der großen und kleinen Wildtiere ihre ererbte Scheu vor dem Menschen verloren haben.

29 Nationalparke gibt es zur Zeit in Kanada; sie unterstehen dem Ministerium der 'Northern Affairs and National Resources' und haben eine Gesamtfläche von mehr als 75000 Quadratkilometern. Wir beschränken uns auf die National Mountain Parks; 5 von ihnen und die 3 fast lückenlos damit

* Warden sind beamtete Vertrauensmänner der Parkverwaltung mit vielerlei Pflichten, ähnlich unseren Revierförstern. Siehe auch Seite 55 und Bild 73

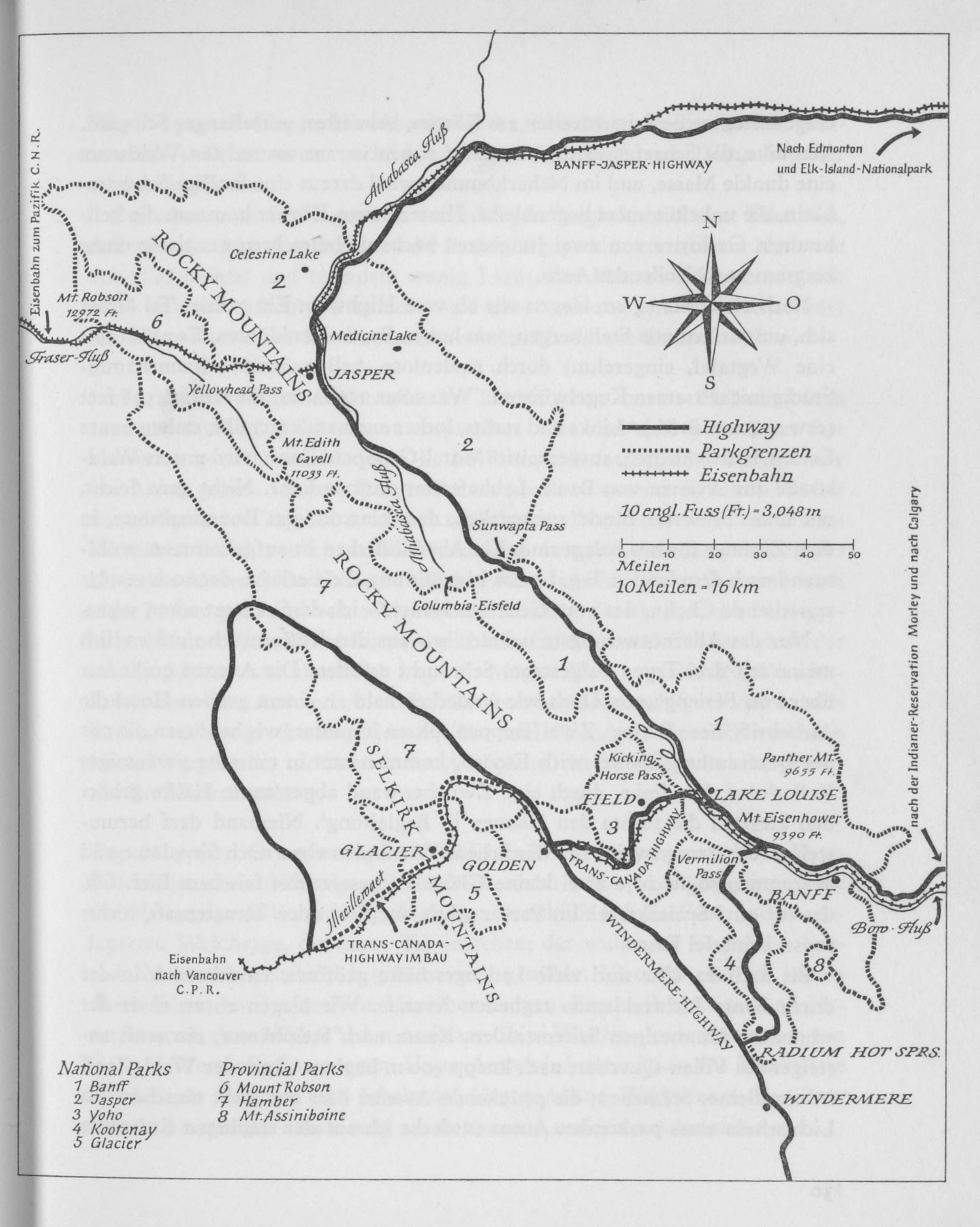
zusammenhängenden Provinzialparke wollen wir durchwandern, zwischen dem 52. und 54. Breitengrad. Der Ausgangspunkt und das immer wieder aufgesuchte Hauptquartier wird Banff sein, die kleine Stadt am Südzipfel des gleichnamigen Nationalparks und der Sitz seiner Verwaltung (Bild 74).

Ehe wir unseren VW dorthin lenken, sei noch gesagt, daß Banff zugleich der Geburtsort der kanadischen Nationalpark-Idee ist, die Urzelle aller Wildlife Sanctuaries. 1840 betrat, wahrscheinlich als erster weißer Mann, der Reverend R. T. Rundle das Banffer Hochtal. 1882 errichtete dort, bei einer heißen Schwefelquelle, ein Vermessungstrupp der Pazifik-Eisenbahn eine Camp-Siedlung, und die später vorbeifahrenden Zugpassagiere waren von der herrlichen Umwelt-Natur so begeistert, daß 1885 durch Parlamentsbeschluß daraus der erste 'Canadian National Park' entstand, zunächst nur 26 qkm groß. Heute sind es 6641 qkm, und der ganze Block des Rocky Mountain-Schutzgebietes (National- und Provinzial-Parke) dürfte zwischen 32 000 und 35 000 qkm umfassen.

Eine Bärenmutter und das Indianerfest

Unser mattgelbes Wägele fährt auf dem Highway immerzu durch dichten Fichtenbestand. Wie lange ist's her, daß wir keine noch so kleine Siedlung sahen! Nichts als Wald, Autostraße, Bow-Fluß. Aber plötzlich sind vor uns zwei schmucke Blockhäuschen, aus Rundbalken gebaut, die in der Abendsonne goldbraun glänzen. Gas weg, Gang heraus! Durch die Bohlentür linkerhand tritt ein junges Mädchen, sportlich in Khaki, erwidert unseren Gruß und frägt lächelnd, zugleich offiziell: »You have no dogs, no cats, no firearms, haven't you?« Nein, wir haben weder Katzen noch Hunde bei uns, auch keine Schießgewehre. Daher brauchen wir nur eine ovale Bison-Etikette auf die Windschutzscheibe zu kleben und können weiterfahren durch den Fichtenwald. Wir sind im Nationalpark von Banff, der wirklich keine Schranken, keine Umzäunung hat.

Lichtgrüne Aspenkronen zwischen den dunklen Nadelbäumen. Buntspechte huschen verspielt um die Stämme. Über den Weg flitzt eine für mich neue Hörnchen-Art, das Golden-Mantled Squirrel: kupferfarbener Kopf, schwarz



Kartenskizze der kanadischen Mountain Parks

eingefaßte, weiße Seitenstreifen am Körper, behaarter, mittellanger Schwanz. Veronika, die Scharfgesichtige, entdeckt 200 m voraus am rechten Waldsaum eine dunkle Masse, und im Näherkommen wird daraus eine mollige Schwarzbärin, die unbekümmert liegenbleibt. Hinter ihrem Körper kommen die hellbraunen Gesichter von zwei Jungbären hoch; sie betrachten neugierig unser langsam vorbeirollendes Auto.

Nach vielleicht 14 km biegen wir ab vom Highway. Ein grünes Tal öffnet sich, umstanden von Steinbergen, von hohen Pyramidenklötzen. Es grüßt uns eine Wegtafel, eingerahmt durch rindenlose, hell gefirnißte Baumstamm-Stücke mit seltsamen Kugelwülsten: 'WELCOME TO BANFF. Elevation 4538 feet (etwa 1400 m ü. M.).' Links und rechts, locker aneinandergereiht, stehen bunte Cabins, Holzhäuschen, ausverkaufte Motel-Gruppen. Dann wird unsere Waldstraße zur Avenue von Banff. Lebhaftester Autoverkehr. Nicht ganz leicht, vor dem 'Brewster Block' anzuparken, dem einstöckigen Roominghouse, in dem Zimmer für uns belegt sind. Ein Abendlüftchen ist aufgekommen, wohltuend nach dem heißen Tag. Louisa begrüßt uns, die zierliche, dennoch resolut zupackende Chefin, der gute Geist des Hauses – ich darf es jetzt schon sagen.

Nur das Allernotwendigste nehmen wir aus den Koffern; ich muß endlich meine seit drei Tagen aufgestaute Sehnsucht erfüllen. Die Avenue quillt fast über von Feriengästen. Doch wir entdecken bald an einem großen Hotel die Aufschrift 'Beer Parlor'. Zwei Treppen führen hinunter; wir benützen die mit der Bezeichnung 'Ladies with Escort', kommen nun in ein sehr geräumiges Kellerlokal. Die linke, durch eine Zwischenwand abgetrennte Hälfte gehört den Herren, die rechte den 'Damen in Begleitung'. Niemand darf herumstehen. Schätzungsweise 200 Tischchen. Wir finden eben noch Sitzplätze und bekommen sogleich je zwei kleine Gläser vorgesetzt mit frischem Bier. Oh, das tut gut! Speisekarte? Im Parlor gibt's nur Bier oder Tomatensaft, nichts sonst, keinerlei Essen.

Bis nach 22 Uhr sind viele Ladengeschäfte geöffnet, Hochbetrieb in der durch bunte Lichtreklamen taghellen Avenue. Wir biegen ab zu einer der schmalen, dämmerigen Seitenstraßen. Kaum noch Steinhäuser, ein sanft ansteigendes Villen-Quartier; nach knapp 400 m beginnt schon der Wald. Banff ist ein kleines Städtchen; die prunkende Avenue darf uns nicht täuschen. Im Lichtschein eines parkenden Autos entdecke ich auf der staubigen Erdstraße

Wapiti-Spuren. »Eugen, Hirsche gibt es hier, zwei Minuten vom lauten Stadtzentrum!« Er antwortet sachlich trocken: »Du wirst noch Deine Wunder erleben in Banff.«

Zunächst erquicke ich mich an der kräftigen Bergluft, muß aber bekennen, daß wir zum Schluß noch einmal die Parlor-Treppe hinuntersteigen. Nach wie vor alles besetzt und trotzdem wenig Lärm. Die Menschen benehmen sich zwar selbstbewußt unbekümmert, sind aber wohlerzogen. Gottlob rumort hier keine Konserven-Musik, anders als beim Abendbrot im Coffee Shop.

*

Lieber Leser, während Veronika im Hotelzimmer unsere Habseligkeiten verstaut, muß ich Dich erneut ansprechen. Wir sind nun gemeinsam fast 12 000 km gereist, von München in die Rocky Mountains. Hier werden wir vor Anker gehen. Ich will Dich teilhaben lassen an unserer Erlebnis-Vielfalt der nächsten 100 Tage. In kurzen Streiflichtern, da und dort auch durch ausführlichen Bericht, soll jetzt das Wesentliche von dem sichtbar werden, was ich jeden Abend, jede Nacht aufschrieb, verantwortungsbewußt, wenn auch nicht immer ganz frei von subjektiven Irrtümern. Das kanadische Felsengebirge ist eine Welt, deren Ursprünglichkeit, Echtheit und Großartigkeit der heutige Mensch nur allmählich begreift. Mögest Du – wie wir drei Wanderkameraden – im Auf und Ab schließlich froh beglückt zum Quell des Lebens finden, zur ewig schönen, Mensch, Tier und Pflanze harmonisch einenden Natur. Vergiß aber nicht: auch das Alltägliche, das scheinbar Banale, gehört zur Entdeckerfreude!

*

Tag der ersten Orientierung. Am Südende der Avenue, jenseits der Bow-Brücke, ist ein schloßartiges Gebäude in einem erhöhten Blütengarten, Sitz der Nationalpark-Verwaltung. Von hier Rundblick auf die Fels- und vorgelagerten Waldberge, die unser Tal umgeben; der wulstigste Klotz, der Cascade Mountain, erhebt sich genau uns gegenüber. Veronika und ich lernen durch Eugen zwei erfreuliche Menschen kennen: Bruno, Bergsteiger und Naturfotograf, dazu Walter*, den Assistant Chief Warden, beide Schweizer von Geburt. Wertvolle Beratungen. Unser Auto wird unterdes in der Werkstätte überholt an Vergaser und Schaltung. Gegen Abend Wagenfahrt dem Bow

* Nach Landessitte gebrauche auch ich nur die Vornamen unserer Reisebekanntschaften

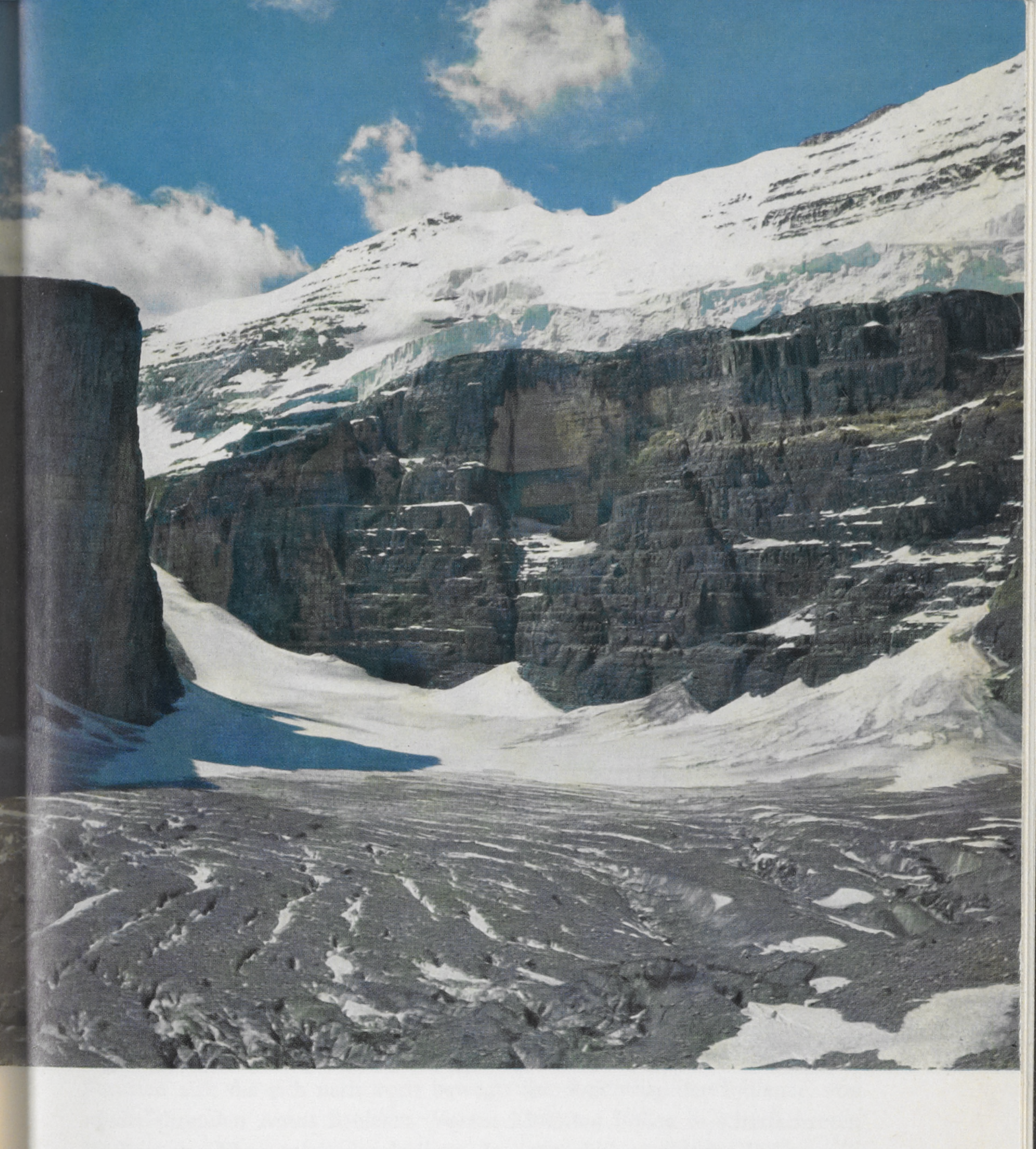
entlang. Stadtwäldchen, Campground, Ferienhäuschen. Rechts der Bahnhof der 'Canadian Pacific Railway'. Noch ein Streifen Wald; er bringt uns zum Highway, den wir nun westwärts befahren. Mäßige Steigung an einem Waldberg entlang. Linkerhand, 30 m unter uns, liegen drei Seen mit einer geschotterten Uferstraße, parallel zum Highway. Wir sind jetzt kaum zwei Meilen außerhalb der Stadt und schon mitten in der Natur, im Wildlife-Bezirk. Fünfmal sichten wir Schwarzbären; ein Blacky trollt langsam und schräg über die Autobahn. Vom Himmel stößt ein Fischadler auf die Seefläche, pullt dann mit weit schlagenden Schwingen hoch und baumt irgendwo am Waldsaum auf. »Du, Eugen, dort im vorderen See, ist das nicht eine Biberburg?« Er schmunzelt: »Zwei Dämme kannst Du ebenfalls bewundern und allerlei kegelige Baumstümpfe auf der gestauten Sumpfwiese. Drehen wir um und fahren ein Stück auf der unteren Straße! Aber schau Dir zuvor noch den Rundle-Berg an; sein Steilabbruch nach Osten und das langausschwingende, westliche Tafeldach sind jetzt besonders schön im Licht und in der Wasserspiegelung (Bild 39). Überhaupt, dieses Revier der Vermilion-Seen wird Euch noch mancherlei spendieren.«

Ja, Veronika gerät bald darauf vor Freude fast aus dem Häuschen: 14, 16 graubraun gesprenkelte Erdhörnchen, hier fälschlicherweise Gopher genannt*, spielen plötzlich um sie, nehmen vertraut Nüsse und Obst aus ihrer Hand. Nicht genug, im gedämpften Licht der Abendsonne treten zwei Wapitis aus dem Wald, Spießer und Schmaltier. Plötzlich ruft Veronika so laut, daß die Gopher blitzschnell (Bild 64) in ihre Höhlen huschen: »Was Großes drüben im Schilfsumpf!« Echo von Eugen: »Hast recht, eine äsende Elchkuh, und wenn Ihr dort hinüberschaut, ans See-Ende, wo der Bahndamm ist – 10 goldbraune Wapitis.« Mich fröstelt. Vor freudiger Erregung? Oder weil wir abendlich auf 1400 m Höhe sind? Jedenfalls mitten in einem Wildtier-Paradies, noch keine 4 km vom Brewster Block entfernt.

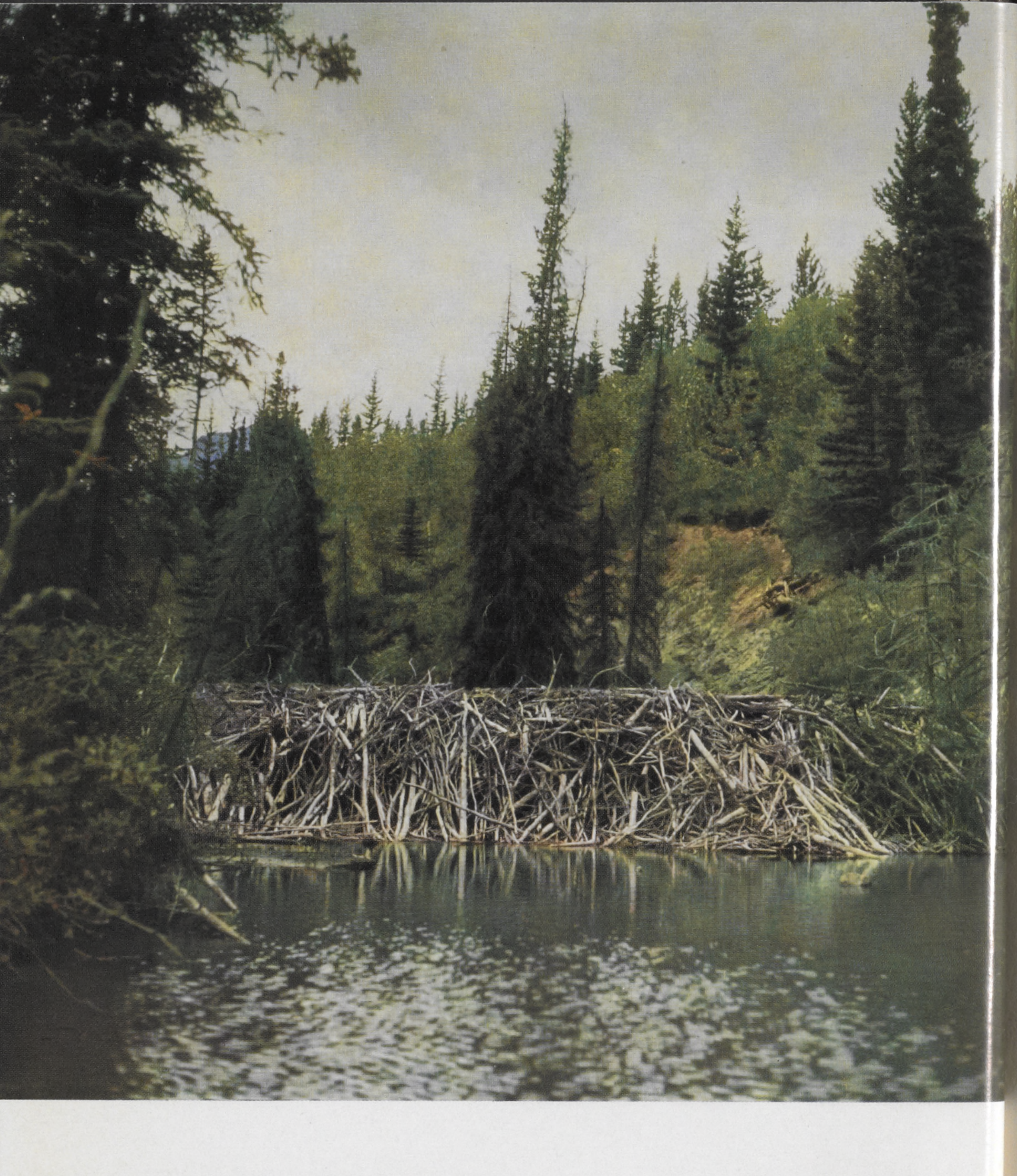
*

Regen in der Nacht. Wolkendampf füllt am Morgen das Tal. Der Wind vertreibt ihn. Wahrhaftig, die Steinberg-Kuppen sind weiß bestäubt von Juli-Schnee. Aber die Sonne setzt sich wärmespendend durch. Bruno bringt uns

* Der Fachzoologe bezeichnet mit 'Gopher' eine andere Tierart, nämlich die ebenfalls in Nordamerika vorkommenden Taschenratten



7. Firnkuppe des Victoria-Riesen, Abbruchkante und viele Gletscherspalten



8. Die vom kanadischen Biber errichteten Staudämme können gut 4 m hoch werden

Ausweise fürs Indianerdorf, das inzwischen auf einem umzäunten Präriestück errichtet worden ist. Ein 'Krieger' in langen blauen Leinenhosen und großkariertem Wollhemd öffnet die Schranke. Wir schlendern an den Spitzzelten auf und ab; sie sind bunt bemalt mit Bison, Elch, Bär, Schneeziege, Goldadler. Oben, wo die langen Stützstangen herausragen, kräuselt Rauch durch ein verstellbares Luftloch. Eben wird ein Zeltspalt hochgehoben; Kinder und Squaws in Kattunkleidchen hocken um ein Holzfeuer, auf Pappkartons oder Kleiderbündeln. Mustangs grasen überall; einige stehen aufgezäumt und angepflockt zwischen den Teepees. Aber gar nicht so selten parkt neben diesen Zelten auch ein chromblitzendes, grell lackiertes, überdimensionales Personenauto. Rothäute, Männer und Jünglinge, laufen geschäftig hin und her, Sportkappen auf dem Kopf oder den großen Trapperhut. Einer stutzt, als er Eugen bemerkt, ein alter Mann mit kühnem, ledrig verrunzeltem Gesicht; links und rechts von den Ohren hängt ihm je ein dünner, schwarzer Zopf bis zur Brust herunter, mit roten Wollfäden umwickelt. Es ist der Stoney-Häuptling Sitting Eagle, 'der sitzende Adler', der nun auf uns zukommt und die Hand ausstreckt: »I pose for 3 dollars.« Eugen klopft ihm lachend auf die Schulter. »No, no! Fotografiert habe ich Dich voriges Jahr oft genug, geschäftstüchtiger Oberbonze. Hast Du noch Dein schönes Zelt?« – »Yes, 200 $ for you!«

Meine Indianer-Romantik bekommt einen Knacks. Wie wird das erst werden, wenn die Festtage beginnen?

*

Glanz der Morgensonne. Sehr viele Menschen im Government-Garten. Sie bummeln über den Rasen, in Erwartung des Indianer-Einzugs. »O weh, die schönen Blumen«, denke ich, täusche mich aber. Vor jeder Schmuckrabatte steckt im Boden eine gar nicht große Tafel. 'Please' steht darauf, und das genügt dem kanadischen Publikum. Bei uns würde angeschrieben sein 'Bei Strafe verboten'. Eine rotbrüstige Drossel mit dunklem Köpfchen rupft eben einen Wurm aus der Erde und fliegt zu ihrem Nest, zu den hungrigen Kindern.

Musik! Trommeln! Am Nordende der schnurgeraden Avenue leuchtet Buntheit auf, die sich nach vorn bewegt: der Reiterzug der Indianer, von schrittfahrenden Autos flankiert. Voraus Mounted Police in scharlachroten Röcken, das Ehrengeleit der Indians. Ja, jetzt sind es *richtige* Indianer in farbenprächtigem Kriegsschmuck, Adlerfedern, Hirsch- oder Elchwams, Per-

lenstickerei auf Zaumzeug und Decken, Tomahawk, hohe Lanzen. Alles selbstgefertigte, echte Indianerarbeit; mein Herz rumort vor Freude. Ich sehe nicht die schreienden Reklameflächen der Häuserfronten, höre nicht das Hupkonzert der Herrenfahrer; ich weiß nur eines: gleich werden 'meine' Indianer hier oben bei uns sein, die Indianer der Bubenträume (Bild 59).

Da tritt aus einer schmalen Seitenstraße links neben dem Postamt ein Hirsch heraus, ein 'Mule Deer', zierlicher Großohren-Hirsch mit acht Enden am Bastgeweih, steigt zum Bow hinunter, durchschwimmt den Fluß, keine zehn Meter von der Brücke entfernt, schaut ein paar Sekunden dem Reiterzug entgegen und schreitet dann gelassen in die Fluß-Aue. Dies war mein stärkster Eindruck vom Indianerfest: ein Wildtier, das ohne Scheu an der Ballung von Autos und Menschen vorüberwechselt, im Brennpunkt der Stadt.

Selbstverständlich sah ich mir auch die Indianer genau an; sie bildeten nun eine lange Front vor der Government-Steinburg und ließen sich ausgiebig bewundern. Vielleicht bewunderten sie sich auch selbst im Trugglanz ihrer Prachtgewänder, die monatelang eingemottet waren draußen im Reservat, und die gestern – auf Kleiderbügeln hängend – im *Auto* hierherkamen, nicht in den Satteltaschen der Mustangs.

'Höhne nicht, Freund! Dicht vor dir stehen Dutzende schön gescheckter Indianerpferde, so stoisch still wie die Krieger und Häuptlinge, die auf ihnen sitzen (Bild 17). Solch einen Anblick hast du dir ja längst gewünscht!'

Aber ich weiß doch, die bis zu den Kniekehlen herabhängende Kopfumwallung der Adlerfedern, der weißen und der eingefärbten, sie ist eine zwar handgearbeitete, jedoch eine Schau-Dekoration, die der ursprüngliche Indianer kaum kannte, sowenig wie die gestickten Glasperlen-Schabracken, das viele bunte Flitterzeug. Er, der Rote Mann, der einst durch die einsame Prärie zog, trug als Beweis der Grizzly- oder Skalp-Erbeutung meist nur eine einzige Feder im Haar. Er kannte allerdings auch nicht die Invasion des weißhäutigen Ferienpublikums, das nun mit wilder Knipsleidenschaft und tausend Fotoapparaten auf ihn losstürmt. Verständlich, daß mehr und mehr Reiter absitzen, die dicken Mammies auch, mitsamt ihren Kindern. »Cigarettes, cigarettes, please! I pose for 1 dollar«, riefen schon die Allerkleinsten. Mit der Zahl der Jahre, der Schmuckketten und Bemalungen stieg selbstverständlich die Posen-Taxe, bei Krieger und Squaw. Pausenlos klickten die Kamera-Verschlüsse,

rutschten Dollarnoten von einer Hand in die andere. Jahrmarkts-Rummel, Fremden-Nepp!

'Du sollst nicht höhnen, ich sage es noch einmal. Auch im Zoo betrachten z. B. die Elefanten das Sonntagspublikum jenseits ihrer Freianlage als eine Futterwiese, die sie selbstverständlich und restlos abgrasen. Der Winter im weltverlorenen Reservat ist lang und hart. Laß die gehegten Überreste der einstigen Besitzer aller Wildfluren jetzt getrost einheimsen, soviel sie scheffeln können. Schau dich gründlich um; du wirst im Gewimmel auch Würde finden, die Urbilder der Vergangenheit.'

Dort – ein alter Reitersmann: 'Walking Buffalo', der 82jährige Bruder von 'Sitting Eagle'! Er sitzt auf einem kleinen, braunen Pferd, das fast ganz von einem Wapiti-Fell bedeckt ist. Diese Hirschhaut verhüllt wie eine Turniermaske sogar den Pferdekopf; zwei Löcher für die Augen sind eingeschnitten. Lederner Brustlatz, ein Bauchschurz mit angehängten, klappernden Hirschklauen. Die Nackenhaare des toten Wapiti sträuben sich zwischen den Pferdeohren; drei Adlerfedern stecken im Roßschweif. Der Indianer selbst hat keine Federn im Haar; er trägt als Helmhaube das noch gehörnte Kopffell eines Bisons, um den Hals eine Kette von Klauen und Zähnen. Sein Gesicht ist fast schwarzbraun und sehr altersgefurcht (Bild 53).

Aber 'Walking Buffalo' ist nicht der älteste Indianer. Bruno deutet nach links hin. Gestützt auf einen langen Rindenstock, angelehnt an seine Urenkelin, steht der über 90jährige Medizinmann, pafft kleine Züge aus der Tabakspfeife; doch manchmal fällt ihm der Unterkiefer etwas nach unten: der zahnlose Mund wird zu einem schwarzen Höhlenloch. Jedesmal, wenn eine Kamera in die Nähe kommt, sagt das Indianermädchen: »We pose for 5 dollars.«

*

Eugen, Bruno, Veronika und ich fahren um die Mittagsstunde den zum Aufbruch rüstenden Indianern voraus, warten dann in der Waldstraße. So erleben wir die Verwandlung des heutigen Schau-Theaters in die zeitlose Natürlichkeit. Aus dem Paradezug scheren plötzlich ein paar Reiter aus, treiben ihre Pferde mit hellem Hiiih-Schreien in Galopp und preschen lanzenschwenkend durch den Fichtenwald zum Prärielager. Wir sind – als die zunächst noch einzigen Gäste – beim Absatteln dabei, und es wäre beglückend schön: das Lagern auf der Prärie, an einem Flüßchen mit dem rundgewölbten Berg im

Hintergrund, der 'Steinerne Squaw' genannt wird. Aber die Indianer braten kein Deer-Fleisch am Feuer; sie kaufen sich in einer Bretterbude Weißbrot und Hot Dogs, stippen die heißen Würstchen in Senf-Pappdosen. Sie holen aus ihren Lederjacken die erbeuteten Dollarscheine und Zigaretten, sortieren sie schmunzelnd bei quakender Lautsprecher-Musik.

Nachmittags strömte das Publikum durch die Billett-Sperre, über 2000 Menschen, schätze ich. Reiterspiele, artistisches Herunterplumpsen von 'ungezähmten' Mustangs, Radau, Wagenrennen und allerlei stürmisch beklatschte Volksbelustigung. Als die halbwüchsigen Indianerbuben gutmütige Hausrind-Stierkälber durch Schwanzumdrehung und Nasenstupfen, durch Fußtritte mißhandelten, damit sie wild bockend zu den Lassowerfern in die Arena rannten, hatte ich genug.

Wir steuern den VW zum Buffalo-Paddock: ein gut 50 Morgen großes, umzäuntes Präriegelände, zum Teil mit Aspen und Nadelbäumen bestanden; auch zwei hohe, alte Douglasien sehe ich. Eine Erdstraße führt durch die Prärie; das Aussteigen ist den Autofahrern allerdings verboten. Nach einer Weile entdecke ich im lichtgrünen Gehölz dunkle Flecken: Bisonkuh mit zwei rötlichbraunen Kälbchen. Draußen in der Prärie steht der Bulle, ein Koloß mit wuchtigem Schädel und fast schwarzem Kinnbart (Bild 57). Wenige Sekunden später hat ihn der Wald verschluckt.

Fast drei Stunden sind wir im Paddock gewesen, sahen den Elstern zu, die am übergroßen Nest herumzupften, und immer wieder pfeilte eine dicke Raublibelle an meiner Nase vorbei. Gut getarnt, beobachteten wir die Büffelherde beim Äsen, Wiederkäuen, Staubbad-Wälzen. Der alte Stier lag jetzt im Halbschatten; seine Augen funkelten. Manchmal traf ein Sonnenstrahl das Riesenhaupt, zeichnete helle Glanzlichter auf die feuchte, schwarze Muffel, auf die geschwungenen, klobig dicken Hörner. 14 große Tiere saßen, standen knapp 30 m von uns entfernt; aber es war kein Laut zu hören, keine Bewegung zu sehen. Nur die Blätter in den Aspenkronen blitzten und tanzten immerzu; ihre Schlagschatten spielten auf dem fast sandfarbig-hellen Mähnenpelz des schlafenden Bisonbullen.

*

Während der vier Indianertage erlebten wir zweimal das Tanzen der 'Rothäute', deren lederbraune Gesichter jedoch nur dann rot sind, wenn Ocker-

Erde darauf gerieben wird. Die Tänzer-Jünglinge sollen verschiedenen Stämmen angehören; nicht nur die Stoneys, auch Blackfoot, Blood und Apachen-Sarcees nehmen am Banffer Fest teil. Trommeln, Tamburine, Rasseln! Auf die Wiese im Fichten-Jungholz treten die Tänzer, bunt geschmückt wie Papageien, mit wippenden Tierhaarbüschen, Vogelflaum, Zahn- und Krallenketten, Perlstickereien; glöckchenklingelnde Lederbänder um die Hand- und Fußgelenke. Dort, wo der Rücken in die Sitzfläche übergeht, prangt eine sehr große Rosette aus Tierhaaren und eingefärbten Vogelfedern (Bild 55 und 56). Vier Häuptlinge schlagen gemeinsam eine Handtrommel, harter Tamtam-Rhythmus! Der 'Home Dance' beginnt, geht über in einen Tanz, der den Frühling preisen soll. Beim Jagdtanz ziehen die Jünglinge dicht hintereinander rund um die Wiese, bleiben plötzlich stehen, schauen sich um, sinken zu Boden, springen triumphierend auf. Auch der Kriegstanz vollzieht sich im Gänsemarsch, stampfend, feierlich schreitend, mit vorgebeugtem Oberkörper, Kopf gesenkt, Hände auf die Oberschenkel gestützt. Die sehr eindrucksvolle Pantomime führt der alte 'Walking Buffalo' an, der noch immer meisterhaft zu schleichen versteht und markerschütternde Schreie ausstößt. Ringtanz mit großen, klirrenden Eisenreifen, und zum Abschluß der 'Chicken'-Tanz des Kindervolks, das wirklich wie eine Schar kleiner Hühnchen umherhüpft und so begeistert ist, daß auch die alten Krieger mitmachen. Eugen bekommt ausgezeichnete Foto- und Filmmöglichkeiten, die er voll nützt. Veronika betätigt ihre Kamera und das Tonbandgerät.

Unser Abschied von den Indianern war ein Pow Wow, ein Palaver-Rundgespräch der vor dem Zelt kauernden Häuptlinge. Der dunkelbraune 'Buffalo' hatte weder Tomahawk noch Friedenspfeife in der Hand, sondern die drei weißen Adlerfedern vom Roßschweif. Irgendwo im Hintergrund sah ich auch den Medizinmann; er erinnerte mich im Abendlicht noch stärker an den Mumien-Kopf des ägyptischen Ramses, obwohl sein Hals mit Hermelin-Fellchen umwunden war. Weit links von ihm stand eine hochgewachsene, schöne Squaw mit ihrem Kind. Der pausbäckige Sohn war bis zur Nase in eine Wolldecke eingewickelt und thronte auf dem Rücken der Mutter, durch einen breiten Lederriemen gesichert und getragen (Bild 16).

»Ambostitch«, sagten die Indianer zum Schluß, und das bedeutete neben vielem anderen: »Kommen Sie wieder!« Wir versprachen, irgendwann Besuch

zu machen in ihrem Reservat, im umgrenzten Gelände, das ihnen der Staat huldvoll zugewiesen hat als Ersatz der einstigen und freien 'Unendlichkeit'.

*

Darf ich schon an dieser Stelle kurz zusammenfassend einiges über das Indianerschicksal der letzten Jahrhunderte sagen?

Man vermutet, daß zur Zeit der Eroberung Kanadas etwas mehr als eine Million Indianer dort lebten. Die Kämpfe mit den vorstoßenden Europäern, die eingeschleusten Kultur-Errungenschaften des Alkohols, der ansteckenden Krankheiten und eine zum Teil schlechte Unterbringung, all dies soll gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einer starken Dezimierung geführt haben. In jüngster Zeit nimmt die Bevölkerungsziffer wieder zu; aber die 'alten Rothäute' welken und vertrocknen in ihren Reservationen, die Jugend wird aufgesaugt vom 'Geist der Gegenwart', betätigt sich in vielerlei Berufen, benützt Fahrräder, Autos und Flugzeuge und formt sich so unaufhaltsam um – zu Kanadiern, zu gleichberechtigten Staatsbürgern.

Erstmals zur Rocky-Gletscherwelt!

Wir fahren bei Tagesgrauen ab, Richtung Nordnordwest, ungefähr 60 km auf dem Banff-Jasper Highway. Mäßiges Tempo; wir wollen ja schauen, auch 'unterwegs' erleben. »Brauchst nicht lange zu warten«, sagt Veronika, »drunten im mittleren Vermilion-See schwimmt ein Biber!« Den Uferhang herauf kommt ein Bär, überquert gemächlich trollend unsere Autobahn, steigt rechts den Waldberg empor, rutscht in den Graben zurück; Erdstaub stiebt. Eilige Flucht; komisch wirkendes Schlenkern und Hochwerfen der Hinterbeine. Erneut hangaufwärts. Plötzliches Verweilen und Umherschnuppern: Beerensuche? Ja, an einem Busch hält er an.

Endlos dehnen sich die Wälder links und rechts: eine sattgrüne Doppelfront, zwischen der unsere Autostraße und – ein wenig unter ihr – der Bow-Fluß zieht. Hinter dem Band der schlanken, spitzen Kanadafichten ragt die Kette der Felsberge auf, die Hauptkette der Rocky Mountains. Nirgendwo eine Menschensiedlung. Grüner Fluß, grüne Wälder, hellgelb besonnte Kalkstein-Kuppen, blauer Himmel mit ein paar weißen Schönwetterwolken. Sommerglanz der Natur, tönendes Schweigen; wir mitten darin, von Freude erfüllt.

Jäh weitet sich der Blick durch den Tunnel des Wald-Highways. Voraus, unmittelbar aus einer Ebene, wächst ein rötlicher Trutzberg empor, eine Giganten-Festung mit senkrecht aufsteilenden Türmen, eine steinerne Riesenfaust: der Castle Mountain, jetzt Mt. Eisenhower genannt, 2862 m hoch. Auf seinen Horizontalbändern und in einer Mulde liegt Schnee (Bild 14).

Immer mehr Berge am Horizont! Neben uns jedoch, in der Senke, ist unverändert das Flußtal, die Waldkette, auch der Schienenweg der C.P.R., dessen dünner Gleisfaden kaum auffällt. Jäh dröhnt ein dumpfer, herrischer Schrei – Kampfruf eines Mastodon? Nein, über die Stahlgeleise rattert eine lange, glitzernde Schlange: der Pazifik-Expreß auf seiner 4600-km-Fahrt von Montreal nach Vancouver. Schon ist er in der Ferne verschwunden.

Unser VW hat's nicht so eilig. Wir bremsen ihn oft ab; mancherlei Tierfährten locken. Aber gegen Mittag erreichen wir die erste Ortschaft seit Banff: Lake Louise. Ortschaft? Ein Bahnhöfchen, ein Verkaufsladen, Tankstelle, vielleicht ein Dutzend Ferienhäuser und ein Hotel. Wegbiegen nach links! Das kleine Auto muß jetzt in den Bergwald hinein, empor auf ziemlich steilen Serpentinen, erreicht so den Gletschersee, der jener nun unter uns liegenden Ortschaft den Namen gibt: Lake Louise. Ich übersehe bewußt das schloßartige Luxushotel im Hintergrund, gehe ans See-Ufer und kann die Herrlichkeit kaum fassen. Wald auf drei Seiten; unmittelbar vorn aber die smaragdgrün leuchtende Wasserflur, ein gestrecktes Oval, von dem – als Fernblick – die Firneis-Titanen himmelwärts ragen, die Gletscherberge.

Dort hinauf wollen wir. Das Auto wird unter Bäumen abgeparkt und entladen. Verteilen der Rucksäcke, Filmkoffer und Kameras. Wir haben allerlei zu tragen, am meisten Freund Eugen. Voran! Einige Kilometer dehnt sich der Uferweg, topfeben. Aber ich schwitze schon; die Sonne sticht. Nach einer Weile ist am rechten Waldhang eine Einbuchtung, eine höhlenartige Wanne, mit Geröll und groben Bruchsteinen gefüllt – offenbar einstiger Bergrutsch. Fichten wachsen bereits wieder an der Oberkante. »Hier gibt es gewiß Pfeifhasen, Pikas«, vermute ich. »Sehr sympathisch«, antwortet Eugen und baut sein Stativ auf.

Wir warten noch keine zehn Minuten, da huscht etwas über die Steine, ein hellgraues, gelbliches Zwerglein, kaum zu unterscheiden vom gleichgetönten Kalkplattenbruch. Verschwunden! »Keine Sorge, es kommt zurück; die Pikas

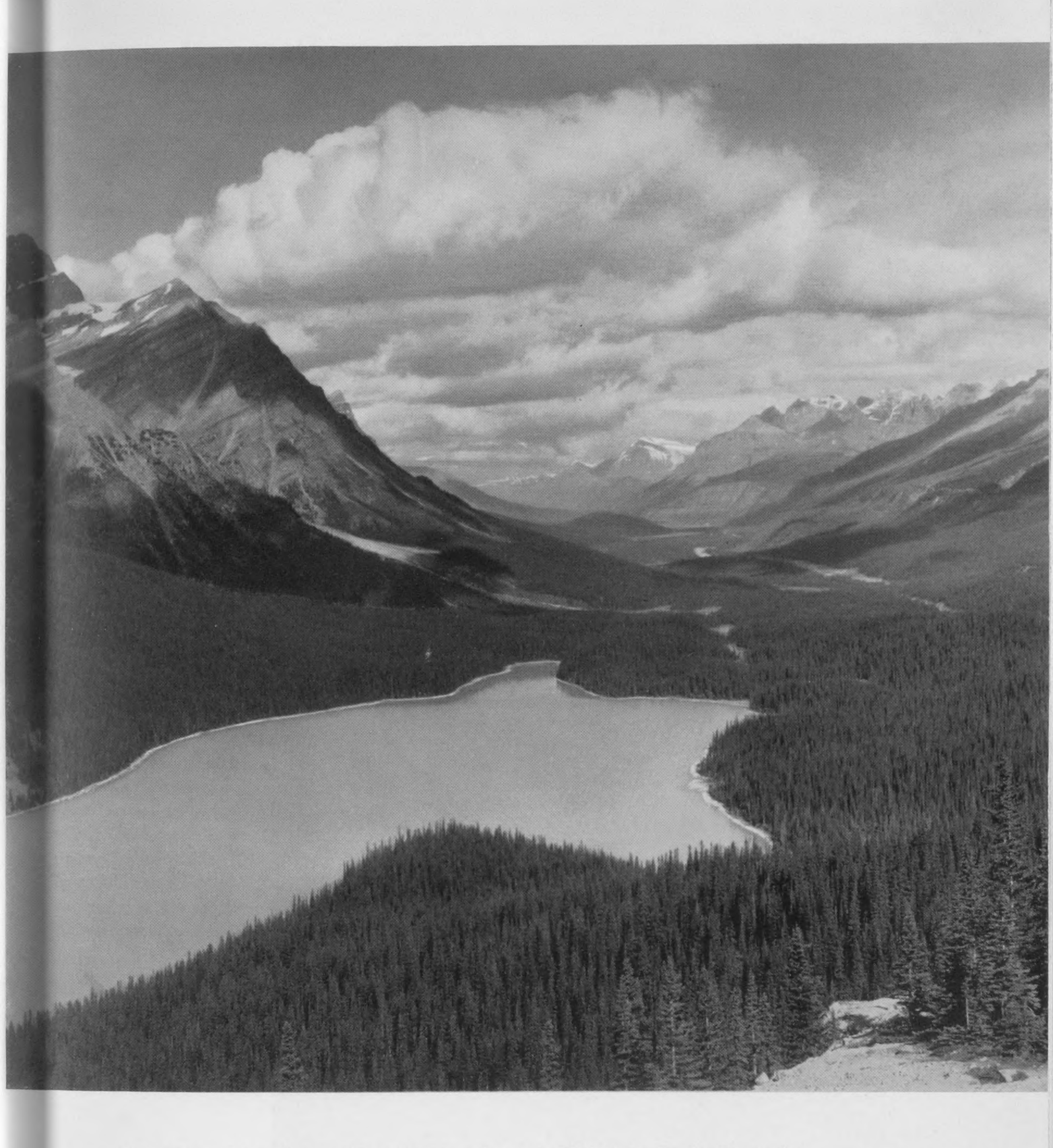
tragen jetzt Gras in die Höhlenspalten, für den Winter.« Ja, schon ist es wieder da, setzt sich, mümmelt: ein entzückendes, winziges Osterhäschen, ohne sichtbaren Schwanz. Aber die kleinen, anliegenden Rundohren sind weiß gesäumt. Pfeilschnelles Davonflitzen hin und her, bald oben, bald dicht an unseren Füßen. Wir erleben sogar eine kurze Rauferei zwischen dem Pika und einem Chipmunk, dem noch kleineren Vetter des Streifenhörnchens. Futterneid? Wohnungsproblem? Es ist wohl Übermut. Das Munklein kurvt davon, die lange Schwanzfahne senkrecht hochgestellt. »Verschwinden auch wir«, sagt Eugen, »das Licht reicht nicht aus für den Farbfilm.«

*

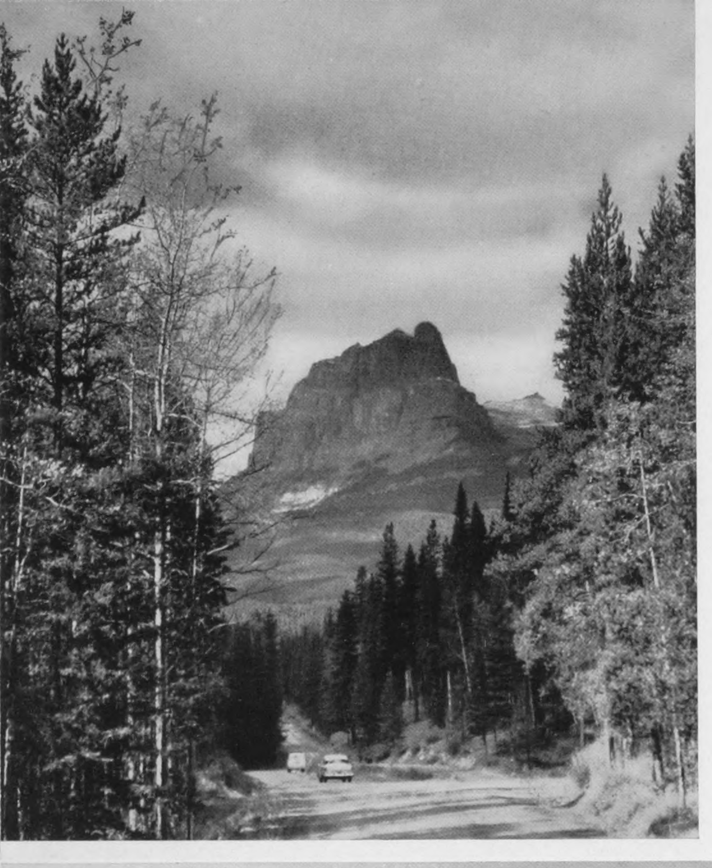
Eine Viertelstunde später öffnet sich die Umrundung der aus dem See herauswachsenden Waldberge nach links und rechts. Unmittelbar am Ufer ist eine leicht abfallende Sumpfwiese, weiß schimmernd von Wollgras-Lieblichkeit. Ein Bach zwängt sich durch die Wiese; er kommt hastig sprudelnd über kantiges Steingeröll herunter und will zum See: der Schmelz-Abfluß der Gletscherzunge, des Eisstroms aus der Höhenwelt. Ja, genau vor uns, scheinbar schon zum Greifen nah, wuchten die Felsfronten auf; breit und schwer füllen sie im weitgedehnten Halbrund den Horizont mit ihren Firnkuppen, den Polstern des ewigen Schnees.

Umschwirrt von unzähligen Stechmücken durchqueren wir eine Krautwildnis, erreichen schimpfend die rechte Waldberg-Flanke. An ihr im Zickzack empor auf schmalem, steinigem Pfad! Der Himmel hat sich bewölkt; die drückende Luft unter den Fichten und Lärchen behagt den sirrenden Trabanten. Dreimal in der nächsten Stunde klatscht ein kurzer Regenguß auf uns und die Rucksäcke. Mein Körper dampft. Dennoch zügig weiter nach oben! Dann und wann ein Wegstück mit freier Sicht hangabwärts, über ein baumloses, sehr schmales Felsband. Die Gletscherzunge liegt schon ziemlich tief unter uns, graubraun, fast rußig, mit Steinmehl und Geröll bedeckt. Den Blick nach vorn, zur Höhe des Mount Victoria, versperrt uns der vorkragende Waldberg; aber schräg links, hinter der Seitenmoräne, zeigen sich andere Felskegel, und auf ihnen Firnwannen, Hängegletscher, Abbruchkanten, grell blinkend im kranken Sonnenglast.

Wir steigen weiter empor, nicht schnell, doch schwitzend! Manche Freude nebenbei am Weg: kleine und große lila Bergastern, eine hochgestielte, schwe-



9. Am Peyto-See: Wasser, Berge, Wälder, die große Einheit der Rocky Mountains



14. Wir fahren durch den Wald der steinernen Trutzburg entgegen, dem Mount Eisenhower.
15. 'Turm zu Babel' heißt der vorderste Berg im 'Valley of the Ten Peaks', am lichten Moränensee

felgelbe Akelei mit lachsroten äußeren Blütenblättern. Immer stärkere Bewölkung; fast dunkel wird der Wald. »Gleich prasselt es richtig auf uns herunter. Hättest einen Regenschirm mitnehmen sollen, Veronika«, foppt Eugen. Doch als dann das Gewitter losbrach, hatten wir eben die letzte Steilkehre hinter uns. Einschlupf im 'Teehaus zu den sechs Gletschern'.

Jähe und starke Abkühlung; wir sind nahe der Waldgrenze, der 'Timberline', die in den Rockies meist zwischen 2 300 und 2 500 m verläuft. Nach einer halben Stunde hört der Regen auf; Sonne, blauer Himmel: das 3464 m hohe Firnhaupt des Victoria leuchtet nun wirklich greifbar vor uns. Hinaus und zu ihm heran! Wer weiß, wie bald die Wolken wieder aufkreuzen.

Das Teehaus liegt im letzten Hochwald-Bezirk. Nach kaum hundert Schritten beginnt rechts eine ansteigende Steinhalde, eine weite Block- und Trümmer-Wirrnis mit vereinzelten Zwergsträuchern und etwas Grasbewuchs. Eugen, der vorausgeht, bleibt plötzlich stehen, dreht um, läuft zurück. »Was ist los?«, fragen wir. »Filmzeug holen! Habt Ihr keine Augen? Dort sind Murmeltiere, gar nicht sehr weit von Euch.«

Ich bezähme also fürs erste meinen Drang zum Gletscherberg, freudig, denn auch Veronika und ich kommen blockauf blockab ziemlich nah an die Murmel heran und erleben ihre raffinierten Versteckspiele, das Klettern und manche Familien-Belustigungen. Die drei Kleinsten, wohl Junge von diesem Jahr, purzeln immer wieder in einen Spalt, stecken gleich darauf ihre Köpfchen aus dem nächsten hervor, überrollen ein Muttertier. Sie sind ganz licht, während die Alten eine rötlichbraune Behaarung haben, fahlgelben Bauch und dunkle Köpfe mit weißen Flecken zwischen den Augen.

»Ich bleib' noch stundenlang; so was muß man ausnützen. Vereiste Berge habe ich im Karakorum zur Genüge gesehen«, sagt Eugen, halb sich entschuldigend. Veronika und ich suchen und finden allein den Weg, der dicht am Absturz linkerhand und kaum sichtbar hinaufführt an den Riesenblock der Victoria-Kuppe. Jetzt sind wir unmittelbar vor der Steinwand, die so senkrecht hochstrebt, daß sich kaum Schnee festsetzen kann auf ihren horizontalen Schichtbändern. Über ihr ist das Gipfel-Firnfeld mit einer gut 30 m dicken Abbruchkante. Von links her, am Fuß der Wand vorbei, flutet der Gletscher, windet sich um den dunklen Turm des Mount Lefroy herum. Wir stehen seitwärts über dem Gletscher, der auch hier grau bestäubt ist, aber durchfurcht

von vielen Rissen, von dunklen oder grünlichweißen, deren Ränder glänzen wie angeschliffener Marmor: Gletscherspalten (Bild 7). Dieser Blick auf die Nähe ist jedoch nur ein Teil der fast endlosen Schau. An den Lefroy fügt sich Berg zu Berg, Pyramide zu Pyramide. Wohin ich sehe, blinken Gletscherzüge, hängen glitzernde Eismassen.

»Laß es genug sein für heute; ich kann mehr nicht aufnehmen in mich. Wir wollen im Teehaus nach Nachtquartier fragen und morgen wieder hierherkommen.« Vom Abstieg weiß ich nur, daß irgendwo ein meterhoher Steinquader lag, dessen Oberfläche ein Märchenschmuck überzog, ein Ornament winzigster Zäckchen: leuchtend gelbe, auch giftgrüne Steinflechten.

»Vernünftig von Euch, heute nacht nicht drunten am See zu schlafen«, bestätigt Eugen unseren Entschluß. »Ihr müßt bloß noch ein paar Minuten bei mir sitzenbleiben, bis der letzte Filmmeter durch ist.«

Längsgestreifte Felsenhörnchen huschen um uns; dann ist die Welt still. Nein! Dort, wo das Steinfeld abbricht zum Moränenhang, bewegt sich etwas: zwei dunkle Halb-Ovale zucken. Tier? Gewiß, aber welches? »Ganz still sein«, funkt mein Blick zu Veronika. Aus dem Wesenlosen, in den Luftraum über der Gratweg-Kante, schiebt sich ein hellbrauner, gestreckter Kopf mit hohen, schmalen, rosarot durchscheinenden Ohren, bleibt sekundenlang reglos und ganz allein. Es ist keine Traumvision! Zehn Meter von uns entfernt klettert jetzt zum Geröll herauf ein Mule Deer, ein Ohrenhirsch-Schmaltier, verhofft schnuppernd, blickt furchtlos zu uns Menschen herüber und schreitet dann anmutig dem Wald entgegen. An seinem Saum dreht sich das Geschöpf, dessen edle Schlankheit mich an ein Reh, an eine Antilope erinnert, äst unbekümmert hin und her, wohl 20 Minuten lang (Bild 82). »Daß es dies noch gibt auf der Welt! So zart, so schön und ganz ohne Ahnung, wie gefährlich die Menschen sein können mit ihren Knallbüchsen.«

Veronika und ich bekommen eine Cabin für uns, eine kleine, braune Blockhütte mitten im Fichtenbestand. Als wir begeistert die Tür aufklinken, fliegt ein hellgrauer Krähenvogel herbei mit langem, schwarzem Schnabel, der Clark's Crow, die kanadische Form des Tannenhähers. Dicht daneben, auf einem umgebrochenen Baumstamm, sitzt ganz selbstverständlich und Männchen-machend ein Murmeltier. »Du bist gewiß der verwunschene Prinz vor dem Knusperhäuschen«, grüßt Veronika (Bild 63).

Früher Abend. Eugen möchte noch mal zum Steinbrocken-Feld. Aber die Murmelfamilie ist wohl schon schlafen gegangen. »Achtung! Ganz weit hinten bewegt sich was, dort, wo das Kar an den steilen Berghang stößt.« Wir rätseln zu dreien: für Murmel zu groß – Dachse, Vielfraße, junge Bären? Schwer auszumachen; die Tiere heben sich kaum ab in der naturhaften Mimikry. Unmöglich auch, durch das grobe Stein-Labyrinth bis zu ihnen zu kommen, ohne die Rätseltiere zu vergrämen. Ferngläser noch schärfer einstellen! »Es sind doch Murmel. Fast silbergrau, mit dunklen Köpfen und wesentlich größer«, sagt Eugen und richtet sich unwillkürlich auf. Ein durchdringend schriller Pfiff. Die Tiere sind verschwunden, zeigen sich nicht mehr, obwohl wir lange warten. »Ganz sicher pfeifen so nur Murmeltiere!« Auf diese Feststellung von Eugen fragt Veronika: »Ob sie aber auch eine Halskrause haben, eine Nackenmähne? Mir schien es so.«

Später, beim Nachtessen im Teehaus, erfahren wir, daß weitab in der Gesteinshalde die scheuen 'Hoary Marmots' vorkommen, zu deutsch: die großen Eisgrauen Murmel. Aber sie sind trotzdem beträchtlich kleiner gewesen als jene Tiere, die wir im Anschluß an die 'Eisgrauen' entdecken sollten.

Ganz oben an der Bergwand, dicht unter dem Grat, ist ein gelblichweißer Fleck. Eugen stupst mich: »Freu Dich, Deine erste Schneeziege!« Wir hocken uns ins Geröll, stützen die Gläser auf einen hochgekanteten Stein. Die Schneeziege klettert schräg hinauf zum Grat. Ich sehe jetzt auch ein Muttertier mit Kitz und – bei schon verschattendem Licht – acht Schneeziegen, die hintereinander ein graubraunes Schichtband überqueren. Seltsam weiß-zottige Tiere; man könnte fast an Eisbären denken. Aber sie sind ja alle so weit weg von mir, zu weit...

*

Holzklötze, auch viele lange Scheiter, krachten und knallten funkensprühend im großen Feuerloch des Teehaus-Kamins. Die Wärme tat gut; Veronika und ich hatten zum Schluß gefröstelt beim Ansitz auf die Schneeziegen. Immerhin, vor dem Schlafengehen tasteten wir uns erneut ins Freie und sahen irgendwo vor dem Nachthimmel die Schemen der Gletscherberge.

Weiß der Städter noch, was Nacht ist? Als Veronika im engen Holzbalken-Geviert der Cabin die Petroleumlampe ausgeblasen hatte, war um uns wirklich schwarze Finsternis. Doch alles, was mir der Tag geschenkt hatte, trat

noch einmal vor den Nachtsamt: die schöne Akelei, der Eisriese, das Zacken-Ornament der Flechten, das zarte Hirschlein und selbstverständlich besonders stark jene Tiere, die ich bis heute lebend nie gesehen hatte: die Schneeziegen. Nur kurze Schlaf-Intervalle. Es juckte mich an vielen Stellen meiner Haut: fühlbare Schnaken-Erinnerung. Draußen im Wald schrie ein Eulenvogel. Scharren, Kratzen an der äußeren Wand; ein Nager betätigte sich, und sein monotones Geräusch lullte mich ein.

Um 1/2 6 Uhr Trommelwirbel auf der Bohlentür. »Hallo, Ihr Langschläfer!« Eugen hat bereits eine Frühpirsch hinter sich, und die Sonne leuchtet goldtupfend im Wald. Erquickend ist es, sich am Bächlein zu waschen. Aber wieso knallt es hier? Schießen Böller, Kanonen im kanadischen Hochgebirge?

Nein, Lawinen poltern; wir werden den Knall heute noch oft zu hören bekommen. Wir werden die Firnschnee-Stürze auch sehen; Veronika glückte sogar ein Foto davon (Bild 71), und Eugens Filmkamera trat nicht weniger in Aktion. Wir waren nämlich gut fünf Stunden dicht vor den Eisriesen, auf unserem Gratweg über dem Victoria-Gletscher.

Welch eine Schau! Kein Berg gleicht dem anderen. Dort, der gedrungene Kegelstumpf, dunkel, fast schwarz im Schlagschatten des Nachbarberges: ihm ist eine Zylindersäule vorgebaut, ein Giganten-Söller. Erst oberhalb und hinter dessen waagrechter Plattform reckt sich der zugespitzte Gipfel auf, blinkend im Firn-Überzug. Links davon, zwischen dem Aberdeen-Berg und dem Lefroy, steht die schöne Schlankheit des Mount Mitre, und die drei Berge zusammen, zwei für uns sichtbare Gletscher, eine Mittelmoräne, fügen sich zum weiten Amphitheater, zur Urwelt-Arena. Immer wieder dröhnt das Rund im Knall und Widerhall der Lawinen, die durch die jetzt schon recht hitzende Sonne ausgelöst werden. Innerhalb von 20 oder 25 Minuten erlebe ich dreimal das dröhnende Aufschlagen der Lawinen, das Hochsteigen der weißen Schneestaubwolken, bis fast hinauf zur Abbruchkante. Der Donner rollt im Echo entlang der Bergwände; er rumort rings um die Gipfel, die Schründe, um uns armselig kleine Menschen.

Manche Wände haben nicht nur horizontale Bänderung; sie sind auch senkrecht in Blöcke gespalten, durch Frostbrüche, Auswaschungen; ich weiß es nicht. Schmelzwasser nagt und rinnt überall – Hochsommerzeit! 17 silberne Kaskadenschnüre zeigen sich auf einem verhältnismäßig kleinen Panorama-

Ausschnitt. Wenn grad mal keine Lawine poltert, höre ich das Murmeln, den schäumenden Sturz der Wasserfälle.

'Sieh auch unter dich, 40 bis 50 Meter tief, auf die Spalten des Victoria-Gletschers! Infolge ihrer harten Schatten formt sich uns ein Höllenpfuhl aus den klaffenden Eismäulern. Dort, wo der Gletscher in gerader Richtung abwärtszieht, sind die Spalten sauber und parallel. Wo er sich drehen muß, wo er durch einen herandrängenden Seitengletscher gestaut wird, gibt es Kurvung, ein wirres Durcheinander, Zickzack-Klüfte.'

Mein Blick folgt der Gletscherbahn talabwärts. Weit draußen in der Tiefe ist ein Tupfen Smaragdglanz – das Ovalrund des Lake Louise. Irgendwo an seinem Rand steht hoffentlich unser Auto und wartet. Droben am mittäglichen Himmel reist die dünne Mondsichel; es lockt mich, sie durch mein Fernglas zum vollen Rund des Erdtrabanten zu formen, zartgrau, wie gehaucht. Zwischen dem Mond und dem See der Tiefe dehnt sich, umsäumt von Stein- und Eisriesen, das weite, langgestreckte Tal; es ist eigentlich ein leerer Raum, trotz der Gletscher und Moränen. Plötzlich habe ich eine Vision; sie wird ausgelöst durch horizontale Markierungen, die da und dort – bilde ich's mir nur ein? – auf den Felswänden in beträchtlicher Höhe eingeschrammt sind. 'Ja, es scheint mir durchaus denkbar: irgendwann während der Eiszeit war die Riesenwanne des Tals voll ausgefüllt mit gepreßtem Schnee. Der schmale Weg, auf dem wir drei Menschen stehen, er bildet nicht den Höhengrat eines gewachsenen Berges: du und deine Kameraden, ihr steht oben auf einer uralten Seitenmoräne, die sich aufstaute, als die Firnmassen schrumpften und abtauten, hier wie überall in den Hochgebirgen!'

Traum oder Wirklichkeit, wir mußten jetzt Abschied nehmen vom Hochplateau der sechs Gletscher. Wenn auch der Magen knurrte, die Wanderung nach unten wurde ein immer neues, genußvolles Verweilen. Zur Gigantenschau gesellte sich das Erlebnis des Kleinen, des Greifbaren. Viele Steinbrech-Pflänzchen, grüne Igelpolster auf den Kalkplatten. An einer rosa Blüte ergötzte sich lang ein winziger Bläuling. Weiße Schmetterlinge mit schwarzen Tupfen und Farbaugen auf den Flügeln tanzten und gaukelten in der Sonne, kanadische Apollofalter? Alpen-Anemonen, Schneelilien, kriechende Wacholder mit grünen und vorjährig blauen Kugelbeeren. Farne. Zwergbirken, Zwergweiden, und immer wieder Blütenglöckchen, weiße, auch mit tiefroten

Randblättern. Wechselnde Vielfalt, auf steinigkargem Grund, auf nassem oder moorigem. Düfte, herb, süß, manchmal sogar beizend aufdringlich. Blaublühendes Fettkraut, die insektenfangende Pflanze. Hochgestieltes Vergißmeinnicht. Wilde Azaleen und eine leuchtend rote, steilstehende, mir fremde Blume: 'Indian Paint Brush' genannt, der indianische Malerpinsel.

Veronika fand im Wald am Teehaus ihre erste Speisemorchel, groß und fast schwarzbraun. Leider empfingen uns hier wiederum die ach so energiegeladenen Schwärme der Stechmücken, und meine Haut spannte sich, war dunkelrot auf Gesicht und Händen. Ich bin wohl leichtsinnig gewesen. Menschen mit farbstoffarmer Haut dürfen nicht stundenlang ungeschützt in der prallen Hochgebirgssonne umherspazieren ...

Das Tierparadies rings um die Vermilion-Seen

Sprunghaft ist das Wetter in Banff. Es gibt zwar jeden Tag Sonnenstunden, aber ebensoviele Regengüsse. Wir sind an unserem Wollzeug froh. Ich büße zudem sehr meinen Höhen-Leichtsinn: beide Hände müssen eingebunden werden, der Sonnenbrand verträgt keine Berührung. Gesicht, Hals und Nacken sind geschwollen; Rasur unmöglich. Mag mir ein Vollbart wachsen.

Wenn das Wetter allzu regengrau ist, machen Veronika und ich Fachstudien in der kleinen Ortsbibliothek und in den beiden Museen; aber die meiste Zeit streichen wir alle drei durchs Gelände. Eugens Tatendrang läßt sich nicht bremsen. Eines Abends fahren wir bergauf zu den heißen Quellen, als ein Gewitter losbricht. Schwarzer Himmel, wild zuckende Farbigkeit. Schon vorbei. Dennoch, die Luft schmeckt intensiv nach Schwefel. Verständlich, hier sind ja die gesuchten Sulfur-Quellen. »Oh, da bade ich«, ruft Eugen.

Wir zwei setzen uns auf einen Baumstrunk und freuen uns an der Stille, an den Regentropfen-Perlen auf jedem Zweig. Da kommen vom Waldhang herunter vier große Tiere; unversehens und lautlos stehen sie auf der Wiesen-Lichtung: Wapiti-Kahlwild, hochbeinig, mit warm-rotbraunem Fell. Wie langgestreckt, wie edel sind die Hirschköpfe, wenn sie sich umschauhaltend und witternd bewegen! Die Lauscher, die Ohrmuscheln, spielen. 'Alles ist gut!' Die Köpfe senken sich; sorglos bummelndes Abend-Äsen hin und her,

keine 25 m von uns Menschen entfernt. Ich sehe jedes Haar am breiten, gelblichen Spiegel der Hinterfront, sehe, wie die Grashalme zwischen den rupfenden Lippen verschwinden. Als dann nach einer Viertelstunde die Hindinnen langsam zum unteren Waldsaum ziehen, kommt eine von ihnen vor ein Hindernis: umgefallene Fichte mit dürrem Astgewirr. Drei, vier Sekunden des Zögerns, schon nimmt das Hirschtier ruckartig die Vorderbeine hoch zur Brust und schnellt mit einem unsagbar schönen Sprung über das Geäst hinweg. Lautlos, wie sie gekommen waren, verschatteten die Wapitis im Wald.

*

Wir haben dann und wann auch die Büffel wieder aufgesucht. Ich weiß jetzt, wie übermütig Bisonkälber spielen und boxen können, und ich lernte zudem, es sei ratsam, stets genügend Abstand von der Herde zu halten. 'Du denkst dir nichts Böses, schaust den Starenvögeln zu, die von Kopf und Rücken der liegenden, der im Stehen dösenden Bisons die Schmarotzer-Insekten wegpicken, und plötzlich scharrt die eine Büffelkuh mit dem Vorderfuß; Staub wirbelt hoch. Schon prescht, Kopf gesenkt, der braune Muskel-Tank auf dich zu!' Es war nur eine Warnung, denn die Angreiferin bog drei Meter vor dem Ziel nach links; aber mir hat die Lehre genügt. Der große Bulle schüttelte den Wollschädel, und eine andere Kuh brummte, durchaus nicht sehr freundlich.

*

An einem verhangenen Tag (nur gedämpftes Licht verträgt mein Sonnenbrand!) liegen wir in der Prärie, mitten zwischen vielen Gophern, den ungestreiften, graubraun gesprenkelten Erdhörnchen. Sie huschen wie Eidechsen durch Kraut und Gras; immer mal wieder ruckt eines jäh hoch, macht sich lang wie ein Ausrufezeichen, das Mäuseköpfchen horizontal vorgestreckt. Der Schnurrbart zittert vor Neugier. Die Vorderfüßchen hängen bis zum Bauch schlaff herunter, rührend hilflos, könnte man meinen; aber es sind ganz beachtliche Grabkrallen daran (Bild 65). Wenn das Hörnchen wieder zu Boden sinkt, wird seine aufgesteilte Schlankheit zur molligen Halbkugel. Sonnenlicht dringt durch das Gewölk; nun aalen sich sämtliche Gopher längelang. Bis auf einen, der Wache steht oben am Erdhügel über der Einschlupfröhre. Ich bin sicher, er hört das geringste Geräusch, und seine schwarzen Glitzeraugen sind nicht eine Sekunde unbewegt.

Die kleinen Nager können unverschämt laut und schrill bellen. Die Re-

aktion auf solch einen Alarmpfiff ist verblüffend. Eben noch döste die ganze Gesellschaft; nun sehe ich nichts mehr als drei Schwanzbürsten, die in einem der Höhlenschlupfe gemeinsam verschwinden (Bild 64). Nach wenigen Augenblicken ist alles wieder da; man hält's eben nicht lange aus in der unterirdischen Wohnung. Ich kontrollierte übrigens mal mit der Uhr, daß sich ein Gopher innerhalb von 45 Sekunden eine neue Röhre gebuddelt hat, steil hinunter in den lockeren Prärieboden.

Hoppla, jetzt landet ein auffallend großer Marienkäfer auf meiner verbundenen Hand; nur vier schwarze Punkte schmücken den lackroten Buckel, darunter ist ein schwarzer Strich.

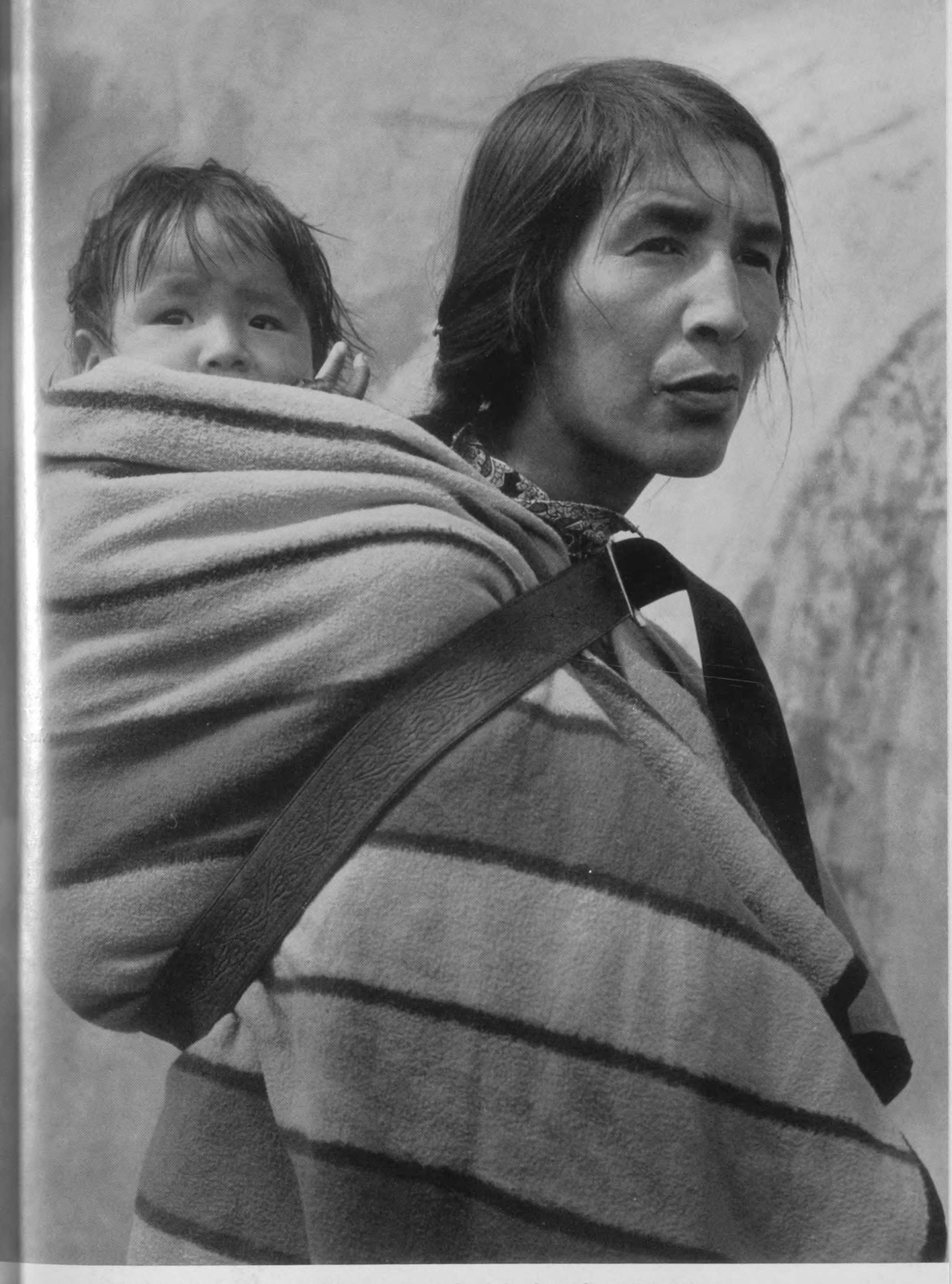
Veronikas Finger deutet bodenwärts: kleine, dürre, dunkelberußte Ästchen? Nein, Heuschrecken, knapp 5 cm lang, hervorragend getarnt: seitlich etwas zusammengepreßte Körper, unbewegte Köpfe, ganz kurze Fühler. Die rußigschwarze Tarnung des Rückens und der Oberflügel wird jedoch unwirksam, sobald die langen Sprungbeine in Aktion treten, die Unterflügel sich entfalten. Schön sind sie, licht lindengrün mit rötlichem Zentrum! Solch ein Flugsprung ist übrigens keine weite Reise: aufplumpsende Landung in lila Blütenglöckchen. Die bunte Schrecke wird erneut zum 'Aststückchen'.

Ein Erdhörnchen sitzt plötzlich knapp 20 cm links neben meinem Schuh, beide Händchen vor der rostfarbenen Brust. Es pfeift energisch, stoßweise, mit nur kurzen Pausen; ärgert es sich über mich? Will es gefüttert werden? »Du, ich muß leider fort, weg aus der brennenden Sonne!«

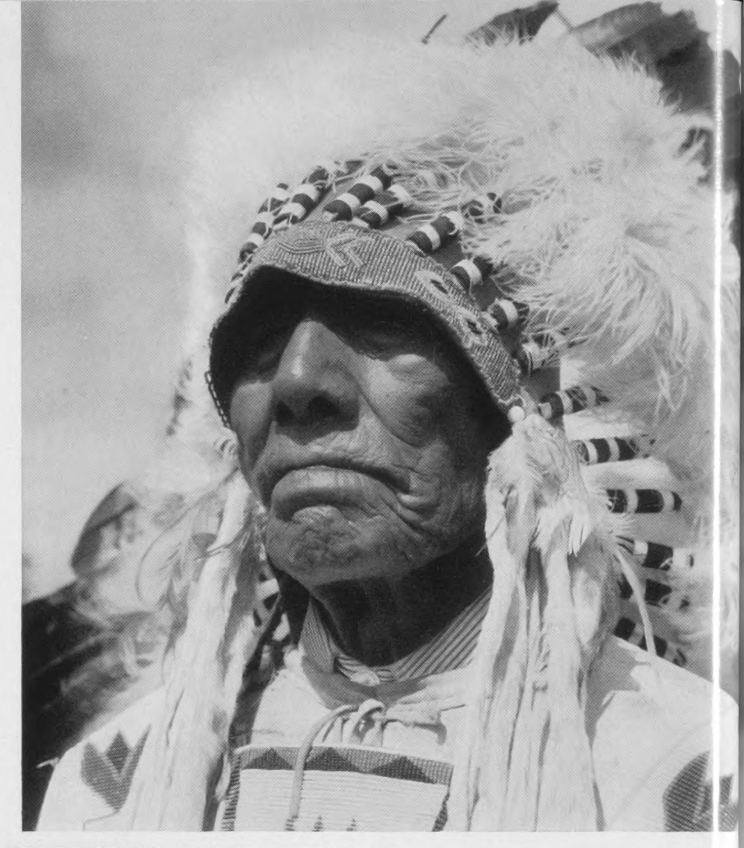
*

Im Aspengehölz zwischen der fröhlich grünen Blätter-Vielfalt ist Goldglanz, und darüber ragt wolliges Gestänge. Wir pirschen im weiten Bogen darauf zu, kommen nah heran. Vor mir sind – ich kann's nicht anders beschreiben – zwei wirklich goldleuchtende Wapitis; jeder hat auf seinem Haupt ein weit nach hinten ausladendes, samtüberpolstertes Bastgeweih. Ganz dicht und reglos stehen sie beisammen, die Hirschriesen, schützen wohl im Aspen-Jungholz die derzeitige Empfindlichkeit ihrer vielsprossigen Kopfzier.

Schade, wir sind entdeckt worden: ruckartige Drehung der Wapiti-Körper, raschelnde Flucht, aber keine Panik. Es ist ein Davonwippen aus der Helligkeit ins Dunkel und wieder zum Hellen, so, als tummelten sich Delphine im grünen Blätter-Ozean. Ich werde den Anblick nie vergessen können.



16. Von oben herab, auch wohlgeborgen, staunt der Sohn der Indianer-Squaw!



17. Ein wettergebeiztes, furchtlos kühnes Indianergesicht, umwallt vom Kopfschmuck aus Adlerfedern



18. Wohnhaus einer Indianerf[illegible]
in der Reservation. Keine Rom[illegible]
dafür steht rechts hinten ein A[illegible]

Jetzt, in 80 m Entfernung, verebbt der Vorwärtsdrang. Die beiden hochbeinigen, schlanken Hirsche bleiben unter einer Schirmkiefer stehen; ihre während des Davonstürmens fast bis in den Nacken zurückgelegten Geweihe werden wieder senkrecht aufgerichtet. Zwei Augenpaare blicken zu uns herüber, ohne Scheu, frei von Furcht. Der kleine Schrecken über unser allzu dichtes und unbemerktes Herankommen von vorhin ist abgeklungen; außerdem schätzen offenbar auch im Nationalpark die Basthirsche ein wenig Abstand vom Menschen.

*

Der brave VW bringt uns hinauf zur Kuppe eines Waldberges. Nun liegt Banff unmittelbar unter uns, wohlgeordnet in viele parallele, kurze Querstraßen, in bunte Häuserzeilen, die rechtwinklig auf das breite Band der noch bunteren Avenue zustreben: Ballung der Betriebsamkeit. 2500 Einwohner hat Banff und während der Sommerzeit wohl das Vielfache an Feriengästen.

Aber wie klein, wie unbedeutend wirkt aus der Vogelschau diese Menschensiedlung! Ein Farbtupfen-Fleck im schier endlos weiten, grünen Tal, nicht mehr. Wenn irgendeine Verlockung die Menschen von hier abziehen würde: ich bin überzeugt, schon in 80 Jahren hätte der Wald, die Prärie das winzige Rodungsgelände der Zivilisation erneut überwachsen und jede Erinnerung getilgt an Neonlicht, Tanksäulen, Asphaltstraßen und Tennisplätze. Keine Brücke wölbte sich dann mehr über den Bow-Fluß; doch unverändert blieben die Berge, die das Tal umgrenzen und seit Jahrmillionen ihre Felshäupter hochrecken: der Sulphur, Rundle und Cascade, die Stoney Squaw und der Norquay (Bild 74).

In der Aufzählung des Beständigen dürfen die Vermilion-Seen nicht fehlen, die ja ebenfalls zum Banffer Tal gehören. Für Eugen, Veronika und mich sind sie sogar das Zentrum und ein immer wirkender Magnet: der fast paradiesische Lebensraum vieler großen und kleinen Tiere.

Durch eine langsam patrouillierende 5-km-Fahrt auf dem erhöhten Highway bekommt man die rechte Gesamtschau, einen Überblick: nebeneinander die großen, lichten Wasserflächen, die in sie einmündenden Bächlein, die Halbinseln und kleinen Schilf-Eilande. Man sieht am jenseitigen Ufer den parallel mit dem Highway ziehenden Bahndamm der C.P.R., dahinter die Busch- und Schilfregion der sumpfigen Auen, den Bow-Fluß und, von ihm

aufsteigend, die Waldberge. Es ist eine sehr wechselvolle Welt und dennoch eine geschlossene Natur-Einheit; wir werden sie von allen Seiten anpirschen.

Die alte dunkle Elchkuh steht wie immer an der vorderen Uferecke des ersten Sees; bei gar nicht wenigen Wildtier-Arten gibt es ortstreue Pedanten. Vom Wald heraus kommt ein anderer Elch, ein Muttertier, schön sattbraun im Sonnenlicht. Das rötliche Kälbchen ist schon ziemlich groß, schlank und recht eigenwillig, macht Bocksprünge im Beerengestrüpp. Seine Eselsohren schlackern, fast wie Propeller; Mückenplage! Jetzt tritt die Mutter in den See, schöpft Wasser, rupft Pflanzen vom Grund, und das Kalb zockelt an ihre Seite (Bild 2). Genug! Wieder waldeinwärts, mühelos für die langen, silbergrauen Stelzen der Elchin. Das Junge zögert, sucht sich eine bequemere Rampe. Fünf Minuten später erscheint am Ufer ein Bär, ein harmloser Blacky.

Das dritte Elch-Erlebnis läßt nicht lange auf sich warten: wieder eine schwere Kuh; ihr Widerrist wölbt sich wie ein Höcker, langer Schädel, breite, hängende Muffel. Hinter dem Gebüsch links muß aber noch ein Elch sein, ja, ein Jüngling, ein Spießer mit zwei unbedeutenden Baststangen am Schädel. Sein Bauchfell ist naß und schwarz. Er hockte wohl im Sumpfbrei, schüttelt sich nun, zupft ein paar Blätter vom Busch, schaut zu uns her, ziemlich blöd. Einen Kinnbart hat er noch nicht, nur eine Andeutung davon. Aber der Jüngling schiebt sich recht eindeutig an die Elchin heran, die keine Kenntnis davon nimmt, sogar abseits geht. Dennoch, die jugendliche Unternehmungslust erreicht ihr Ziel: bald stehen beide nebeneinander, Flanke an Flanke. Der schwere Körper der Elchkuh verdeckt mir den schwächlichen Jüngling: ich sehe nur noch *ein* Elchtier mit acht Beinen. Mutter und vorjähriger Sohn?

Viele Elche leben im Umkreis der Vermilion-Seen. Eugen traf auf einer Frühpirsch am Bahndamm entlang zwischen Schilf, Moor und Wald fünf Elche; zwei führende Mütter waren dabei. Das eine Kälbchen hockte im Gras, stemmte sich hoch, gähnte und streckte sich. Schon kam die Mutter herbei und bot dem Kleinen das Gesäuge. Verständlich, daß nun auch das andere Kälbchen zu seiner nicht weniger bereiten Milchquelle drängte.

*

Am Tag läßt sich kaum ein Biber sehen. Aber zahllos sind die Beweise ihrer Tätigkeit: hohe Knüppelburgen an der Landzunge, an den Halbinseln und Ufersäumen der Vermilion-Seen (Bild 11). Immer wieder staune ich über die

meisterliche Konstruktion der Staudämme, die eine Landschaft völlig verändern können. Dort vorn der kleine Nebensee, er war bislang eine Uferwiese, mit vielen Aspen bestanden. Der Damm staute ein Bächlein, erzeugte Überflutung. In den Nächten fällten Biber durch Keilschnitte die Aspenbäume, schleppten schwimmend alle Zweige zur Burg. Die Fichten faulten im nassen Grund und stürzten um: Chaos der toten Stümpfe, der träg treibenden, kahlen Stämme zwischen den Binsen-Inselhöckern (Bild 10).

Viele Schellenten schwimmen im See; sie heißen hier Goldaugen-Enten, ganz mit Recht, denn ihre Augen sind leuchtend gelb. In zwei Kolonnen paddeln sie auf uns zu, wohl 35 Vögel. Tauchen, Gründeln, Schwänzchen in die Höh'! Elstern krakeln. Der Pazifik-Expreß rumpelt über den Bahndamm; die Schellenten-Mutter läßt sich dadurch nicht stören. Mit ihren sechs entzückenden Flaumküken umrudert sie eine verlassene Biberburg. »Nein, die Burg ist nicht verlassen, nicht leer! Siehst Du nicht, wie links davon die Binsen schwanken? Dort zerren und rupfen zwei Bisamratten, pflücken sich auch große grüne Blatt-Teller im See, schwimmen mit ihrer Ernte auf die Knüppelburg zu. Hier ist ihre Wohnung; wahrscheinlich sind Junge darin.«

Abendschatten. Die Farbigkeit verblaßt; nur an einem Heckenröschen-Busch leuchten lieb fünf rosarote Blüten. Aber die hohen Felsberg-Gipfel strahlen blinkend in den Himmelsdom; ich kenne sie nun fast alle mit Namen, die ewigen Hüter des Banff-Tals, der Seen. Einer heißt Bourgeau, ist an die 3000 m hoch und zieht mich magisch in Bann; ich nenne ihn den Götterthron (Bild 1). Er grüßt mich bald holdselig, bald grollend und aus dunkler Wolkenballung, zeigt sich bei jeder Begegnung anders, mit Schneepolster, in Sonnenglast. Wir werden ihn noch oft erleben. Jetzt kreist ein Goldadler über ihm . . .

*

Vom Highway sind wir eines Mittags die steile Geröllhalde hinuntergekraxelt zur alten Uferstraße. Lagerung zwischen Gebüsch und Strauch, dicht am See, meinen Sonnenbrand schützend. Wir wollten picknicken; Veronika machte Brote zurecht, schälte Orangen, schnitzelte Äpfel zum Obstsalat. Wir hatten die Absicht, sehr geruhsam die Mittagsstille zu genießen, wurden jedoch von gierigen Wegelagerern überfallen, von einer Horde nettester Raubritter. Unser Gelände war nämlich eine Erdhörnchen-Kolonie. Von allen Seiten schlängelten sich die kurzbeinigen Zwerge heran, machten Männchen, pfiffen,

huschten davon, kamen wieder – weit mehr als 20 Gopher, wahrlich eine Übermacht gegen uns drei Menschen. »Guck nur, aus den Höhlenlöchern schlupfen immer noch ein paar neue!«

Haupt-Angriffsziel ist die auf einem unserer Filmkoffer sitzende Veronika. Neben ihr am Boden stehen die Eßvorräte. Der mutigste Räuber zerreist eine Papiertüte, saust mit einer gestohlenen Kirsche davon. Zwei Neidlinge schimpfen und raufen sich, weil keiner dem anderen den Vorrang lassen will. Aber dies alles ist nur ein schüchterner Beginn. Bald klettern die Hörnchen an Veronikas Hosenbeinen hinauf, angeln sich die Apfelschnitze aus der Aluminiumschüssel in ihrem Schoß. Während unten am Boden ein tolpatschiger Zwerg den Blecheimer umkippt, zieht sein Kumpan wahrhaftig mit einem übergroßen, rotbäckigen Apfel davon; wie ihn das Mäulchen packen konnte, bleibt mir ein Rätsel.

Wir Menschen haben geschmunzelt, haben gelacht; es war unser bislang lustigstes und ein sich noch immer steigerndes Abenteuer. Schließlich saß je ein Gopher auf beiden Händen von Veronika, ein dritter auf ihrer Schulter; er hat ärgerlich gebellt, weil er viel zu weit entfernt war von den Obstschnitzen. Anfassen und streicheln ließen sich jetzt alle Tiere!

Ich brauche gewiß nicht zu betonen, daß Eugen erschreckend viele Meter Farbfilm verdreht hat und daß die Gopher-Meute erst dann verschwand, als nur noch leere Schüsseln klapperten. Die Papiertüten nahmen sie mit: Polsterung für ihre unterirdischen Schlafstuben?

Endlich war Stille um uns; nur ein Vogel hüpfte droben im Gezweig. Längelang ausgestreckt sann ich dem heiteren Erlebnis nach. 'Diese Gopher sind keine Hauskaninchen, sondern echte Wildtiere, darüber bist du dir doch klar? Wie kommt es bloß, daß sie keine Scheu vor den Menschen haben, und nicht sie allein, auch die Schwarzbären, die Murmel, die zierlichen Ohrenhirsche und die Chipmunks, Elche sogar?'

Dem sachlich nüchternen Logiker fällt die Antwort nicht schwer: 'Deine Wildtiere sind eben zu Kulturfolgern geworden, genau so, wie bei uns die Amseln (ursprünglich Waldvögel) längst in den Großstädten ihre Quartiere haben: Nutznießer des Menschen, den sie nicht zu fürchten brauchen. Du sagtest ja, im Banffer Nationalpark werde seit 1885, also seit 72 Jahren, weder geschossen noch gejagt.'

'Recht und gut, diese Begründung, doch sie ist nicht erschöpfend. Die kleinen Nagetiere, die Krähenvögel und auch die Schwarzbären kommen gewiß mit spekulativen Absichten zum Menschen heran; in der kargen Jahreszeit nimmt dir vielleicht auch ein Bergschaf, ein Ohrenhirsch das Brotstück aus der Hand. Glaube nun nicht, das sei der Anfang einer Vergesellschaftung, der Zähmungsbeginn! Sie alle, und in betontem Maß die Großen, sind und bleiben echte Wildtiere der freien Natur.'

Aber etwas anderes war mir bislang nicht verständlich: die Tatsache, daß diese Wildtiere überhaupt so dicht am Menschenbezirk von Banff ausharren, der sie doch stören muß. Sie, die Nicht-Eingegatterten, hätten längst ausweichen können ins Hinterland des unbewohnten Schongebiets. Der Banffer Rocky-Park ist ja 6641 qkm groß.

Vor drei Tagen hatte ich nun eine Tierbegegnung, deren Verlauf – wenigstens mir – völlige Klarheit schuf über das Gesamtproblem. Wir fuhren den Highway entlang, sahen, daß vor uns zwei Autos stillstanden. Die Insassen blickten gespannt zum rechts ansteigenden Bergwald empor. Just als auch wir abbremsten, trat aus der Waldschräge herunter ein Hirsch, kein Mule-Ohrenhirschlein, auch kein junger Wapiti-Spießer: es war ein feister Riese mit weit ausladendem, 14sprossigem Geweih, viel stärker als die beiden 'Goldenen' vom Aspengehölz. Der Hirsch machte einen bequemen Sprungschritt über den schmalen Graben zwischen Wald und Autostraße, verhoffte aber nicht eine Sekunde, sondern ging – ich muß sagen: gemessen schreitend – quer über den Asphalt, rechtwinklig zu den zwei Doppel-Fahrstreifen. Die Autobahn ist hier ungefähr 18 m breit. Genau in der Mitte blieb der große Hirsch stehen und sah sich um. Interessiert? Gelangweilt? Nein, ganz selbstverständlich!

Kontrollblicke auf meine Armbanduhr bewiesen mir, daß dieses kapitale Geschöpf vier Minuten lang reglos verharrte. Inzwischen reihten sich hinter unserem Kombi viele andere Autos an, und auch auf der Gegenbahn stoppte schon eine recht lange Kraftwagen-Schlange. Ich muß in diesem Zusammenhang das kanadische Reisepublikum dankbar rühmen: nicht ein Wagenlenker hupte; keiner versuchte, ungeduldig aus der Reihe zu scheren und am Hirsch vorbeizufahren. Zwar klickten viele, viele Kamera-Verschlüsse; aber die Menschen warteten, bis der Wapiti genug hatte vom Ausschau-haltenden Stillstehen. Kopf geradeaus – wie schön und adelig ist das Haupt mit dem hohen

Geweih! – überquerte er, wiederum gemessen schreitend und ohne einen Blick zu uns Menschen, auch die zweite Hälfte der Fahrbahn und stieg steil hinunter zum See.

War das nun ein Kulturfolger, ein Schmarotzer-Tier? Nein, dieser Hirsch ist der Eigentümer des Waldes von Banff, der Ureinwohner. Viele Generationen vor ihm stiegen bereits vom Bergwald zum See, auf ihrem immer gleichen, für uns kaum sichtbaren Wechselpfad. Irgendwann, viel später, tauchten fremde und seltsame Lebewesen auf zwischen Wald- und Wasserwelt: Zweibeiner, die zwar Lärm machten, jedoch kein Tier hetzten, verfolgten oder töteten. Mit der Zeit gewöhnte sich das Wild an die Neueinwohner, ließ sich aber durch sie nicht abbringen vom vererbt selbstverständlichen Daseins-Rhythmus. Bodenständig sind die freilebenden Tiere; es ist wissenschaftlich erforscht, daß die meisten von ihnen Duft-umgrenzte Biotope haben. Gewiß war anfänglich den Hirschen und den anderen Wildtieren der vom Menschen durch den Wald gesprengte, breite und glatt asphaltierte Pfad unangenehm, über den nun dauernd diese merkwürdig stinkenden Auto-Tiere rennen. Aber deswegen verläßt ein Wapiti nicht seinen Biotop, und wenn der Auto-Trail frech über den alten Tierwechsel hinwegführt, dann wird er eben auch von den Wapitis, den Bighorns, den Bären begangen.

Ja, diese Erkenntnis vermittelte mir der Hirsch auf der Autobahn! Und noch etwas: ich sagte vorhin, die Wildtiere seien die ur-eingeborenen Hausbesitzer der Mountain-Parks. Ich muß hinzufügen, daß sie sehr friedliche, großmütige Hausbesitzer sind. Ein Elchbulle, ein Wapiti könnte sich durchaus zur Wehr setzen, könnte das lackfunkelnde Auto mit *einem* Geweihstoß über die Böschung hinunterfegen. Er tut es nicht, sowenig wie er wegen solch motorsurrender Geschöpfe abwandert. Gegenseitige Duldung, rücksichtsvolles Nebeneinanderleben zwischen Mensch und Tier, das ist die schönste Frucht der Nationalpark-Idee in den Rocky Mountains.

Über den Fire Road zum Schneeziegen-Berg

Um 11 Uhr an einem der letzten Julitage findet die Besprechung statt mit dem Superintendenten im Government. Wir können uns nicht 'stadtfein'

machen: mein Vollbart sprießt wild und rings um das Gesicht; Eugen hat sich zur Gesellschaft einen Kinn-Keil wachsen lassen, dunkelbraun meliert im Kontrast zu meinem 'eisgrau-weißen'. Bruno, der ortsansässige Fotograf und Bergsteiger, begleitet uns.

Der Chef der Parkverwaltung ist höflich, aber offiziell; wir bekommen mit guten Wünschen den Hauptschlüssel ausgehändigt und das Schriftstück, das uns zum Befahren der Fire Roads berechtigt, das zugleich alle Warden (die Wild- und Park-Schutzbeamten der Außenbezirke) davon in Kenntnis setzt, daß jede Hilfe bei unseren Vorhaben geleistet werden kann und soll.

Anschließend an diesen Amtsakt entwickelt sich eine lange Unterhaltung mit den beiden Chiefwarden-Assistenten; Walter aus Zermatt kennen wir bereits. Wir haben viele Fragen. Veronika möchte z. B. die kanadischen Nadelbaum-Arten besser unterscheiden können, die echten Tannen, die Fichten, Douglas-, Hemlock-, Rocky Mountain-, Engelmann- und White Spruce, die Lodgepole- und die anderen Kiefern. Wo gibt es Zedern, wo Balsambäume? Walters Kollege Bert, der Waldspezialist, gibt gute Auskünfte.

Ich lasse mir von Walter die Nationalpark-Organisation erklären, schaue mir auf einer Tabelle ihre grafische Darstellung an. Kopf ist das Ministerium in Ottawa, das Ministerium für Nordische Angelegenheiten und Natur- und Bodenschätze. Je ein Ressort-Chef betreut den Wildlife- und den Nationalpark-Service für die Gesamtheit aller kanadischen Nationalparke. Jeder einzelne Park hat einen Chief Warden mit vielseitiger Verantwortlichkeit: Wald- und Wildbetreuung, Feuerkontrolle, Feuerstraßen, Organisation und Ausbau der Warden-Wege, der Telefon- und Sprechfunk-Verbindungen, Feuertürme, Wetterstationen, Ski-Patrouillen, Touristenkontrolle, Rettungsdienst, Moskito-Bekämpfung u.a.m. Der Banff-Nationalpark ist in 13 Warden-Bezirke aufgeteilt.

Die Außen-Warden werden nun künftig von der Banffer Zentrale aus durch Sprechfunk von unseren jeweiligen Unternehmungen verständigt, das sagte schon zu Beginn der Superintendent, als er uns dringend zu größter Vorsicht beim Zelten und Abkochen ermahnte – sommerliche Waldbrand-Gefahr! Nicht zu spaßen sei auch mit Bären. In den menschenleeren Hochgebirgstälern könnten nicht nur Grizzlies, auch Schwarzbären unangenehm werden ...

Bären! Das ist Eugens einziges Thema beim planenden Palaver. »Wie und

wo komme ich am schnellsten zu Grizzly-Filmaufnahmen? Seit wir hier sind, suche ich, morgens, abends, immerzu. Ihr habt wohl überhaupt keine grauen Bären mehr im Banffer Park?«

Die beiden Wildlife-kundigen Männer lächeln: »Der Grizzly lebt überall und nirgends. Man sucht ihn wochenlang erfolglos; plötzlich ist er da. Er wandert oft 20 Meilen täglich und mehr, im unterschiedlichsten Gelände, hat nicht die Standort-Treue der meisten anderen Tierarten. Das Suchen und Nachspüren kann recht gefährlich werden; man weiß nie, ob und wann er angreift. Reitpirsch problematisch; die Pferde macht schon bloß die Witterung eines Grizzly nervös und ängstlich; wenn sie ihn sehen, hauen sie sinnlos ab. Haltet Fühlung mit den Außen-Warden! Vielleicht weiß einer von ihnen einen Luderplatz; dort anzusitzen ist wohl die beste Chance. Allerdings kommt der Graue meist nur in der Dunkelheit. Wenn er Euch nicht plötzlich im prallen Sonnenschein entgegenbummelt auf einer Bach-Sohle. Seid vorsichtig; es passiert immer mal wieder was Schlimmes. Und meldet Euch für jede große Pirsch beim zuständigen Warden an und ab; wir haben schließlich die Verantwortung für Euch.«

Eugen hörte brav zu, konnte aber nicht still sitzenbleiben, ging auf und ab in der Amtsstube. Sagte ich 'brav'? Er ist Grizzly-explodierend! »Wie wär's mit einem Versuch am Cascade River«, fragte Bruno, und die beiden Warden stimmten zu. »Wir werden Euch ankündigen.«

Eugens Augen blitzen. »Also kommt, raus zum Wagen! Jetzt gleich fangen wir an; hussa Graubär!« Zu mir gewandt, wettert er: »Den Schlüssel für den Fire Road hast Du ja. Fehlt nur noch der lächerliche 'horribilis' . . . «

*

'Lieber Eugen, tritt auf die Bremse! Heut ist's zu spät für den Fire Road, und die Grizzlies haben es nicht eilig mit uns. Aber Du sollst dennoch in der nächsten Stunde Bären sehen, ganz nah. Genügen Dir anderthalb Dutzend? In verschiedenen Farben?'

Ziemlich nah am Nordostrand von Banff ist ein kleiner Waldberg, ein Hügel. Wir sind schon letzte Woche dort gewesen, wenige Minuten nur; es qualmte und roch uns zu unsympathisch. Auf der baumlosen Flachkuppe wird nämlich alles abgeladen und nach Möglichkeit verbrannt, was den Banffer Haushaltungen und Betrieben entbehrlich, nutzlos erscheint: Pappschachteln,

Picknick-Überreste, Dosen, Bretter, Matratzen und Decken, geplatzte Gummireifen, halbvolle Konservenbüchsen, und am Hang liegen sogar verschiedene zerbeulte Autos. Hierzulande ist man großzügig: fort mit dem Alten, damit das Neue Platz hat.

Dieser Riesen-Müllhaufen, 'Dump' genannt, muß eine starke Verlockung für die Bären sein. Da, dort, von links, von rechts, von überallher kommt einer aus dem Wald heraus, manchmal auch eine Familie, wackelt an den herumstehenden Menschen vorbei und durchforscht schnüffelnd, scharrend den Abfall, den 'Garbage' (Bild 45). Es lohnt sich offenbar, denn diese Dump-Bären sind durchwegs wohlbeleibt, um es bescheiden auszudrücken. Ich gestehe, die Blackies draußen zwischen Wald und Seen sind mir willkommener.

'Meckere nicht, Kritikaster! Die Erdhörnchen fandest du sympathisch, die Veronikas Obstschüsseln leerten und zum Schluß ebenfalls dicke Bäuche hatten. Schau dich um: bei der hohen Fichte trinken zwei entzückende Bärlein; die Mutter hat sich rücklings an den Stamm gelehnt, damit ihre Kinder recht bequem nuckeln können. Jetzt rollt – links hinter dir – eine kleine, schwarze Pelzkugel auf die Lichtung heraus. Wie ein Gopher-Wachtposten ruckt das Bären-Baby hoch, betrachtet dich interessiert und zeigt dir seinen hellen Keilfleck an der Brust, pendelt gleichgewichthaltend hin und her.'

Um das Bären-Kindergesicht bildfüllend knipsen zu können, ging Veronika drei Schritte nach vorn. Zweierlei geschah sofort. Am Waldsaum schnaubte warnend die Bärenmutter, und das Petzlein machte blitzschnell kehrt! Tuchfühlung mit den Menschen ist unerwünscht; auch die Bären vom Banffer Dump sind Wildtiere. He, der junge Blacky rennt, daß ihm die Hinterbeine fast bis zu den Ohren heraufschlackern! Er saust an der Mutter vorbei, auf eine Kiefer zu, bremst nicht, sondern macht einen Hochsprung, hängt schon mit seinen Krallen 60 cm über dem Bodengrund an der Rinde und entert nun 'affenartig' den kerzengeraden Stamm hinauf, toll! Ich glaube, er hat nur ein paar Sekunden gebraucht für seine Kletterei in die Kiefernkrone. Am ersten Querast – schätzungsweise 10 m über dem Boden – hält er endlich an, legt sich mit seiner ganzen Molligkeit darüber, so daß links und rechts die vier Beine herunterbammeln, das Köpfchen auch. Man muß doch mal die Mutter von oben betrachten, nicht wahr?

»Jetzt hast Du als Novität einen Bären hoch im Baum«, sage ich zu Vero-

nika. Sie lacht mich aus: »Einen? Guck genau hin, da droben hängt eine Bären-Kinderschule!« Schmunzelnd sekundiert Eugen: »Wer's nicht glaubt, kann später schwarz auf weiß nachzählen. Als ich auf den Auslöserknopf drückte, waren sechs von diesen Burschen in den Kiefernwipfeln (Bild 47). Mir scheint, die Bärenmütter schicken ihre Sprößlinge nachmittags in die Höhenluft, damit sie selber ungestört faulenzen können. Aber es macht ihnen Spaß, den Lausbuben; der eine wippt und trampelt so narrisch, daß die ganze Kiefer mitpendelt.«

Auch wir drei Menschen haben Grund zur guten Laune. Der Wind steht so, daß die Rauchschwaden nach der anderen Seite ziehen. 17 Bären sind rund um uns, am Waldboden, in der Wipfelregion, am Garbage. Eben trollt noch einer vom Hang herauf, ein großer Brauner. »Könntest du nicht ein Grizzly sein?« Schließlich sahen wir den 19ten, einen Zimtfarbenen, den Cinnamon.

Früher meinte man, die Cinnamons seien Kreuzungen zwischen Schwarzbär und Grizzly; aber sie und die kanadischen Braunen sind (im Gegensatz zum braunen Landbären Europas) echte Blackies, Farbmutationen vom Baribal, vom Schwarzbären mit der braunen Schnauze. Bei Zwillingsgeburten ist oft das eine Kind schwarz, das andere braun oder rötlich.

*

Blanker Himmel am frühen Morgen; wir erhoffen einen hochsommerlichen Schönwetter-Tag. Unser Auto, der kleine Kombi, ist heute voll ausgelastet: vier Menschen (Bruno fährt mit), sämtliches Arbeitsgerät, Lederkoffer und Leichtmetallkisten für Kameras, Optiken und Film, Stative, Proviant und Campausrüstung; wir wollen für alle Möglichkeiten gewappnet sein.

Geraume Zeit auf geteerter, breiter Fahrbahn zügig bergan. »Nun links einbiegen«, sagt Bruno. Eine Erdstraße und nach 50 m eine Schranke aus Eisenrohren mit großem Vorhängeschloß und einer Tafel: 'Fire Road. Für alle Fahrzeuge gesperrt.'

Der uns anvertraute Hauptschlüssel tritt zum erstenmal in Aktion, und jetzt fahren wir nicht mehr zwischen zwei Waldfronten, wir dringen mitten in die endlose, grüne Welt hinein. Fire Roads werden ja geschaffen, damit bei Waldbränden und bei sonstigen Katastrophen die Männer des Park Service, die Lösch- und Rettungsfahrzeuge, ungehindert und zügig zu den fernsten Hochtälern vorstoßen können, in die Bezirke der ungerodeten Wildnis.

Schmaler Schotterpfad. Rechts ein Sumpf, Wurzelteller, Zweigskelette im schwarzen Wasser, unheimlich. Der Weg wird steiler und rauher. Oben lichtgrüne Aspen, ein wenig Buschprärie, Zwergbirken, niederes Weidengestrüpp. Dann langgedehnter Wald, spitze, schlanke Fichten. Da und dort sattblau leuchtende Eisenhut-Blüten, ein paar Wildröschen, aber nirgends ein Tier. Der Weg gabelt sich; wir fahren links in die Waldsenke. Ein Blockhaus, Mast mit der aufgezogenen Landesfahne: 'Game Warden Cabin Nr. 40'. Hundebellen; drei rote, weißgescheckte Pferde im Korral nehmen die Köpfe hoch. Ein mittelgroßer, sehniger Mann kommt aus der Tür, den breitrandigen, braunen Wardenhut mit der Biber-Kokarde auf dem Kopf. »Hello Jack!« Wir sind ihm bereits von Banff angekündigt und werden nun registriert. Ein schwarz-weißer Terrier umtanzt uns bellend; der zweite Hund ist doppelt so groß, fahlbraun, mit schwerem Kopf und gutmütig-ernst blickenden Augen. »Chesapeake-Rasse, vorzüglich zur Wasserwild-Jagd, hier aber nur als Wächter; er heißt Dusty«, sagt der Warden. »Der kleine Schwarzweiße hat mehr Temperament; als mal ein Grizzly hinter meinem Wagen herrannte, wollte er aus dem Auto heraus, dem Grauen an die Kehle.«

Eugen hakt ein: »Ihr habt also Grizzlies? Wo?« Jack zieht die linke Schulter ein wenig hoch. »Vielleicht droben an der Cuthead Range. Vielleicht schon in den Beeren. Vorgestern nacht waren sie hier an der Cabin; die Hunde bellten wütend im Haus, und am Morgen fand ich frische Fährten: Grizzly-Mutter mit zwei vorjährigen Jungen.«

Lange Debatte. Die Hausfrau kommt dazu; sie hat ihren Kindern bei den Schulaufgaben geholfen, die durch Sprechfunk von der Stadt durchgesagt werden. Alle abseits wohnenden Warden-Kinder bekommen Fernunterricht. Eugen erhält die ersehnte Angel-Lizenz und viele gute Ratschläge. »Ihr fahrt am besten den Fire Road ganz hinauf. Wie lange wollt Ihr hierbleiben?« – »Möglichst lang, bei so schönem Wetter.« Jack zuckt wieder mit den Schultern, obwohl der Himmel fast wolkenlos ist. »Nun, wenn Ihr Euch am Abend nicht abmeldet, reite ich morgen zu Euch hinauf. Habt Ihr Axt und Schaufel bei Euch? Manchmal liegen Bäume über dem Trail. Feuerholz braucht Ihr auch. Vorsichtig, nur in Wassernähe abkochen, Glut und Asche übergießen, gründlich austreten. Viel Glück, damit Euch der Grizzly nicht ausrückt. Er sieht zwar schlecht, aber seine Nase wittert über den Berg hinweg ...«

Meile um Meile erobern wir uns jetzt die menschenleere, lautlose Welt der Wälder, der hohen Steinberg-Ketten. Wir sind in einer Urnatur. Unser Motor muß sich ziemlich mühen, und der Mann am Steuer hat dauernde Konzentration nötig, um dem wenig gefederten Wagen die schlimmsten Löcher und Buckel zu ersparen. Also langsam! Wir wollen ja auch dauernd Ausschau halten; hinter jeder Wegbiegung kann ein Tier auftauchen. Noch nicht. Leer ist die Welt. Der Hochwald endet; vor uns ein weites Tal, ein Totental.

Das Feuer hat die Baum-Natur gemordet. Kahle Stangen, Todesfinger von Fichten und Kiefern. »Waldbrand vor 26 Jahren; er wütete viele, viele Kilometer durch das Felsental; hier ist nur der bescheidene Rand«, sagt Bruno. Mich, den Neuling, erschüttert der 'bescheidene Rand'; aller Bodengrund ist bedeckt mit halb und völlig verkohlten Stämmen, mit grau veraschten Ästen und Zweigen. Unheimlich sind auch die Vorberge drüben über dem Tal des Zickzack-Flüßleins: auf ihren Hängen hat ein Titan Tausende von langen, dünnen Streichhölzern verstreut; kreuz und quer liegen sie nebeneinander, übereinander, die abgebrannten, umgestürzten Stämme. Zum erstenmal verstehe ich, daß die Feuer-Verhütung hier oberstes Gebot ist und daß die trokkene Sommerzeit eine Dauergefahr bedeutet für die kanadischen Wälder. »Der Feuersturm rast mit 80 km Geschwindigkeit und wohl noch wilder durch solch ein Hochtal«, erklärt Bruno.

Aber die Natur will weiterleben. Da und dort zwischen dem verkohlten und veraschten Chaos sind grüne Tupfen: ein Wind hat Flugsamen hergebracht aus anderen Wäldern; in den vergangenen 25 Jahren ist hier bereits wieder mancherlei Fichtenjugend emporgewachsen. Bescheiden gewiß, doch nach weiteren fünf Jahrzehnten wird Üppigkeit daraus geworden sein, ein hoher Wald.

*

Der Fahrweg kurvt zweimal und schafft eine neue Umwelt. Linkerhand, aus der Ferne auf uns zukommend, ist das Gerölltal, durch das sich der Wasserlauf schlängelt. Rechts, parallel damit und unmittelbar am Weg beginnend, eine langgestreckte, steile Steinberg-Front, der Cuthead, der Berg mit dem abgeschnittenen Kopf; von hier gesehen hat er wirklich keinen Gipfel, sondern einen horizontalen Grat. Nach vielleicht 600 m haben wir die Mitte der Bergflanke erreicht und steigen aus. »Leider keine Schneeziegen an der Wand«,

sagt Bruno. »Im Tal drunten auch kein Grizzly«, echot Eugen. »Vielleicht drüben in den offenen Waldhängen oder seitlich davon, wo die Buschprärie anfängt. Es muß doch mal einer zum Vorschein kommen!«

Eugen, Bruno und Veronika suchen mit den Gläsern jede Mulde ab, jede noch so kleine Aufwölbung. Ich gehe ein wenig abseits, will ganz allein sein im weiten, schweigenden, von der Sonne durchfluteten Raum der steinernen Welt. In mir ist kein Wunsch, als ebenfalls stillzusein, Teil des Beständigen zu werden, einzuschwingen in die große Harmonie. Ich sehe nichts, obwohl meine Augen geöffnet sind; ich brauche jetzt keine Erlebnisse.

Aber warum stört mich meine Hand? Immer wieder wischt sie selbsttätig an meinem Gesicht vorbei. Irgend etwas summt und surrt, pfeilt dicht vor meiner Nase hin und her, ungewöhnlich schnell. Eine Hornisse, funkelnd, sepiabraun mit rötlicher Unterseite? Verschwunden! Schon wieder da, merkwürdigerweise nun stillstehend in der Luft. Links und rechts von der winzigen Körperlichkeit ist je ein kaum wahrnehmbarer Schattenkreis, ungefähr in der Mitte farbiges Blitzen. Ein Kolibri!

Ich sah ihn zehn Minuten später noch einmal, konnte ihn nun auch genau erkennen, den Rufous-Hummingbird, den Fuchsroten Kolibri mit dem langen, spitzen Schnabel, dem kupfernen Rücken, der edelsteinglitzernden Kehle und den schwarzen Augenperlchen. Aber zunächst fiel es mir schwer, daran zu glauben: ein Kolibri im nordischen Felsengebirge, auf fast 2000 m Höhe!

Veronika ruft mich. Ich gehe zum Wagen; Eugen baut seine Filmkamera aufs große Stativ. »Grizzly?« Nein, Bruno ist an der Cuthead-Front weiter entlanggepirscht; er kann von ihrem Ende aus den Seitenhang einsehen; vielleicht sind dort Schneeziegen. Zur Sicherheit macht sich Eugen schußfertig.

Just kommt Bruno zurück, im Eillauf und winkend. »Ein ganzes Ziegenrudel steht dort hinten, gar nicht hoch!«

Operationsplan. Eugen soll unmittelbar von seinem jetzigen Standplatz die Geröllhalde hinaufsteigen, nicht ganz bis zur senkrechten Bergwand, etwa 150 m, soll sich dort, wo ein paar Büsche sind, getarnt ansetzen. Links davon ist eine vorgewölbte Felsnase, eine oben abgeflachte Kanzel. Dahinter muß die Senke sein, in der die Schneeziegen sind. Bruno will vom Seitental her anpirschen und die Tiere über die Kanzel drücken. Wenn es klappt, ziehen sie dann durch eine Steilrinne genau auf Eugen zu, in seine Kamera hinein

oder an der Geröllkante entlang; die senkrechte Wand erklettern sie nicht.

Beide Männer setzen sich gleichzeitig in Bewegung. Veronika und ich bleiben auf dem Fire Road; je weniger Menschen im Berg sind, um so weniger Störung für die Ziegen. Außerdem haben wir von unten aus die beste Übersicht nach links und rechts über die ganze Cuthead-Front. Bruno ist allerdings schon nicht mehr sichtbar; Eugen hat den Busch erreicht, grätscht die hölzernen Stativbeine, hantiert an der Kamera. Plötzlich ruckt er hoch, gestikuliert wild, läuft hangabwärts. »Schlüssel«, ruft er.

Veronika begreift sofort, klappt die eine Metallkiste auf, findet den großen Schlüssel zum Aufziehen des Federwerks, winkt und hastet den Hang empor, auf Eugen zu. In halber Höhe treffen sie sich; Eugen packt den Schlüssel, hetzt zur Kamera zurück. Als ihm noch knapp 25 Schritte fehlen, blinkt es oben auf der vorspringenden Fels-Plattform: 6 weiße Schneeziegen! Leider nur für Sekunden. Hochflüchtig sind sie, stürmen die Rinne herunter und durchqueren – ehe Eugen das Federwerk aufgezogen hat – 20 m über ihm horizontal das Geröll, von links nach rechts, im prallen Sonnenlicht, gut 300 m weit. Für Veronika und mich ein wunderbarer Anblick!

Dort drüben sind viele Felserhöhungen, Klippen, Steinhöcker; die Schneeziegen bremsen ihren Lauf, stehen, äsen, legen sich. Stille, doch nur für zwei Minuten. Denn jetzt schwingt sich Bruno auf den Felsvorsprung, von dem aus zu Beginn die Ziegen heruntergeprescht kamen. »Hast Du sie gefilmt?« ruft er zu Eugen. »Nein, war noch nicht fertig mit meinem Gelumpe.«

Wir haben in der Schule gelernt, daß sich im klassischen Griechenland die Helden vor der Schlacht ein mutanfeuerndes Schimpfduell lieferten. Was nun da oben lospolterte, übertraf die Urgewalt der Spartaner. Bruno beherrschte plötzlich wieder sämtliche Flüche seines Schweizer Heimat-Dialekts; wie Felsblöcke prasselten die Vorwürfe auf den armen Eugen. »Lunge aus dem Leib rennen! Idiot! Lahmarsch! Nie mehr mit Kindsköpfen!«, das sind nur schwache Übersetzungen ins Hochdeutsche. Eugen schluckte eine Weile stumm. Dann zog er seinerseits die schwäbisch-bayerischen Register, nicht schlecht, ganz im Gegenteil. Minutenlang flogen gebrüllte Liebenswürdigkeiten durch die Hochgebirgsluft. Bei uns an der Talsohle hätte die unfreiwillige Komik wahrscheinlich schallendes Gelächter ausgelöst, wüßten wir nicht, daß sich solch eine Filmchance kaum je wiederholt . . .

Die beiden zornigen Helden sind schließlich verstummt, fuchteln aber noch immer mit den Händen. Offenbar planen sie eine neue Unternehmung. Eugen bleibt oben an seiner Kamera; Bruno steigt zu uns herunter. Wir empfangen ihn mit Heiterkeit, und er lacht auch. »Ich bin wohl leicht unvornehm geworden«, meint er, »aber Ihr habt keine Ahnung, wie ich mich abplagen mußte. 15 Ziegen standen in der Mulde, als ich mich um das Zackenzeug herumgewurstelt hatte. Die ganze Gesellschaft mußte normalerweise jetzt geschlossen zu Eugen hinüberziehen. Ein Teufel spuckte dazwischen: das Rudel teilte sich, die großen Böcke liefen über den Sattel zum Nachbarberg, das Weibervolk stieg schräg hangaufwärts zur Wand. Ich konnte wirklich nur mit Galoppsprüngen wenigstens die 6 letzten abschneiden und auf die Kanzel hinüber komplimentieren. Na, und dann – hoffentlich sind sie nicht allzuweit weggelaufen!«

»Knapp 300 m rechts auf gleicher Höhe sonnen sie sich«, sagt Veronika. Bruno sieht scharf nach oben. »Nicht schlecht! Von Eugens Standplatz aus war mir nach dorthin kein Einblick möglich. Ich könnte ihm jetzt die Ziegen vielleicht wieder zudrücken. Wird allerdings umständlich sein und Zeit brauchen. Ich fahr' mit Eurem Wagen vor bis zum Berganfang, kann von der Ecke aus seitlich hoch und die Ziegen übersteigen, ohne daß sie mich sehen. Dann runter in die Kar-Rinne. 's wird schon klappen. Servus! Bloß das Wetter gefällt mir nicht; fürchte, wir kriegen bald Regen.«

Ja, viele, zwar kleine, aber dunkelgraue Wolken drängen über den Grat und werfen ihre Schatten auf die eben noch sonnenhelle Bergwand. Nötig, daß wir alle Daumen kneifen, für das Licht, für den unermüdlichen Berggänger und den geduldig am Hang hockenden Kameramann! Langeweile quält uns nicht, im Gegenteil. Veronika und ich können nun mit den Gläsern die Schneeziegen in Muße und aufs deutlichste beobachten. Seltsame Geschöpfe! Wie hat sich letzte Woche der Wildlife-Mann ausgedrückt: 'eigentlich sind es gar keine Ziegen, sondern eine Art von Berg-Antilopen, so wie Eure Europa-Gemsen, nur üppiger im Haar und überall weiß, manchmal mit einem Stich ins Gelbe. Man könnte durchaus auch 'Schnee-Gemsen' sagen!'

Wirklich wie ein Gamskitz trippelt das Ziegenlämmchen an der steilen Hangschräge hin und her, über Bruchplatten und Geröll. Das Muttertier liegt reglos, wahrscheinlich dösend, auf einem Steinblock, die Hinterbeine

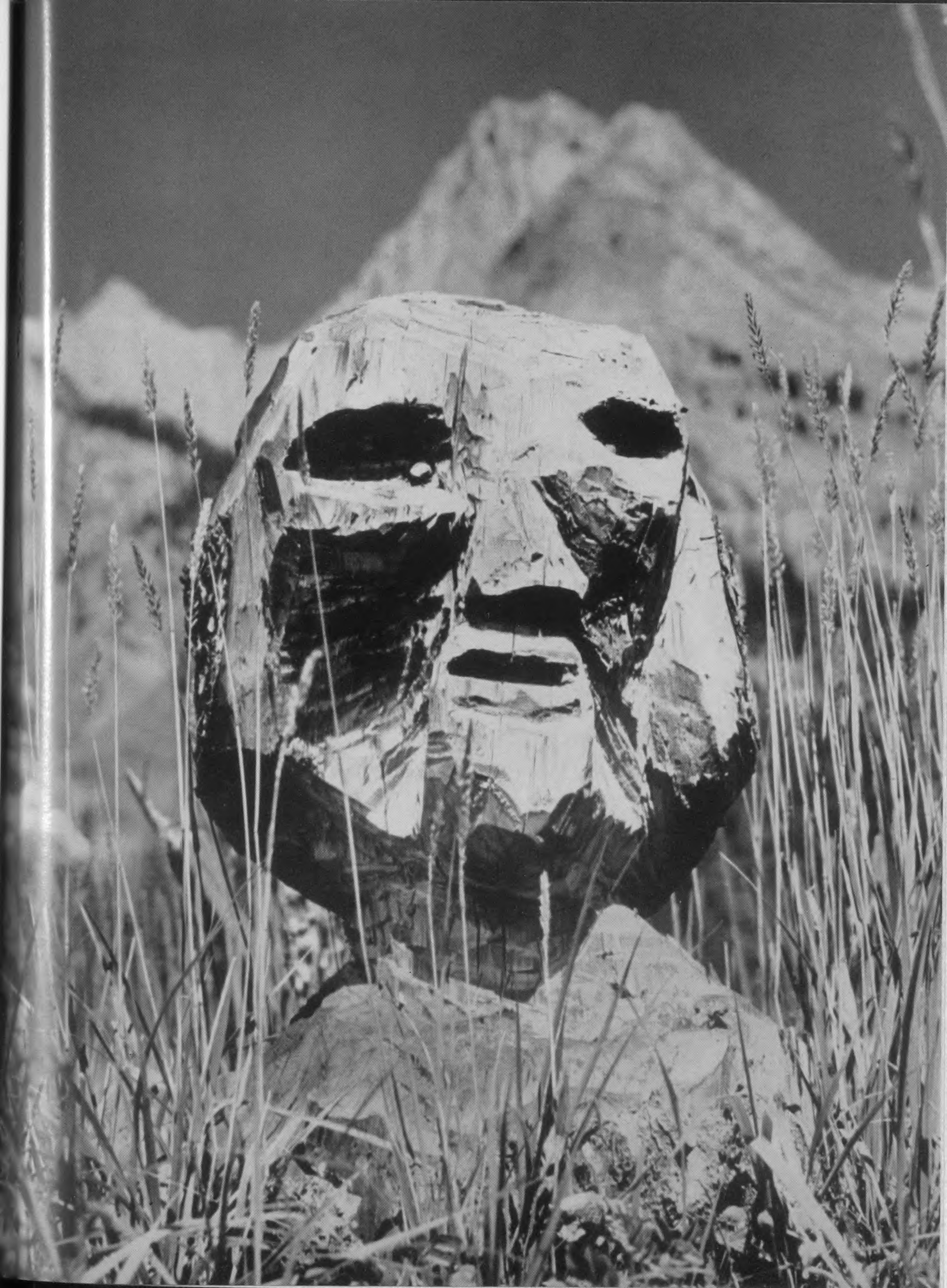
seitwärts ausgestreckt, die vorderen über den Felsbrocken herunterhängend. Die beiden Halberwachsenen rupfen; irgendwo wächst wohl Eßbares zwischen dem Schotter. Das andere Muttertier steht breitseits; ich sehe seine üppigen, schneeweißen Pluderhosen, sehe die hinter dem Widerrist-Buckel abschrägende Rücken-Kontur, auch den buschig behaarten und etwas stummeligen Schwanz. Jetzt dreht die Schneeziege den Kopf nach vorn – eine Ziege mit stattlichem Bocksbart! Und doch auch eine Gemse, denn oben am Kopf stehen senkrecht zwei dünne, dunkle Hörnchen; die Spitzen sind rückwärts- und ein wenig nach außen gebogen, echte Gams-Krickel. Welch ein Gesicht! Über und über weiß behaart, mittendrin drei kohlschwarze Tupfen: die Nase, die Augen. Hat das Tier nicht auch eine Schultermähne, einen weißen Halskragen? Anscheinend besteht dieses Rocky-Geschöpf nur aus lichtestem Pelzhaar. Sagte ich nicht 'Eisbär' damals, oben am Victoria-Gletscher? Heute drängt sich mir ein anderer Vergleich auf: schneeweißer Pavian, bocksbärtig und mit Teufelshörnchen!

Das liegende Muttertier richtet sich hoch. Sucht es sein Kitz? Das Bürschlein hat sich ziemlich weit nach links geschoben. Auch die beiden Halberwachsenen äsen nicht mehr, bummeln in der gleichen Richtung. Wenn ich's recht bedenke, ist jetzt der ganze Trupp (nicht zügig, mit Pausen) in einer horizontalen Geröll-Traversierung. Sollte Bruno schon . . . ? Ja, er muß am Werk sein: von hoch oben her, an der senkrechten Felswand hinter den Ziegen, bewegt sich ein Schattenstrich. Bravo, meisterliche Drückarbeit! Schlendernd, am Boden schnuppernd und sehr vertraut ziehen sie Eugens Versteck entgegen, alle 6 Schneeziegen, in lockerer Einmann-Kolonne. Eugen schaut kurz zu uns herunter, nickt mit dem Kopf, und das heißt wohl: 'ich bin bereit!'

Die Schneeziegen wandern auf 30 m Abstand an seiner Kamera entlang, weiter vor zur Rinne, klettern mühelos empor. Ein Kitz rutscht allerdings beim ersten Versuch ab, meistert jedoch den zweiten Klimmzug. Das letzte Muttertier boxt vorsorglich sein Kind – anfeuernd oder nachschiebend? – energisch in die steile Rinne. Schneller Erfolg! Das gesamte Rudel steht nun auf der Plattform, blickt sich eine Minute lang um und steigt dann zur dahinterliegenden Senke hinunter, wird unsichtbar für uns.

Konnten wir, konnte Eugen mehr Glück erwarten? Es fehlte nichts bei dieser 'idealen' Film-Passage. Nichts – mit Ausnahme des Sonnenlichts. Grau

19. Das 'Holzgesicht', eine Sphinx zwischen Sommerblumen und Präriegräsern





der Himmel, der Fels, die ganze Welt! Als Eugen seine Siebensachen zusammengepackt hatte, im Abstieg war, das lange, schwere Holzstativ über den Schultern, schüttete es. Wir sind ihm mit Regenumhängen entgegengegangen, Schutz für die Optiken.

Über den Fire Road rumpelte das Auto; auch Bruno war wieder auf der Talsohle angekommen. »Na, mit den Ziegen hat's diesmal geklappt. Bloß die Mistwolken. Lohnte sich wohl gar nicht, zu drehen?« Eugen hielt ihm eine Filmdose entgegen. »Da ist alles drauf; aber nach dem Entwickeln wird die graue Suppe wahrscheinlich auf den Garbage kommen.«

*

Der Regen endet. Wir merken, daß wir hungrig sind und sehr durstig. Das Wägele trudelt in die Bachsenke hinunter. Aus Reisig und dürren Ästen, die überall auf dem Kies herumliegen und von uns gesammelt werden, züngelt schnell ein Feuer hoch. Bruno hängt einen umgebrochenen Baumstamm schräg darüber, auf große Steinblöcke gestützt, holt aus einer Felsspalte einen Blecheimer, den er vor anderthalb Jahren hier abgestellt hat, füllt ihn mit dem klaren Wasser des Flüßleins, und nach einer Viertelstunde ist der Tee schon fertig. Oh, das tut gut! Es tröpfelt bereits wieder; wir stehen im Regen am Feuer, wärmen uns, essen, was Veronika inzwischen zurecht gemacht hat, schnuppern den herben, sympathischen Holzrauch, schauen über den sprudelnden Wasserlauf hinweg in die Buschlandschaft, auf die jenseitigen Waldberge. Irgendwo sitzt wahrscheinlich ein Grizzly; vielleicht kommt er zur Tränke an den Bach, solang wir noch da sind. In den Nächten ist hier gewiß allerlei Betrieb; dort am dornigen Gezweig hängen weiße Haarbüschel: auch Schneeziegen haben Durst.

Schneeziegen! Bruno nimmt das Stichwort auf: »Ich bin vorhin bei gutem Wind, auf dem Bauch kriechend, fast in Armlänge an das Kitz herangekommen. Es hat mich wohl in meinem hellen Khakizeug für einen von seiner Sippe gehalten, wollte mich beschnuppern, drehte aber dann enttäuscht ab. Dadurch kam der Wegtroll des Rudels zustande.« – »Es sah sehr schön aus von hier unten; ich habe ein paarmal geknipst. Hoffentlich ist etwas davon geworden«, sagt Veronika (Bild 25).

Die Tröpfelei artet aus, fast zu einem Wolkenbruch. Wir flüchten ins Auto, behalten jedoch unsere gute Laune. Eugen spielt und improvisiert vortrefflich

20. Yoho-Park: die Takakkaw-Wasserfälle stürzen 400 m senkrecht in die Tiefe

auf der Mundharmonika. »He, es tropft auch hier, im geschlossenen Auto!« Die Regenflut verhilft uns zu einer überraschenden Erkenntnis: der berühmte 'Zahn der Zeit' hat an unserem betagten Auto genagt; dort, wo die Gepäckträger-Stützen angeschraubt sind, müssen Undichtigkeiten entstanden sein. »Wir werden nicht ersaufen, und schwimmen können wir auch alle«, stellt Eugen fest. Veronika schweigt seltsamerweise, kramt aber energisch in ihren Vorratsbeuteln. Es dauert nicht lang, da hält sie auf der flachen Hand ein paar Würfelchen, in buntes Glanzpapier eingewickelt, Bonbons? »Nein, Dein einst abgelehntes Wiederkäuer-Futter! Weißt Du nicht mehr – Kaugummi von der netten Stewardeß zwischen München und Düsseldorf! Wer hilft mit, den Gummi weichzukauen?« Lachend und sehr vergnügt haben wir nun mitten in den Rocky Mountains unseren Volkswagen mit 'Chewing-Gum' wasserdicht gemacht. (Während der nächsten drei Monate gab es noch manche Gelegenheit, Veronikas Patent zu wiederholen.) Jetzt singen wir erst mal einen laut jodelnden Kanon: 'es tropft nicht mehr, es tropft nicht mehr; die Köpfe können trocknen!'

»Ich hab' Dir übrigens was mitgebracht vom Berg; Du magst doch Versteinerungen!« Mit dieser Ankündigung überreicht mir Bruno aus seiner Hosentasche einen schwarzgrauen Steinbrocken mit dem Einschluß einer zierlichen, blütenweißen Koralle. »Er stammt von dem dunklen Schichtband, das sich über die ganze Bergfront zieht, von oben nach unten, in langgedehnten Verwerfungs-Kurven.« Bruno hat jahrelang mit einem Geologen gearbeitet und erzählt jetzt von Devon-Kalk, von erhärteten Meeresböden, die vor Millionen Jahren durch gewaltige Kräfte aus dem Erdinnern emporgehoben, zu Rockybergen aufgeschichtet wurden. Das schwarze Korallenriff-Band soll auf Öl schließen lassen; die 'Rock Doctors', die Geologen, vermessen solche Bänder, die auch unterirdisch in der gleichen Kurvung weiterlaufen und mutmaßlich zu einer Ölquelle führen . . .

Ich schaue durchs regenberieselte Seitenfenster des Autos auf die spaltendurchfurchte Cuthead-Front und wünsche mir, viel mehr zu kennen von den Geheimnissen der Natur.

Bruno greift jetzt in seine Brusttasche. »Auch für Dich habe ich was, Grizzly-Spezialist Eugen! Steck mal Deine Nase in die Zeitung hier: eine schmächtige Indianerin hat in den Swan Hills, weit droben im Norden, mit einer 'Kar-

nickel-Büchse' den Weltrekord-Grizzly erlegt. Auf 30 Fuß Entfernung soll er sich vor ihr aufgerichtet haben an der Biegung eines verschneiten Wald-Trails, als sie ihre Pelztier-Fallen kontrollieren wollte. Der erste Schuß drang hinter dem Ohr mitten ins Gehirn.«

»Mir wär's lieber, ich hätte ihn mit der Kamera schießen können«, brummt Eugen, liest aber doch beeindruckt die Zahlen vor: Länge des Schädels umgerechnet 42,1 cm, Fell-Länge 2,80 m, Gesamtgewicht schätzungsweise 900 Pfd. »Toll, wenn's stimmt, was in der Zeitung steht!«*

*

Wir unsererseits hatten kein Grizzly-Glück, obwohl wir noch viele Stunden umhergepirscht sind bei wechselndem Wetter. Mehr als einmal glaubten wir an endgültige Aufklärung; aber gegen Abend war nichts als Dauerregen. Sinnlos, unter solchen Umständen zu kampieren. »Ob Ihr's glaubt oder nicht, die Schneeziegen haben schon in der vorigen Nacht das schlechte Wetter gespürt. Sonst wären sie nicht heute morgen zu der Senke heruntergekommen. Ihr eigentlicher Lebensraum ist die Gratregion. Nässe mögen sie nicht; die überhängenden Zacken am Steilhang geben ihnen trockene Unterstände.« Wir meinen, Bruno habe recht mit seiner Erklärung.

Kurz vor dem Ende des Fire Road, als wir uns schon bei Jack abgemeldet hatten, trafen wir im Wald elf frei weidende Pferde. Wir hörten sie, ehe wir ihre Körper sahen: Glocken am Hals! Bei einigen waren die Vorderbeine mit dünnen Lederriemchen gehobblet. Hausen hier Indianer? Nein, Rock Doctors; ganz in der Nähe ist ein Geologen-Camp. So kam ich zu guter Letzt noch zu einer Fachdiskussion über die Formationen des Felsengebirges. Der Boß sprach vom Emporheben der zusammengepreßten Schlammschichten früherer Meere zu Bergen, von immer neuen Verwerfungen und Faltungen während vieler Jahrmillionen. Er erklärte mir auch die späteren Verwitterungen, die Auswaschungen, verursacht durch die immerzu nagende, schleifende Gewalt des rinnenden Wassers und der Gletscher. Nicht ganz leicht für mich, die englischen Fachausdrücke genau zu verstehen; aber die Handbewegungen des Rock Doctors malten geradezu plastisch, wie bisweilen auf einem

* In der 'Swan Hills'-Region, beim Kleinen Sklavensee, kommen tatsächlich die stärksten Grizzlies vor; der Weltrekord der Indianerin Bella Twin soll mittlerweile bereits übertroffen worden sein

Berg durch solche Verwerfungen die normalerweise tief liegenden Devon-Schichten über viel jüngere Ablagerungen der Kreidezeit hinaufgehoben und nach Osten geschoben wurden. Deshalb findet man nun Versteinerungen des Tierlebens der Urmeere (in scheinbar erdgeschichtlich falscher Folge) auf den Rocky-Bergen von 3000 und mehr Metern Höhe. Ich bedankte mich sehr für die geologischen Aufklärungen und wurde beim Rundgang durchs Camp auch menschlich beruhigt: diese Männer brauchten nicht zu darben in ihrer monatelangen Weltabgeschiedenheit: der Verpflegungs-Nachschub war erstklassig. Im großen Küchenzelt standen viele Körbe mit reifsten Erdbeeren und rotbäckigen Äpfeln, auch Lattenkisten, angefüllt mit Kopfsalat und frischem Gemüse; lange Ochsenfleisch-Stücke warteten aufs Gebratenwerden. Die Nachtwache hatte übrigens in der Morgendämmerung vor drei Tagen zwei Graubären-Schatten gesehen, 50 Schritt links vom Camp . . .

Da und dort am Weg

Regentage sind gut zur Posterledigung, zu vielerlei Ordnungsarbeiten; auch das Stopfen zerrissener Strümpfe gehört dazu. In der Banffer Parkbehörde stellen wir durch Beratung mit Walter und seinen Warden-Kameraden allerlei Pläne auf für Groß-Unternehmungen in den kommenden Wochen. Ob naß, ob trocken: jeder Morgen, jeder Abend bringt uns Freude und Neuentdeckungen durch Pirschgänge und Orientierungsfahrten. Davon sei jetzt einiges erzählt – Vergnügliches, auch Rätselvolles.

Ein Hirsch-Strom flutet durch den Wald

Unten am Bow-Fluß war es noch ganz hell; eine Sägervogel-Mutter schwamm mit ihren drei Jungen im silberblanken Wasser. Nun, da die Uferstraße ansteigt, ist bereits Abenddämmerung um uns. Wir fahren durch einen Wald von Fichten, durch einen grüngrau verschattenden, ernsten Dom. Kein Laut, keine Bewegung, lange Zeit. Wir bremsen das Auto ab und schweigen mit, schauen links hinunter zur Flußwiese, rechts hinauf in den ziemlich steilen Waldhang. Dort knackt es nach einer Weile, ganz leis; ich sehe braunrote Schemen, die sich zu uns herunterbewegen. Bald sind sie am Waldsaum: sechs

große Wapiti-Hirschtiere ohne Geweih, auch ein Gabler. Sie stehen jetzt, machen die Hälse lang, äugen hin und her, treten auf die Asphaltstraße – 8 m vor unserem Wagen – und überqueren sie geruhsam, selbstbewußt. Zwei weißgetüpfelte Kälbchen schließen sich hüpfend an.

»Schade, schon vorbei«, sage ich, »ob wir ihnen nachgehen, runter zum Fluß?« Veronika legt den Finger an den Mund, und Eugen zeigt hangaufwärts. Wahrhaftig, dort sind noch mehr Hirsche; gleich werden auch sie bei uns an der Straße . . . Nein, sie drehen, steigen wieder etwas nach oben. Vortreffliches Gehör: ein paar Sekunden später flitzt ein Auto über den Asphalt, hält jedoch zum Glück nicht an. »Hirsche kommen zurück«, flüstert Veronika. »Und ganz oben ist ein zweites, ein drittes Rudel.«

Es kam nun zu einer Wapiti-Stauung am Waldhang, denn während der nächsten Minuten surrte bald von vorn, bald von hinten ein Motor an uns vorbei. Aber die Wapitis *wollten* zur Wiese, und zwar offensichtlich auf diesem, ihrem gewohnten Wechsel! Sie bewegten sich immerzu parallel zur Straße, hin und her zwischen den Stämmen und den Büschen, horchten, reckten die Köpfe vor. Rumpelte ein Auto, traten sie zwei, drei Schritte rückwärts, mehr nicht. Ein besonders großes, starkes Alttier ist sogar dicht an den Waldrand vorgekommen; der dunkel rotbraune Kopf, der Hals, beide ragen jetzt frei auf die Straße hinaus. 'Soll ich, kann ich?' Man merkt deutlich den Widerstreit zwischen Wollen und Verantwortung. Noch einmal siegt die Bedachtsamkeit, Kehrtwendung! Aber nur halb, denn plötzlich steht der eine Vorderlauf eben doch auf der Fahrbahn, die nun sogleich überquert wird, nicht hastend, mit anmutig federnder Zügigkeit.

In den nächsten Sekunden geschah nichts. Dann flutete ein Hirsch-Strom den Wald herunter, eine fahlbraune, getupfte, unaufhaltsame Vielfalt: Beine, Körper, Köpfe, große, kleine, dichtgedrängt. Pulsende Wapiti-Wellen, vom Stau befreit, rollten über die Straße, an unserem Wagen vorbei, ins Gebüsch hinein und abwärts zur Wiese.

Keiner von uns war fähig, die Hirsche zu zählen; es sind gewiß mehr als 40 Tiere gewesen. Wir brauchten einige Zeit, bis wir über dieses jähe, seltsam schöne Geschehen miteinander reden konnten. Aber dann pirschten wir vor zum Hanggebüsch und gingen nicht fort, ehe die Dunkelheit jede Sicht unmöglich gemacht hatte. Drunten auf der Wiese zog weit verteilt und lautlos

unsere Hirsch-Flut umher, genüßlich äsend. Manchmal quiekte es, dünn und hoch; drei, vier Kälbchen liefen Karussell, jagten sich vergnügt, und ihre Mütter sahen unbeteiligt duldsam dem Gehopse zu, knabberten grüne Zweigspitzen von den Sträuchern. Der Gablerhirsch schlenderte ans Ufer, stillte seinen Durst. Auch ein Kälbchen trank, jedoch am Gesäuge der Mutter.

Bighornschafe, enttäuschend?

Zunächst eine Morgen-Überraschung: alle Berge des Banffer Tals, die mehr als 600 m über der Ortschaft aufragen, sind weiß bepudert. Der Nachtregen ist in der Höhe zu einem Juli-Schneetreiben ausgeartet, und auch wir im Tal haben kalte Fingerspitzen, als wir den Vermilion-Seen zustreben. Aber das Frühlicht ist klar, die Natur, der Himmel saubergewaschen. Gestern abend war ein wilder Wolkenkampf: dickbäuchige, fast blauschwarze prallten auf blinkendweiße Wolken; graue Dunstschleier verschluckten die Sonne, die eben noch mit ihren ungesund grellen Strahlen eine Waldwand giftiggrün lackiert hatte. Wer radierte den Hochgrat weg, wer bepackte wulstig die langabfallende Gipfelplatte des Mount Rundle, die messerscharfe? – Jähes Aufreißen des Gewölks; ein ferner Kalkberg leuchtete im Goldglanz und warf den gezackten Schatten seines Gipfels schräg über die Flanke des Nachbarn.

Fort mit der Erinnerung an das Spektakelstück des Abendhimmels! Auch von der nächtlichen Schwüle im kleinen Hotelzimmer will ich nichts mehr wissen. Jetzt blinkt im Frühlicht der Seespiegel; jede kleine Welle glitzert. Es gibt heute Sonnenglut oder ein Gewitter; auf alle Fälle wird sich der Schnee bis zum Mittag nicht halten können auf den steinernen Kuppen.

Achtung! Dort, wo der Highway am weggesprengten Felsvorsprung entlangführt, stehen Tiere, knapp 3 m aufwärts in der mit grobem Geröll bedeckten Halde: keine Schneeziegen, andere Tiere der Gratregion, Bighornschafe! Ich sehe sie zum erstenmal aus der Nähe, bin also dem Höhenschnee der Nacht dankbar, der sie bis zu uns herunterdrängte. Oder wollen sie gewohnheitsmäßig an den See zur üppigen Äsung?

Gesteh' ich's nur, fürs erste bin ich etwas enttäuscht: die 10 Tiere vor mir sind zwar keine wolligen, weißen Hausschafe, wirken jedoch unbedeutend auf mich, fast wie graubraune Weideziegen, mit ihrem meckernden Mäh-Mäh und mit den dünnen, nach hinten und auswärts gekrümmten Hörnchen. 'Aha,

du vermutetest die großen Widder, die Rams* mit den gewaltigen Hornschnekken, den Big Horns am Kopf! Dieses Rudel besteht aus weiblichen Tieren, aus Jährlingen, Müttern und Lämmchen. Aber ihren Bergwild-Charakter verleugnen sie nicht. Schau, wie die Alte nach links und rechts Kopfstöße austeilt und dadurch zwei Mütter zugleich vom Straßenrand wegholt ins Gestein! Das Lämmchen federt senkrecht hinauf zu einem ziemlich hohen Block und flitzt im Weitsprung zum nächsten, zum übernächsten.‘

Gut eine halbe Stunde bewegen sich die Wildschafe um uns, zeigen mir bald die sonnengelben, klaren Augen mit der horizontalen Schlitzpupille, bald den hellen Bauch, den übergroßen, blankweißen Spiegel, der die ganze Rückfront bedeckt und genau in der Mitte ein lustig pendelndes, kohlrabenschwarzes Bürstenschwänzchen hat. Leider tragen dann die sehnig schlanken Beine (gedrungen plump wie der ganze Körperbau erschienen sie mir zu Anfang!) das Bighorn-Rudel aufwärts zu den Schroffen.

Das Holzgesicht in der Blumenwiese

Die Fahrt auf einem neuen Fire Road stellt allerlei Anforderungen an unser Auto. Es muß über langgezogene Kehren hinauf in den Bergwald, über Geröll, durch Moorpfützen und heimtückische Schlaglöcher. Der Motor entpuppt sich dabei als Sänger, als Baß zuerst, wimmert jedoch immer heller, mitleidfordernder, je steiler und je länger er im niedrigen, ja im niedrigsten Gang die Räder bergaufschieben muß. Aber er schafft es Mal für Mal und wird dann von uns Menschen sehr und laut gelobt.

Wir sind in einem dicht zusammengewachsenen, verfilzten Urwald; kaum daß es irgendwo einen Durchblick gibt zur Schlucht, hinunter ins Tal. Wenn wir am Ende einer Kehre halten, uns die Füße vertreten wollen, ist es unmöglich, auch nur 5 m ins Waldinnere einzudringen. Zwischen den lufthungrig aufsteilenden Nadelbäumen liegt Windbruch, wuchert dorniges Gestrüpp. Aber die Bergkuppe wird schließlich doch erreicht, und wieder muß der Motor singen, wehklagen, diesmal als Bremser rauh abwärts im ersten Gang.

Gottlob heil unten angelangt! Die letzte Kurve schwingt horizontal aus, hinein in Sonnen-Helligkeit. Vor uns dehnt sich eine weite, baumlose Fläche, ein Kahlschlag, der Arbeitsplatz von Holzfällern längst vergangener Zeit.

* ’Ram‘ (Mehrzahl ’Rams‘) ist die kanadische Bezeichnung für Bighorn-Widder

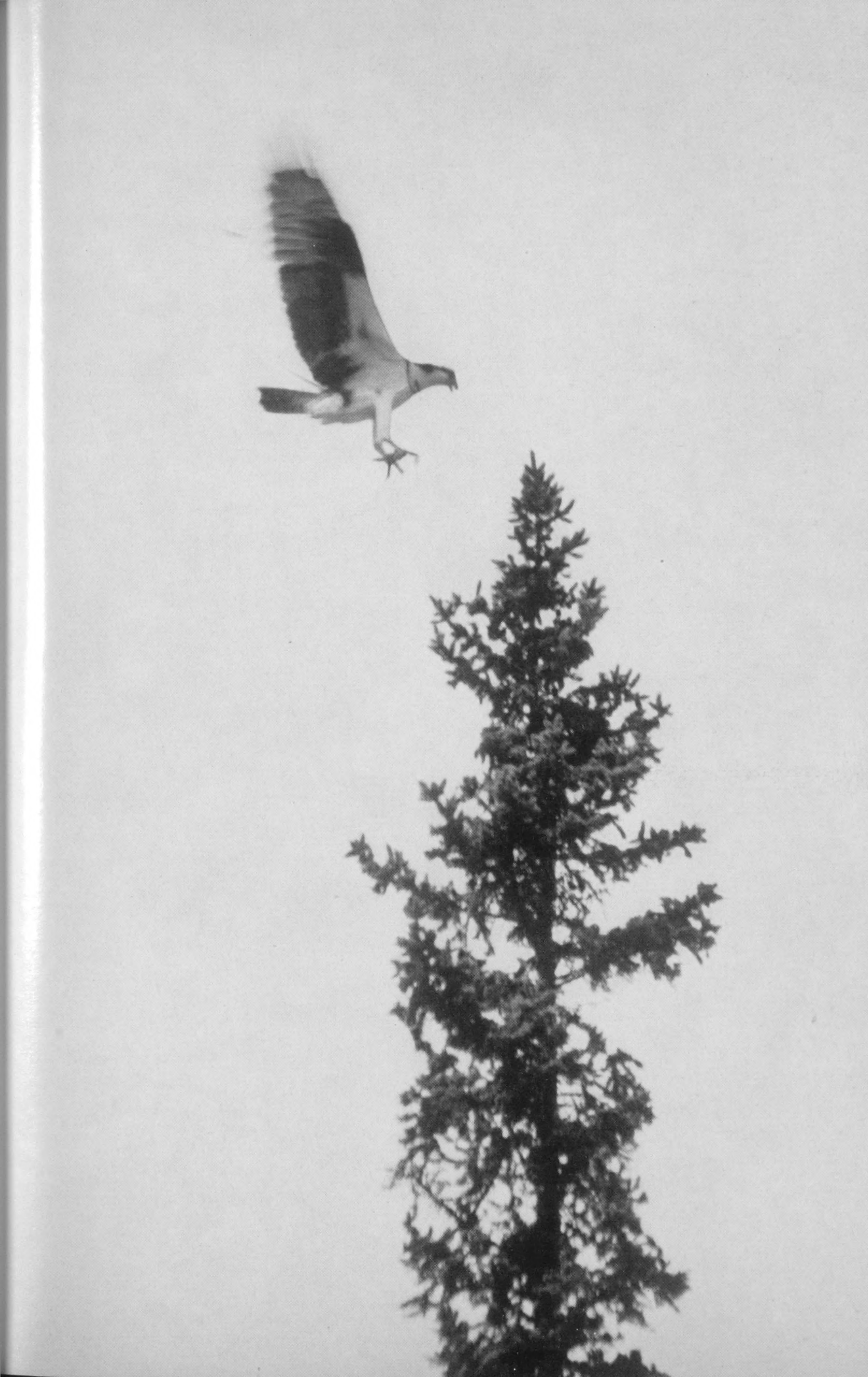
Zwischen den Stubben wächst überall eine grüne Flug-Ansamung empor. Die am hinteren Rand der Lichtung sichtbaren Lumber-Hütten sind windschief und ihre Dächer eingedrückt von der Schneelast vieler Winter. Die Lehm- und Kiesrampe, über die einst Baumstamm um Baumstamm an die Säge geschoben wurde, hat sich zerbröckelt und in ihre Bestandteile aufgelöst. Irgendwo liegt ein verrostetes Sägeblatt, bleckt die Eisenzähne. Links am Waldsaum wuchtet ein Felsberg auf, schneebehaubt; an einem seiner Horizontalbänder klumpt sich eine Wächte.

»Du, wenn es hier Wasser gibt, wäre ich für Speis und Trank; Veronika hat sicher die Futterkiste gut gefüllt. Dann legen wir uns faul in die Sonne; nach der Rumpelei tut es uns allen gut«, meint Eugen und entdeckt auch bald ein kristallklares Rinnsal am Berghang. Veronikas Vorräte enttäuschen unsere Mägen nicht. »Ein Grizzly könnte da auch noch mithalten. Wer Angst vor ihm hat, braucht inzwischen bloß in die alte Fichte hinaufturnen, zu den gelben Flechtenbärten. Grizzlies können ja bekanntlich nicht klettern.« Auf diese Frotzelei antwortet Veronika, es wäre vernünftiger, jetzt den Wagen zu waschen: wenigstens die gröbste Kruste müßte runter von seinem gelben Lack. »Und erst die staubigen Vorhänge, Polster ... « Wir zwei Männer meutern heftig: »Sonntag, Welteinsamkeit, das Große Schweigen in der Natur! Nachher, beim Weiterfahren, kommt neuer Dreck dazu. Faulenzen wollen wir, stundenlang faulenzen.«

Doch dazu kam es nicht. Kann man sich in eine Wiese legen, die übersät ist mit Waldblumen, mit gelben, weißen, rosaroten Blüten? Schmetterlinge gaukeln, Käfer surren, eine dicke Hummel brummt. Man wandert von einer Freude zur andern, langsam, denn immer wieder ragt aus den Halmen ein Baumstumpf hoch, der noch im Boden wurzelnde Rest einer vor Jahrzehnten gefällten Fichte. Man tut gut daran, nicht in die Ferne, sondern stets unmittelbar bodenwärts zu blicken; manche Stümpfe sind nur kleine und zersplitterte Stummel, heimtückische Fußangeln gleich den gekrümmten Luftwurzeln. Deshalb sah ich das 'Holzgesicht' erst, als ich fast unmittelbar vor ihm stand und durch den Schock der Verblüffung zurückprallte.

Ja, losgelöst von der Wiesenumwelt stand da ein Holzgesicht, gelblich verwittert, vermutlich dreimal größer als das meine, mit tiefen, schwarz klaffenden, toten Augenhöhlen, die dennoch zuzupacken schienen, so wie sich

21. Der Fischadler hat Nestbau-Material geholt, landet auf dem Auslug-Baum
22. Jetzt möchte er hinunter zum Horst; in der Mulde ruht das Adler-Küken
23. Einen Ast in den Fängen, steht die Adlerin rüttelnd genau über ihrem Nest





unterhalb der kantig vorspringenden Dreiecks-Nase das Lippenpaar schon geöffnet hatte zu einem gewiß schrill dröhnenden Schrei (Bild 19).

Als meine Atmung wieder ruhig geworden war, erkannte ich schnell die Wirklichkeit: hier hat vor langer Zeit ein Holzfäller mit Axt und Beil einen gut 90 cm hohen, noch fest verwurzelten Fichtenstamm bearbeitet und daraus die Riesen-Rundscheibe eines Menschengesichts geschaffen, die Vision eines Waldgeistes, der nun in der Sonne rösten und gnadenlos auch die Winterfröste ertragen muß, seit vielen Jahren. Es ist eine primitiv rohe Bildhauerei; lange, dicke Keile fetzten aus dem Holz, als die Axt zuschlug. Aber welch eine Ausdrucksstärke gelang dem formenden Menschen! Täusche ich mich, wenn ich im starren Antlitz einen Hauch der vieldeutigen Rätselhaftigkeit des Fernen Ostens verspüre? Vielleicht ist es ein Indianer gewesen, ein Indianer, dessen aus Asien eingewanderte Vorfahren an der Küste des nördlichen Pazifik seßhaft geworden waren und dort seit Jahrhunderten jene Totempfähle schufen, die schlanken Wappensäulen aus Riesenzedern mit den uns seltsam fremden Tiersymbolen der Familie ...

Veronika, Eugen und ich kauerten lange vor dem Holzgesicht, das immer bannender und immer sphinxhafter aufwuchtete zwischen den wippenden Grashalmen, den Sommerblumen in gelber, lilaroter, blauer Farbigkeit. Hinter dem Götzenkopf, noch trutziger, türmte sich der Steinberg in die Himmelshöhe und weit hinein zur Ewigkeit.

Lächelt jetzt das Holzgesicht? Nein, eine Träne schimmert am unteren Lidrand des rechten Auges. Ich weiß, die Träne ist ein kleiner Keilspan, stehengeblieben bei den Beilhieben, die jene ovale Augenhöhle eingruben. Der Waldschratt trägt auch keine dunkelbraune Pelzhaube auf dem Hinterhaupt; hier haftet nur ein Stück Borkenrinde am Holzfleisch.

Einmal mußten wir uns lösen von dem Bildwerk und seiner rauhen Schönheit. Ich fürchtete auch, die pralle Mittagssonne werde meiner sich immer noch schälenden Haut nicht gut bekommen. Aber wir fanden während der nächsten Stunden noch manche Freuden; dieser Sonntag hatte wirklich keinen Makel. Unser Auto mußte allerdings noch manches Mal klagen auf dem schmalen Holperpfad neben dem Redearth Creek. Doch nach einigen Meilen nahm der Fluß der Roten Erde einen von rechts heruntersprudelnden Bergbach auf, und nun war kein Weiterkommen mehr – Urwald, sonst nichts.

24. Vom Norden kamen die entzückenden, bunten Seidenschwänze: Vorboten des Winters

Die beiden Gewässer bildeten eine Halbinsel, und auf ihr stand weltverloren ein Blockhaus, eine unbesetzte Warden Cabin. Über zwei umgestürzte Kiefernstämme balancierten wir zum kleinen, grünen Eiland. Eugen setzte sein Angelzeug zusammen, und bald konnte Veronika zwei Forellen braten, zum erstenmal an einem Rocky-Bachufer. Erfreulich ist gewiß ein festlich gedeckter Tisch; aber uns drei Kameraden schmeckte es noch viel besser im Holzrauch des knisternden Feuers, obwohl wir gerade heute nur eine Gabel hatten und auf spitzkantigem Gestein hockten. Als die Glutasche übergossen war, begann Veronika, die Eigensinnige, doch mit der Wagensäuberung. Eugen und ich drückten uns, unter dem Vorwand, daß hier besonders viele Stechmücken seien, auch bösartige Bremsen. Ich kletterte erneut über den Bach zum braungestrichenen Balkenhaus mit der weißen Fensterumrahmung, lag im Baumschatten, eingehüllt von vielfältigem Duften: Erde, Holz, hitzetropfendes Baumharz. Draußen im Sonnenglanz pfeilten große, dunkel metallschimmernde Raub-Libellen über den Bach; ich sah, wie sie im Zickzackflug Mükken zwischen ihre Kieferzangen rissen. Ich sah auch irgendwo Eugen umhersteigen im Bachbett, über Quader und schäumende Wasserwirbel. Er suchte einen stillen Gumpen, und dies gab eine halbe Stunde später Veronika Gelegenheit, sich erneut im Forellenbraten zu üben: mit drei silbernen Fischen kehrte der stolze Angler zurück und forderte uns auf, Reisig zu sammeln, trockenes Brennholz.

Das Hoch-Entern in einen Baum blieb uns erspart; auch bei der abendlichen Rückfahrt zeigte sich kein Grizzly. Nur ganz zum Schluß, dicht bei der Fire Road-Schranke, war im vertrockneten Grund einer Regenpfütze ein großes Trittsiegel eingeprägt, schon abbröckelnd; doch oberhalb der Zehenballen-Markierung sah man deutlich das Getupf von langen Krallen. »'s war ein ausgewachsener Herr, dieser Grizzly, der vor vier oder fünf Tagen hier lustwandelte! Jetzt verkriecht er sich vor uns, der horribilis«, brummte Eugen.

Die Windy-Hütte am Panther-Fluß

Gestern, beim abendlichen Bier im Parlor von Banff, geisterte der Grizzly immerzu durch das Gespräch zwischen Eugen und Bruno. »Wir hätten eben

doch am Cascade River bleiben müssen, bei der Cuthead Range«, meinte Bruno, und deshalb sind wir nun heute früh erneut losgefahren, Richtung Schneeziegenberg. Nichts war zu entdecken, weder Graubären noch weiße Ziegen-Gemsen! Dafür bewunderten wir die Bau-Meisterschaft der Biber.

Ein Flüßlein kommt vom Waldberg herab, durchquert unter einer Bohlenbrücke den Fire Road und sprudelt dann hangabwärts auf eine Wiese, die leicht gewellt ist, sogar einige Natur-Terrassen bildet, ehe sie am Geröll-Ufer des Kaskaden-Flusses endet. Auf der mittleren Terrasse ist ein See, nicht sehr groß, aber er bedeckt fast die ganze horizontale Wiesenflur. Am hinteren Rand des Sees wuchtet – stark kontrastierend zum grünen Wiesengras – ein Erdhügel auf. Dort, wo der See bis an die Terrassenkante greift, klumpen sich Äste, Knüppel, Treibhölzer. »He, das ist ein Kunstprodukt, dieser See! Biber haben die Wiese unter Wasser gesetzt, das Bächlein aufgestaut durch den Knüppeldamm, so daß es nicht abfließen kann zum Fluß. Und der Erdhügel ist eine Biberburg. Schauen wir uns mal die Sache von nahem an!«

Wir gehen, rutschen abwärts über Schmier und faulende, umgestürzte Bäume, kommen etwas angenäßt zur Biberburg. Groß und breit wölbt sie sich nun vor uns auf, wirr, doch in guter Verkeilung geschichtet aus Zweigen, Stammstücken, Wurzelholz und Geäst, fast alle Lücken sauber ausgefugt mit rotbrauner Erde. Eine Kuppelmoschee, könnte man fantasieren, wüßte man nicht, daß hier keine Architekten, sondern kaum meterlange Tiere am Werk waren, triebgebunden, ohne Vorplanung, ohne Instrumente, ohne andere Hilfsmittel als ihre schneidenden Zähne und rammenden Vorderpfoten. Dabei ist dieser Bau so fest, daß wir zu ihm emporsteigen, auf seiner Kuppe stehen und uns bewegen können, vier Menschen nebeneinander. Unsere Schritte klingen hohl; die Burg ist ja nicht massiv, enthält im Inneren die Wohn- und Vorratsräume der Biberfamilie. Die unverschmierten Spalten im Kuppelrund sind wohl Lüftungskamine.

Ein Blick hinunter zum See: kristallklares Bergwasser, jedes Steinchen am Grund kann man erkennen. Auch das wasserüberspülte Ende des Burgsockels sehe ich, eine Tunnelröhre, die sich, mählich absinkend, fast 3 m hinausstreckt in den See. Biber betreten und verlassen ihre Wohnung stets vom Wasser her, untergetaucht schwimmend.

Mancherlei entdecken wir noch. Da ist nicht nur – uns gegenüber am See-

saum – der langgestreckte, fast 2 m hohe Knüppeldamm, der den Abfluß zum Tal sperrt. Damit das Bächlein auch nach rechts nicht ausweichen kann, hat das Biberpaar dort 5 Stautreppen gebaut, seitlich übereinander; sollten sie zugleich der Wasser-Regulierung dienen bei Regen- und bei Trockenzeiten? Ich weiß es nicht, will die Biber auch nicht überschätzen. Spezialforscher sind der Ansicht, daß man sie nicht zu den wirklich intelligenten Tieren zählen darf. Und dennoch: welch eine Sicherheit gibt ihnen der sogenannte Instinkt! An der einzig dafür geeigneten Stelle dieses Talhangs begannen sie zu werken, verwandelten in monatelanger Nachtarbeit einen Gras- und Beerenbuschbezirk in einen See!

*

Wir haben stundenlang manches Buschrevier abpatrouilliert und manche Bergfront. Rechts vom Fire Road stehen die Totenlanzen der verkohlten, zweig- und wipfellosen Baumstämme, die sich manchmal stützungsbedürftig zu zweien oder dreien schräg aneinanderlehnen. Nicht immer sind sie völlig schwarz, haben da und dort gelbe, rötliche Flecken, je nachdem ein Stück Rinde, etwas Kernholz verschont geblieben ist vom Feuer. Eine traurigmachende Farbigkeit!

Wie gut, daß eben jetzt ein leuchtend gelber Zitronenfalter sichtbar wird, und ehe ich Veronika fragen kann, ob auch ihr die warm-orange Tönung der gelben Flügel aufgefallen sei, kurvt, schwirrt und summt – diesmal nicht ganz dicht vor meiner Nase – der 'Rufous' herbei, mein Edelstein-blitzender Kolibri. Leider nur für kurze Zeit.

Wir fahren weiter, stoppen jedoch bald. Eine Schlucht, ein enger Canyon mit senkrechten Felswänden! Durch das Steinmaul poltert ein wild schäumender Sturzbach; auch er will hinunter zum Kaskaden-Fluß. Veronika und ich steigen den Gestrüpphang hinauf, der sich an die linke Canyon-Seite anschließt und uns von oben her in die Klamm blicken läßt. Gut 20 m unter uns fließt der Bach, ein schneeweißes, schmales Schaumband. Die Schlucht verengt sich noch mehr, macht dann einen Knick. Die jetzt karstig, strauchlos gewordene Steilhalde gibt uns die Möglichkeit, auch diese Canyon-Drehung zu überklettern, und das ist günstig. Denn hinter dem Knick weitet sich der Schluchtgrund zu einem blaugrünen Seelein, in das von oben her und über drei Terrassen-Felsvorsprünge ein wirbelnder Gischt hinunterbraust.

»Welch eine Kraft, welche Gewalt hat das Wasser, das Element, das uns harmlos zwischen den Fingern zerrinnt und das doch Felsen sprengen kann, sich tiefer und tiefer einnagt ins Gestein, Spalten aushöhlt und solche Canyons schafft«, sage ich, als wir am alten Feuerplatz abkochen. »Frost und Eisdruck sind nicht unbeteiligt daran; außerdem braucht das Wasser viele Jahrtausende zu solcher Arbeit. Das andere Element, das Feuer, frißt in Stunden, in wenigen Tagen, kilometerweite Wälder«, ergänzt Bruno und berichtet dann von einer ähnlichen Schlucht, in der er Seltsames entdeckt hat. »Sie liegt weit weg von hier, ist nicht viel breiter als unsere, sehr gewunden und höchst mühsam zu durchwandern. Man braucht mindestens drei Stunden dazu. Im Winter ist sie fast ganz ausgefüllt von Schnee, und wenn er dann schmilzt ... Na, die heutigen Indianer haben Angst vor der Schlucht, sagen, es seien böse Geister darin. So was reizt mich; jeden Sommer war ich ein paar Tage dort. Nichts gefunden, weder zwischen den Bruchblöcken noch an den senkrechten Wänden, bloß die Wasserstands-Markierung der Schneeschmelze, im Eckwinkel, 20 Fuß hoch. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf den Einfall kam, eimerweise Wasser über die Felswände zu gießen. Aber plötzlich wurde eine der naßen Flächen farbig, nicht stark, immerhin – ich sah rötliche Flecken auf dem gelbgrauen Stein. Mehr Wasser über die ganze Wand! Ergebnis: drei ungefähr 60 cm große Zeichnungen; man kann auch 'Gemälde' sagen. Roter Ocker, möglicherweise Tierblut, ist da mit den Fingern verrieben worden und allmählich in den Kalkstein eingedrungen. Mit etwas Fantasie läßt sich eine hockende Frau erkennen; neben ihr kräuselt eine Rauchsäule hoch. Deutlicher hebt sich ein vorschnellender Mann ab; er hat seitlich abstehende Riesen-Ohren, stemmt in der angehobenen rechten Hand einen Speer; das eine Bein spreizt sich weg. Hinter ihm schlängelt sich ein langer Schweif nach jener Richtung, in der die Schlucht weiterläuft. Schließlich sah ich allerlei Tierköpfe, mindestens einer als Elch oder Wapiti ansprechbar; er hatte dicke Bastkolben auf. Ich blitzte ein Foto von den Bildern und zeigte es einem Völkerkundler. Er schätzte das Alter auf 200–800 Jahre, meinte, es könnten Beschwörungsbilder sein, vielleicht auch Mitteilungen an nachkommende, indianische Jäger: 'Hier hinein in diese Schlucht müßt Ihr die Hirsche hetzen und vorher den Ausgang mit Steinen versperren. Dann könnt Ihr sie töten wie der Blitz!' Irgendwo bei dem Jäger ist nämlich ein von oben kommender Zickzack erkennbar.«

»Bei uns wird's auch gleich blitzen; schaut die dicken Wolken an«, sagt Eugen. »Hoffentlich hat Veronika noch Kaugummi bei sich für das Autodach.« – Wir brauchten diesmal keine Abdichtung; es kam nur ein kurzes und trockenes Gewitter; bald strahlte wieder die Sonne. Überdeutlich zeichneten sich kreuz und quer auf dem Cuthead-Hang die langen, dünnen Striche der Schneeziegen-Wechsel ab, von Generationen eingetreten. »Aber keine Tiere! Los, laßt uns weiterfahren. Irgendwohin!«

Wir biegen an der Fire Road-Gabelung nach Nordosten, in ein anderes, uns noch unbekanntes Bergtal. Hier ist der Wald unversehrt grün und buschig dicht, lange Zeit. »Könnt Ihr mal anhalten?«, bittet Bruno. »Ich möchte über den Bach weg, zu dem kleinen Höcker; in diesem grauschwarzen Schieferzeug müßte man Versteinerungen finden.« Eugen geht mit; Veronika und ich studieren inzwischen die Geländekarte. »Du, ungefähr 6 Meilen von hier ist eine Warden-Station eingezeichnet, ziemlich am Ostrand der Rockies. Wir sollten mal dorthin fahren.«

Geduld! Zunächst müssen wir zu den zwei Männern; sie rufen laut und aufgeregt. Bruno hat wohl etwas gefunden. Ja, aber keine Versteinerung, sondern auf den Schieferplatten den blutigen Kopf, die Geweihstangen, ein paar Fetzen Fell, beide Vorderläufe von einem jungen Ohrenhirsch, auch Reste von Leber und Lunge. Daneben ist ein großer Bären-Losungshaufen. Kein Zweifel, hier lag heute nacht ein Grizzly auf der Lauer, hat das Hirschlein überfallen, als es vom Wald zur Bachtränke wollte. »Wir müssen hierbleiben. Der Bär kommt sicher heut nacht wieder; dann kann ich ihn beim ersten Frühlicht filmen«, fordert Eugen, und Bruno widerspricht. »Ich glaub's nicht; die paar Überreste holen vorher die Coyoten. Auf alle Fälle muß aber ein Warden von unserer Camping-Absicht verständigt werden. Wo ist der nächste? Hoffentlich nicht zu weit von hier.«

Veronika zeigt Bruno die Karte; wir fahren los, Tempo, Tempo. Es geht dennoch nicht sehr schnell; viele Windungen, hinauf und abwärts. Linkerhand Steinberge, rechts eine völlig veränderte Landschaft: Auenwald, Sumpfwiesen, Grashänge, Matten wie im Schweizer Emmental. Von einem Baum am Bachrand streicht eine Weihe ab; der Raubvogel mit den langen, schmalen Schwingen fliegt für Minuten dicht vor dem Auto über den Fire Road, als sei er unser Meldereiter. Ein grauer, fetter Dachs watschelt am Hang; Hörnchen

flitzen umher, und jetzt sichten wir jenseits einer Senke das Wardenhaus, freistehend vor der Waldwand. »Wollen mal ausprobieren, wer schneller dort ist, wir oder der Bär«, sagt Eugen und gibt Gas. Aber der soeben erst aufgetauchte Blacky schlägt bereits einen Haken, verkrümelt sich in den Fichten.

Hundegebell. Eine Frau tritt aus der Tür. Wir zeigen unseren Banffer Ausweis. »Mein Mann ist unterwegs bis morgen früh. Bitte, kommen Sie zu uns herein.« Die Wardenfrau und ihre Tochter sind so aufgeschlossen, so von Herzen gastfreundlich wie alle naturverbundenen Menschen im Wilden Westen. Wir fühlen uns schon nach wenigen Minuten als zur Familie gehörend. »Bleiben Sie doch, bis Glenn kommt. Sie können drüben in der kleinen Cabin schlafen, 500 Schritt von hier. Nur gut abriegeln. Leider sind dort manchmal Grizzlies.« Eugen schmunzelt bei dem Wort 'leider'.

Hütten-Arbeit. Holzspalten, Herdheizen, vier eiserne Bettgestelle zusammensetzen, Wolldecken und Matratzen ausschütteln, die, der Mäuse wegen, über einem Spanndraht frei und hoch mitten im Raum hängen, Futterkiste aus dem Auto in die Stube schaffen, auch den Sack mit dem Nachtzeug. »Eigentlich könnten wir jetzt einen Abendbummel machen; mein Eintopf brutzelt auch ohne uns«, schlägt Veronika vor und ergänzt: »Dem Salon schadet eine Durchlüftung nicht. Wir lassen die beiden Fenster offen; es hat ja dicke Maschendraht-Gitter davor.« – »Normale Menschen schätzen eben keine Grizzly-Besucher im Schlafzimmer«, hänselt Bruno.

Unmittelbar hinter dem Blockhäuschen führt ein Hohlweg, eine schlüpfrige Rinne, steil aufwärts durch den Wald. Zwei Fährten sind eingedrückt: Sohlengänger, ein kleiner, ein größerer, Bärin mit Jungem? Krallen-Markierung ist nicht erkennbar; es werden wohl Blackies gewesen sein. Immerhin . . .

Oben begeistert uns ein Weitblick, eine wirklich weite Schau. Hochwald zur Linken, rechts eine Kette aufsteilender Wald- und Felsberge; dazwischen schlängelt sich bis zum fernen Horizont das Tal des Panther-Flusses, eingerahmt von sattgrünen Matten. »Wenn wir schon auf Glenn warten sollen, setze ich mich beim Morgengrauen hier oben an; da muß man ja jede Maus sehen im Umkreis von anderthalb Kilometern«, erklärt Eugen, und unser Echo sichert ihm drei Trabanten zu .

*

Genußvollste Schwerarbeit des Abendessens, Mundharmonika, Gesang und schließlich eine Tonband-Aufnahme. Bruno sprudelt einen Cocktail aus Schweizerdeutsch und Kanada-Englisch in Veronikas Mikrofon: Jägerlatein, lustige Gruselgeschichten, wahre Begebenheiten; Hauptperson selbstverständlich der Grizzly. »He is the king of the forests; nehmt Euch vor ihm in acht. Mal ist er in eine Trapperhütte eingebrochen und hat dem großen Mehlsack Watscheln gehaut, bis er platzte . . . «

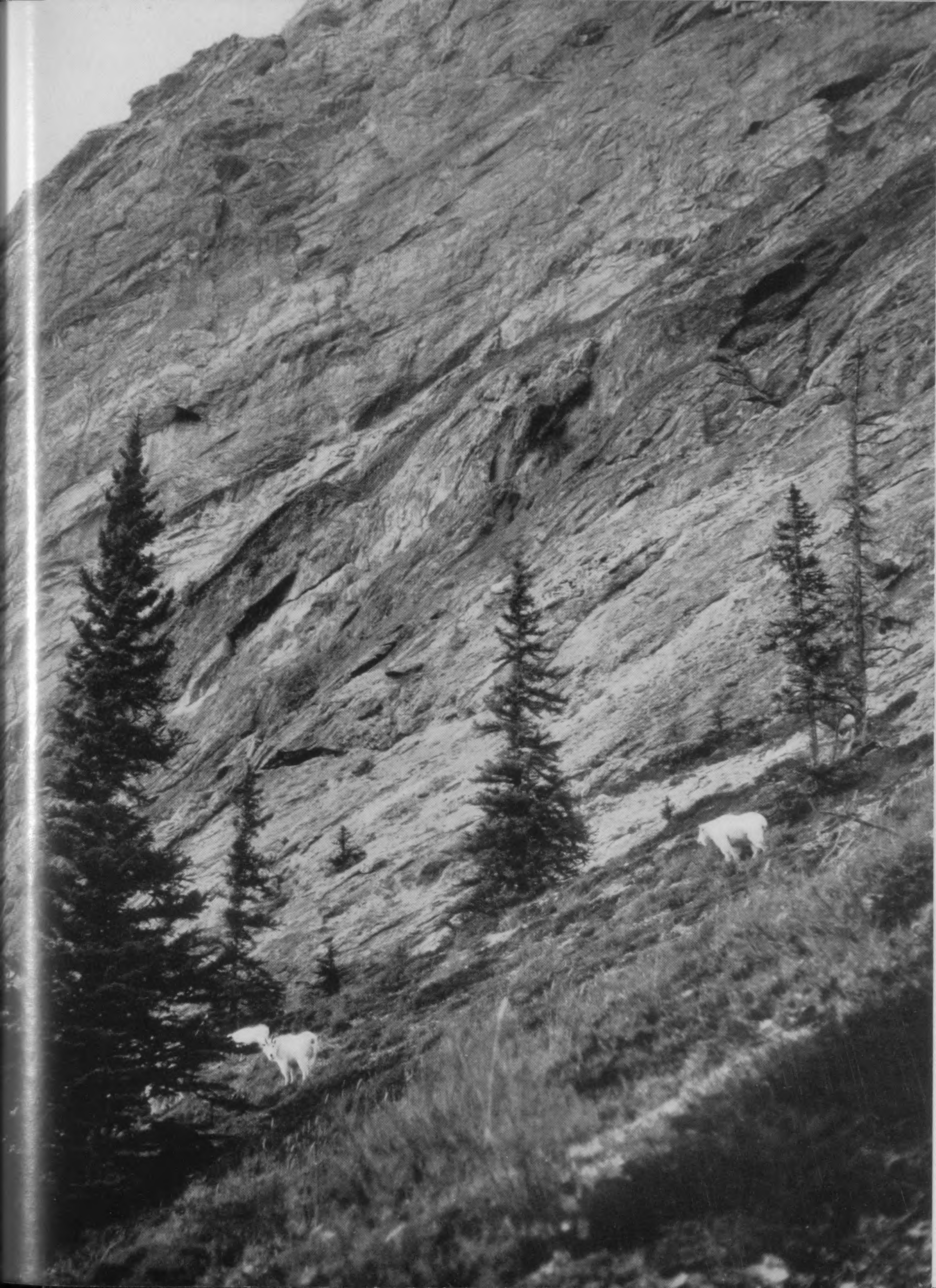
Feierabend, Schlafenszeit. Unser letzter Kerzenstummel verflackert. Finsternis. Wir schlupfen in die Schlafsäcke; bei mir wird daraus immer eine Akrobatik, die Zeit braucht. Aber jetzt ist's geschafft; ich strecke mich längelang, will grad den Reißverschluß hochziehen zum Hals, da tut es einen Ruck – knallend bricht die Bettstatt unter mir zusammen. Ich versuche, mich irgendwo festzuhalten. Mein Daumennagel zersplittert, und der Hinterkopf haut auf einen Balken unserer Hüttenwand. Rotglühende Sterne sprühen um mich, verblassen aber schnell in den Lichtbahnen der Taschenlampen, die meine Kameraden einschalten. Heiterkeitserfolg; es muß ein komischer Anblick gewesen sein, mein Hochrappeln aus den Trümmern! Was ist los? Schon beginnt die Stube mit mir Karussell zu fahren. Besser, ich beteilige mich nicht an den Aufräumungsarbeiten, stemme mich irgendwo fest an, bis die anderen, immer wieder hell auflachend, den Bruchschaden einigermaßen behoben und Ersatz beschafft haben.

Seltsame Nacht. Auch in der völligen Finsternis kreist das Karussell der roten Feuersterne um meinen unfreundlich brummenden, stechenden Schädel. Gut, daß von einer Stubenecke her Schnarchlaute kommen; die monotone Melodie hat mich dann doch eingelullt. Aber Eugens gar nicht sehr lauter Weckruf machte mich sogleich wach.

Das Aufrichten wurde eine Katastrophe: Schwindel, Rundtanz aller Gegenstände in der dämmerigen Stube; auch mein Magen rebelliert. Kleine Gehirnerschütterung? Jedenfalls gingen die beiden Männer allein zur Frühpirsch; Veronika wollte nicht. »Ich bleib' bei unserem Halb-Invaliden, muß auch einiges tun in der Hütte. Guckt Euch den Geschirrhaufen an! Erst mal einheizen, 's ist kalt geworden. Nehmt bloß Eure Mäntel mit! Und Du verschläfst am gescheitesten Dein Kopfweh, bis die Zwei wieder zurück sind.«

Nun, solang ich mich nicht rühre, geht's mir gut. Im Liegen sehe ich durchs

25. Schneeziegen, die weißen Grat-Tiere, bei der Äsung am Fuß der hohen Wand



Fenster; der Himmel wird schon ganz hell. Aber es muß heut nacht geregnet haben; am Verdeck-Aufbau des Autos, das vor der Hütte steht, hängen viele Wassertropfen. Beim Versuch, sie zu zählen, bin ich nochmals eingeschlafen. Wirre Träume wecken mich; vielleicht ist es auch ein Sonnenstrahl. Genug des faulen Dösens!

Ein wenig wackelnd komme ich auf die Füße und aus der Tür ins Freie. Meine Regentropfen sind immer noch da, entpuppen sich als glitzernde Eiskügelchen. Silbergrauer Hauch auf den Gräsern; die Autofenster sind mit Frostkristallen überzogen. Dabei blaut der Himmel; leuchtende Sonne auf dem Flußtal, und nach dem Kalender Anfang August. Nun ja, wir stehen hier im Felsengebirge, schätzungsweise über 2000 m hoch. Wie sagte Bruno gestern, als ich bei dem trockenen Gewitter auf die Gluthitze schimpfte: »Reg Dich nicht auf. Laß Dich mal eine Weile braten. Wer weiß, wie bald Du Dich nach Wärme sehnst. In den Rockies kannst Du die tollsten Wetterstürze von einer Stunde zur anderen erleben.«

Er hat mich sogleich und höchstpersönlich an seinen Orakelspruch erinnert, der gute Bruno, denn während Veronika und ich noch die Miniatur-Eiszapfen vom Autodach wegzupften, kamen die beiden Männer den Hohlweg herunter, eng in ihre Mäntel gewickelt. »Sieh mal, er lebt noch«, grüßte mich Eugen und schnupperte. »Bravo, Veronika! Deinen heißen Kaffee können wir gut gebrauchen; die Luft war verteufelt frisch da droben, und der Stein auch, auf dem wir zwei Stunden stillsaßen. Blödsinnige Idee; kein Schwanz hat sich blicken lassen.«

Während des ausgedehnten Frühstücks tauten alle Nachtfrost-Hinterlassenschaften weg; das Flußtal dampfte in Dunstschwaden, und die Sonne heizte so, wie sich's im August gehört. Hemdsärmelig kam von seinem Wardenhaus Glenn zu uns hergestakt: überlange Beine, hager und hochaufgeschossen, lederbraunes, markantes Gesicht, breitkrempiger Hut – ein Cowboy-Typ, wie man's echter nicht wünschen kann, ein Rauhreiter, blond, blauäugig und mit einem vergnügten Lächeln um den Mund (Bild 73). »Morning, Banff hat schon durch Sprechfunk angefragt, ob Ihr die Nacht hiergewesen und wohlauf seid.«

Alles in Ordnung, wenn auch mein Schädel dröhnt und ich mich manchmal am Tisch festhalten muß, weil der Karusselltanz wieder anfängt. Wir qualmen

26/27. Gespannt beobachten die Schneeziegen unseren Anstieg, besonders der alte Bock

und paffen mit vereinten Kräften, einmal, weil die Mücken keine Freude daran haben, und dann, weil man so am ergiebigsten planen kann. »Bären gibt's hier genug. Man muß nur Geduld haben und Zeit; die Grizzlies trollen immer woanders. Ich will Euch gern helfen; aber in den nächsten Tagen kann ich nicht. Dort hinten über dem Flußtal ist ein großes Reitercamp; die Belegschaft rückt jetzt ab. Da muß ich beim Ordnungmachen dabei sein und das Eingraben der Abfälle überwachen. Günstig für Euch. Wenn nachher die Unruhe vorbei ist, kommen wahrscheinlich auch Grizzlies an den Dump, sogar bei hellem Tag. Ich verständige Euch übers Government.«

*

Auf der Rückfahrt zeigt sich wieder die Weihe, und kurze Zeit später steht mitten auf dem Fire Road ein Waldhuhn, die Franklin's Grouse. Verläßt sich das Tier auf die Tarnfarbe seines dunkel- und hellbraun gesprenkelten Gefieders? Es rührt sich nicht; wir müssen tatsächlich den Kombi abstoppen. Soll dies ein Wildvogel sein? Nun, der Volksmund nennt ihn 'Fool Hen' – dumme, närrische Henne. Auch die einheimischen Zoologiebücher schreiben, dieser Vogel sei mutlos und könne sich nie schnell entschließen. Aber in unserem Fall verursachte eine andere Eigenschaft den Stillstand: nach einer Weile kam ein kleines Küken aus dem Gras am Wegrand und hüpfte, flatterte in den Wald hinein. Jetzt gurrte das Muttertier und flog schnell hinterher. Ich zweifle nicht daran, daß die 'dumme Henne' unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, damit der Nachzügler-Sohn ungefährdet zu den anderen Küken huschen konnte ins Gebüsch.

Zu Eugens Beruhigung ergibt die gründliche Abfährtung, daß der Grizzly in der Nacht nicht am Rißplatz aufgekreuzt ist. Die Hirsch-Überreste sind weit verstreut und auch benagt; Coyoten oder Vielfraße haben sich damit beschäftigt. Jetzt erfreut uns ein Squirrel, ein hellrotes Eichhörnchen. Es klettert dicht neben Bruno in eine Kiefer hinauf, wippt, macht einen 2-m-Flugsprung zum nächsten Baum, flitzt in Spiralen stammabwärts, schaut uns keck neugierig an, läuft durchs Beerengestrüpp, beinahe über Veronikas Schuh hinweg, und sitzt dann schon wieder in der Baumkrone, Schwänzchen hochgekurvt. Möglicherweise hat der kleine Waldkobold an dem Neckspiel ebensoviel Freude wie wir Menschen.

Über dem Hochgrat des Cuthead-Ziegenbergs segelt ein besonders großer,

dunkler Steinadler; ich kann nur nicht lange zu ihm hinaufschauen, ohne daß mir sogar die Felsen einen Drehtanz vortäuschen. Besser ist's, sich in den Schatten zu legen, besser auch für die nach der Sonnenbrand-Schälung noch sehr empfindliche Haut auf meinen Handrücken; sie färbt sich verdächtig dunkelrot. Ein Fichtenbäumlein wächst neben meiner Hüfte auf, ein nur 17 cm hoher Zwerg, ein vielleicht dreijähriger Wurzeltrieb und dennoch ein richtiger Baum mit einer geradezu üppig benadelten, grünen Krone. Wenn ich das Maß verschiebe, ganz nah herankomme mit den Augen, habe ich einen Riesenbaum vor mir. So wird wohl das schwarze, millimeterkleine Krabbel-Käferchen den Fichtensprößling einschätzen.

Noch eine Jungfichte sah ich, eine zum Tod verurteilte. Sie wuchs nicht aus dem Erdboden, sondern aus der Borke eines umgebrochenen, dicken Stammes, der am moorigen Rand des Bibersees lag. Der unbändige Lebenswille des vom Wind in die Rindenspalte gewehten Samens hat das Bäumlein emporgedrängt zum Licht. Die Sonne mancher Sommer half mit bei der Bildung einer Wipfelkrone; aber die Wurzeln konnten aus dem faulenden Stammholz eben doch nicht die rechte, Vollkraft spendende Nahrung holen: das Genadel war rostiggelb und ungesund schlaff. Es stimmt schon: wo der Biber arbeitet, müssen die Bäume sterben!

»Gig, gilli, gi gi, gilli«, ruft es über mir, kurze, kräftige Signale. Ein schöner, vielfarbiger, kleiner Greifvogel pfeilt durch die Luft, rüttelt, schießt zur Wiese hinunter, stößt wieder hoch, ein Sperlingsfalke, entzückend anzusehen. Warm rotbraune Tönung des Körpers, weiße Kehle, fast goldheller Bauch, bläuliche Flügel, graublauer Kopf, schwarze Bänder am Hals. Wenn ich beim schnellen Flug richtig beobachtete, hatte er auch weiße Wangen und ein rotes Käppchen. Jedenfalls machte die kurze Begegnung mit dem kleinen Falken mein Herz wieder froh. Ich würde gern eine lange Freundschaft mit ihm schließen, besonders gern.

Fischadler und zwei Schaufler-Elche

Es gibt leider auch in den Rockies Föhn; man nennt ihn hier Chinook, Fallwind. Trotz seines indianisch klingenden Namens quält er mich nicht weniger als sein oberbayerischer Bruder.

Wir pirschen im Wald am mittleren Vermilion-See; drückend dumpfe Luft. Vogelruf: spitze, helle Schreie, ganz anders als beim Fälklein! Ein Fischadler zieht über uns, segelt mit weitgestreckten Schwingen, verschwindet, ist wieder da, viermal während kurzer Zeit. Immerzu das schrille Rufen, fordernd, klagend, bettelnd und – höre ich recht? – zweistimmig. »Da ist ein Horst in der Nähe; die Adlerin getraut sich bloß nicht herunter. Jetzt wieder deutliches Betteln! Es muß ein noch nicht flügges Junges im Nest sein.« Eugen ist heftig erregt. »Du, das gibt Filmaufnahmen! Den Horst finde ich. Ganz früh sollte man hier pirschen, beim ersten Licht. Jetzt wollen wir die Mutter zu ihrem Küken lassen; wir sind die Störer.« – Hinaus also zur Wiese. Im blauen Himmel schwingen lange Föhnfahnen. Stechende Sonne!

Hallo! Am Boden knistert es, links von uns, auch rechts, ebenso hinter uns. Wir sind von einer Sekunde zur anderen mitten in einer Ketten-Explosion, zwischen vielen kurzen, elektrischen Entladungen. Elektrizität auf einer Wiese – unmöglich! Aber es knistert und knattert doch immerzu mit kleinen Knallen, und zugleich sehe ich rings um uns Heuschrecken hochspringen aus dem Gras; sie hüpfen, fliegen, fallen zurück, fliegen wieder, flattern in flachem Bogen voraus, knistern, knacken. Hunderte sind es; die ganze Schräge des Sonnenlicht-überfluteten Bahndamms vibriert von grünlichgelben, durchscheinenden Heuschrecken-Flügeln.

Aus! Erloschen ist die Farbigkeit, verstummt das knisternde Knacken. Auf der Erde, zwischen den Grashalmen liegen überall grauschwarze Ästchen. Manche bewegen sich, krabbeln umher; es sind die gleichen Kerbtiere, von denen wir damals bei den Erdhörnchen einige beobachteten, vermutlich Schnarr-Heuschrecken! Wüßte ich nur, was ihre nun abgeklungene Turbulenz ausgelöst hat – vielleicht das überraschende Herankommen von uns Menschen, wodurch eine Massenflucht mit Warn-, mit Abschreckungsgeräuschen entstand? Oder erlebten wir einen Sonnentanz, ein übermütiges Spiel der Kerfen an diesem heißen Augusttag? Balzflüge gibt es hier wohl nicht. Oder ist das Knistern ein Locksignal fliegender Männchen? Eines scheint mir gewiß: die Knackgeräusche hängen mit den Flügelbewegungen zusammen. Jetzt, da die farbigen Unterflügel am Körper angelegt und für uns unsichtbar sind, bleiben die Schnarrschrecken stumm.

*

Wir gehen oben auf dem Bahndamm immer geradeaus, haben so einen guten Überblick über die feuchten Schilfwiesen, die kleinen Tümpel; wir sehen Enten, Bisamratten und mancherlei anderes Getier.

Dröhnen, herrisch und rauh. »Runter von den Schwellen; der Pazifik-Expreß kommt!« Wir kauern uns an die Dammschräge. Rattern, nochmals der Hornruf, der dunkle Warnschrei, und jetzt wird der Zug sichtbar, noch weit hinten im grünen Tal zwischen den Steinbergen. Sein Tempo bringt ihn verblüffend rasch heran; gleich wird die erste Lok bei uns sein. Wir heben grüßend die Hände, und der Lokomotivführer nickt freundschaftlich auf uns herunter, ruft wohl auch etwas; seine Lippen bewegen sich. Verstehen kann man nichts im rumpelnden, kreischenden Lärm. Wir müssen uns zudem noch mehr niederducken; der Luftdruck ist hart pressend spürbar, während nun – knapp 50 cm von unseren Stirnen entfernt – die vier Loks und die Silberschlange der Leichtmetallwagen an uns vorüberzischen. Meine Augen sind genau in der Höhe der Räder; ich sehe zwischen den einzelnen Wirbelpaaren immer wieder für Sekunden-Bruchteile hindurch auf die Auenlandschaft hinter dem Damm. Grotesk, der Tumult, der Einbruch der modernen Technik in die zeitlose Natur! Trotz des hohen Tempos dauert es eine gute Weile, bis die 42 Pullman-, Speise- und Schlafwagen an uns vorüber sind; der letzte ist ein Aussichtswagen mit einer hohen, bläulichen Glaskuppel.

»Gott sei Dank, nun wird's bald wieder still sein um uns und um alle Tiere«, sage ich; »für die nächste Stunde wünsche ich mir zur Abwechslung den Anblick eines Elchbullen.« Eugen ist samt seiner Kamerakiste und dem großen Stativ bereits oben auf dem Schienendamm, bückt sich plötzlich, schraubt am Fernglas und säuselt zu mir: »Was sagtest Du – in einer Stunde? Du bist zu bescheiden, mein Herr! Da vorn, links am Waldsaum, steht bereits Dein Wunsch-Elch.«

Welch eine Sehschärfe, welche Unterscheidungsfähigkeit hat unser Kamerad! Ich kann nichts erkennen als allerlei dunkle Tupfen auf der grünen Waldfront. Aber Veronika nickt; auch sie erkennt offenbar den Elch. In Gänsemarsch-Kolonne auf dem Damm voran, wieder geduckt; sonst heben wir uns zu sehr ab. Nicht gerade bequem: von unten her drücken die Schottersteine, von oben sticht die Sonne. Aber es wird noch zünftiger, als wir nach einer halben Stunde links hinunterbiegen zur Schilf-Wildnis. Eugen legt den

Finger an den Mund. »Wir müssen querdurch, vor bis zum Weiher. Am andern Waldufer steht der Elch. Bitte geräuschlos.«

Leicht gesagt: geräuschlos! Ich bin zwar von meiner Ostpreußen-Zeit her ans Sumpfpirschen gewöhnt; aber sei mal einer lautlos, wenn er von einem Binsengras-Höcker zum andern Sprungschritte machen muß. Jedes Auftreten quietscht; die Schuhe sinken tief ein und müssen schmatzend herausgezogen werden. Aber wir schaffen die Sumpf-Durchquerung, erreichen eine kleine Buschinsel, finden dort einigermaßen trockenen, festen Stand für unsere Füße und für die Stativ-Stelzen. Mit Zeitlupen-Bewegungen wird das Gezweig so gedreht und verflochten, daß ein paar Gucklöcher entstehen. Wir sind jetzt auf 40 m heran. Und der Elch? Verschwunden! »Keine Sorge; er ist nicht weit weg, steht irgendwo im Holz herum und kommt bald zur Äsung, wenn wir still sind. Wind streicht günstig für uns.«

Mehr als anderthalb Stunden stehen wir und rühren uns kaum. Ein Glück, daß Hut und Vollbart mein Gesicht wenigstens etwas vor Stechmücken schützen; ab und zu muß trotzdem eine Pfeife geraucht werden. He, zwischen zwei Fichten bewegt sich Körperhaftes – der Elch? Man sieht deutlich die schwarzbraune Rückfront, einen hellen Hinterlauf. Schon wieder ausgelöscht.

Der Himmel sorgt dafür, daß uns das Warten nicht langweilig wird. Links und rechts klumpt sich je ein Gewitter; die Westecke sieht besonders bös aus, schwarz, mit kalkiger Streifung. Wetterleuchten, fernes Donnerrollen hüben und drüben; weit weg regnet es. Wir bleiben trocken. Aber immerzu verändert sich die Szenerie. Vor Minuten waren die Berge weggewischt, verschluckt vom grauen Gewölk: der Rundle, der Sulphur, auch mein Götterthron. Plötzlich ist die langgezogene Gipfelplatte des Rundle frei, glasklar, wie ausgeschnitten und ganz ohne Plastik. Im Westen erneut dunkelgraue Wulstwolken, hohe weiße Gewittertürme ostwärts, und über uns – noch immer blauer Himmel!

Unbekümmert um das atmosphärische Theater ergötzen sich auf dem Wasser zwei Taucher-Vögel mit Kopfständen. Eine Ralle läuft durchs Wiesengras; schlanke, schillernde Libellen zickzacken hin und her. Ein Rippenstoß von Eugen: »Der Elch!« Veronika ergänzt: »Unmittelbar rechts vom schrägen Pfahl.« Wahrhaftig, der Elch sitzt hinter einem Busch. Soeben bewegt er den Kopf, die Ohren schlackern. Ist das dicke Wollige, das Gezack – eine Schaufel? Leider nichts mehr zu sehen, schon vom Blätterschatten verschluckt.

Goldaugen-Enten steigen zum Ufer hinauf; eine fliegt nach wenigen Minuten laut schreiend ab. Der fremde Schatten hat sie erschreckt: ein Coyote huschte über die Wiese. Reglos ist nun die Welt. Aber plötzlich, wie hingezaubert, haben wir den Elch frei vor uns, groß und dunkel, Höcker hinter dem Nacken. Lange horizontale Geweihstangen; doch die Schaufeln, die Sprossen-umstandenen Teller, sind nicht sehr breit. Ein Jüngling also, drei-, höchstens vierjährig, mit zopfartig herabhängendem Kinnbart – kein alter Bulle. Er knabbert an einem Aspenzweig. Jähe Wendung nach rechts; der Kopf ruckt vor, das Geweih dreht sich wie ein Stachelschild bodenwärts. 'O Freund, der Coyote hat keine bösen Absichten auf dich; mit gesenkter Buschrute, schlimm erschrocken, flüchtet das rötlichfahle Prärie-Wölflein!'

Auch der Elch tritt wieder in den Hintergrund. Unglaublich, wie sich solch ein großes Tier hinter ein paar Zweigen unsichtbar machen kann. Dafür ragen nun senkrecht vom Wasser lange, kräftige Striche auf, schwarze Vogelhälse. Elf Kanada-Wildgänse schwimmen hintereinander und fast feierlich ans Ufer, kommen hoch, äsen hin und her, lautlos, doch wachsam um sich blickend. Schön sind sie: lackschwarzer Kopf, Schnabel, Hals und Fuß, aschgraues, zuweilen bräunliches Gefieder und leuchtend weiße Wangen.

Ich kann die nun folgenden Ereignisse nicht mit allen Einzelheiten erzählen: es war ein dauerndes Kommen und Gehen, auf dem Wasser, am Land und in der Himmelsregion. Mal Sonnenschein mit bestem Filmlicht, dann dicker Dunst. Der arme Eugen wollte schier verzweifeln, denn boshafterweise drängten immer dann besonders dicke Wolken heran, wenn Tiere in Aktion traten. Als es gerade zu tröpfeln anfing, kam der Elch erneut – im Zeitlupentempo – auf die Wiese, schob die Gänse vor sich her ins Wasser und stieg dann selber hinein. »Zum Teufel, der Belichtungsmesser schlägt überhaupt nicht aus, Filmen unmöglich«, brummt Eugen.

Erst tauchten nur die Elchfüße ins Wasser, dann die langen, silbergrauen Beine, schließlich der untere Bauchrand. Der schwere Kopf senkte sich, verschwand unter dem Wasserspiegel, rupfte wohl Grundpflanzen aus, schüttelte sich und schnaubte; Luftblasen stiegen zur Oberfläche. Noch stärkeres Rucken und Zerren, die Füße stampften; es gab geradezu Gischt um den Elch. Just im heftigsten Rumoren kamen die Kanadagänse wieder herbeigeschwommen, jetzt noch mehr Tiere als vorher. Der Elch nahm den Kopf hoch, hatte lange,

grüne Wasserpflanzen-Fahnen zwischen den Zähnen; eine hing sogar im Gezack der linken Geweihschaufel.

Ich spüre nicht den Regen, nicht den peitschenden Wind. Nur meine Fingerspitzen kribbeln – vor Kälte, vor Erregung? Der Anblick ist kaum glaubhaft: das wassertretende, pflanzenausrupfende Vorzeit-Geschöpf, der naßschwarze Elch-Schaufler, hinter ihm der grüne Wald, vor ihm das lautlos schwimmende Rudel der Wildgänse und über allem die wolkenumwallten Bergschroffen. Dann und wann huscht auch der Coyote wiederum über die kleine, schmale Uferwiese.

»Du, dort oben kommt ein bißchen Blau in den Himmel«, sagt plötzlich Eugen und beugt sich sogleich an den Sucher seiner Kamera. Zehn Minuten später filmt er den im See äsenden Elch, die Kanadagänse dicht dabei. »Ich hab's im Kasten, kontrastreich, sogar mit Sonne«, schmunzelte er, und darüber freuten wir uns alle. Auch dann noch, als wir zu später Abendstunde nach einem 4-km-Rückmarsch das regennasse Kleiderzeug ablegten und unter der Brause unsere schwarzen Moorbrei-Füße sauberwuschen.

*

Der gestrige Tag hat uns Glück gebracht; er ist zumindest der Auftakt gewesen für die heutige Erlebnisfülle. Von elf Elchbegegnungen kann ich nun berichten; der uns bislang verborgene, kapitale Schaufler war zu unserer Freude dabei. Nicht genug: ein Rudel Bighornschafe sahen wir, auch vier Wapitis, zwei mit langen, starken Geweihen und ein führendes Muttertier, außerdem sieben Ohrenhirschlein. (Schwarzbären gehören ebenso wie Erdhörnchen bereits zur Selbstverständlichkeit für uns.)

Alles geschah innerhalb von knapp elf Stunden und im Umkreis weniger Kilometer; von keinem Tier – mit Ausnahme der Bergschafe – waren wir mehr als 70 oder 80 Schritte entfernt, meist nur halb so weit. Ich erinnere daran, daß jede der hier erwähnten Tierarten vollkommen frei und ungegattert ist. Braucht es wohl noch einen deutlicheren Beweis für die Mannigfalt und das Vertrautsein des Wildes in den kanadischen Jagdbann-Gebieten? Hier ist die Naturschutz-Idee schönste Wirklichkeit geworden.

»Du stehst im offenen Gelände des Bow-Tals, kannst unbedenklich noch näher an das Aspenwäldchen herangehen; das Reh hat Dich längst bemerkt und wird, wenn Du es nicht scheuchst, geruhsam weiteräsen, Blätter und

Gras.« Ein Reh? Die Zierlichkeit stimmt schon, ebenso das licht rötliche Fell. Aber für ein Reh sind die Ohren zu lang und auch das Schwänzchen, der kräftige, weiße Wedel mit dem schwarzen Endfleck; zudem sind unsere Rehe viel kleiner. Dieses Reh ist ein weibliches Rocky-'Mule Deer'. Wir nannten es seither 'Ohrenhirschlein' wegen der langen Ohren, und zuweilen wird sogar die Bezeichnung 'Großohren-Hirsch' gebraucht. Das Wort 'Mule' = 'Maultier' bezieht sich ebenfalls auf die Länge und Breite der Lauscher. Unser vertraut knabbernder Freund hat überdies einen vierten Namen, nämlich Schwarzwedel-Hirsch, zur Unterscheidung von seinem Vetter, dem Weißwedel-Hirsch, den wir später im Kootenay-Bezirk sehen werden.

Ach, man muß sich in Kanada mancherlei genau merken, um die Hirsche und ihre Namen nicht durcheinander zu bringen! Drei Hirscharten trafen wir bis jetzt im Felsengebirge: den Wapiti (Bild 83), der unsren deutschen Edelhirsch an Körpergröße und Geweihlänge weit übertrifft, die kleinen Ohrenhirsche (Bild 81 und 82) und den massig-schweren, dunkelbraunen Elch (Bild 3). Im Körperbau sind sie für uns Tierfreunde nicht zu verwechseln. Doch groteskerweise nennt man in Nordamerika den Wapiti fast immer 'Elk', also 'Elch', und der richtige Elch heißt auf englisch 'Moose'. Diese Bezeichnung prägten die ersten europäischen Siedler, die höchstwahrscheinlich noch nie ein solches Tier gesehen hatten, nach dem ähnlich klingenden Indianerwort, das 'Holzfresser = Zweig-Äser' bedeutet; eine gute Charakterisierung für den Elch, der Laubzweige sehr schätzt.

Genug der Theorie, zurück zur Lebendigkeit! Damit unsere Köpfe sich erholen können vom Namens-Wirrwarr, schauen wir nach links in die Prärie. Dort ziehen nebeneinander und mit federnden Stechschritten drei junge männliche Ohrenhirsche; ihre schwarzen Nasen glänzen, das Gesicht und der Hals schimmern geradezu weiß. Die Köpfe sind stolz aufgerichtet; fast senkrecht steht das trotz der Bast-Umhüllung zierliche Kronen-Geweih mit den paarig gegabelten Sprossen. Jetzt nähern sich die Hirsche dem Sandhang und steigern ihr Tempo zu übermütigem Spiellauf. Hei, wie sie wippen, sich mit allen vieren zugleich abschnellen, Weitsprünge machen von gut 4 oder 5 m Länge! Um dann lässig naschhaft irgendwo zu äsen.

Mitten im Stangenholz traf ich auch einen vollerwachsenen Ohrenhirsch. Er hatte – verglichen mit den Jünglingen am Sandhang – einen keilförmig

schweren Schädel und mitten auf der Stirn ein dunkles Haarpolster, als ob aus der samtigen Aufwölbung ein Scheitelauge hervorkommen wolle.

Aber wir müssen nun endlich zu den Elchen! Die knochendürre 'Großmutter' steht wie immer vorn am ersten Vermilion-See; während der Sommerzeit schätzen die Elche offenbar das grüne Unterwasser-Zeug mehr als die Baumzweige. Nun, die alte Elch-Dame darf uns nicht aufhalten; wir fahren die Highway-Erhöhung hinauf, damit wir das ganze Seen-Gebiet überblicken können. Mein Fernglas und die Falkenaugen der beiden Kameraden finden rasch irgendwo zwischen den Inseln einen Elch, einen Spießer; er ist ebenfalls keine Verlockung. Plötzlich ruckt Eugen wie elektrisiert zusammen: »Der Alte, der große Bulle! Drüben am jenseitigen Ufer des mittleren Sees, 800, 900 m Luftlinie von hier. Ich sehe ihn deutlich vor den Fichten. Was für ein Klotz! Er döst, macht wahrscheinlich Mittagsruhe, bleibt so. Nichts wie ran!«

Dank dem Kombi-Wagen sind wir bald hinter den Seen; eine Weile ist auch der Fußmarsch bequem. So lange wenigstens, bis wir einen Wildwechsel finden, auf dem wir in den verfilzten Wald eindringen können und müssen. Düsterer Urwald! Umgebrochene, schrägliegende, halb noch hängende Baumriesen. Viel Unterholz, Mooshügel, Sumpflöcher. Füße und Schuhe, auch die Waden, sind bereits pitschnaß. Mal muß ich eine vermodernde Baumleiche übersteigen, dann die nächste unterkriechen. Alles im Zeitlupentempo und jede Bewegung vorher überprüfend; es darf kein noch so kleines Ästchen knacken. Irgendwo liegt ein Hirsch-Schädel, ausgebleichtes Skelett; ein paar Hautfetzen hängen noch daran. Die eine Geweihstange ist gebrochen – Unglücksfall! Wahrscheinlich wurde der Hirsch vom Pazifik-Expreß überfahren; brunftige Wapitis oder Elche greifen manchmal die Diesellok an, das ratternde Monstrum, das sie in überhitzter Liebes-Leidenschaftlichkeit für einen Rivalen halten und fortjagen wollen.

Weiter durch die Wald-Düsternis! Dort vorn scheint's lichter zu werden. Aber ich muß mich nach einem besonders sperrigen Durchschlupf noch einmal verschnaufen, würde am liebsten niederhocken. Eugen winkt energisch ab. »Nicht anlehnen, nicht die Rinde schubbern.« Veronika macht eine kleine, richtungweisende Handbewegung. Noch fünf Schritte, immer in Deckung, von Stamm zu Stamm. Und dann haben wir beides, den See und den Elch!

Über Gestrüpp hinweg, zwischen zwei verknorzten Stämmen hindurch wird der Blick frei auf das besonnte Schilf-Ufer; mitten darin wuchtet die große, dunkle Elch-Silhouette. Plätscherndes Geräusch! Wie gestern der Jungelch, rupft auch der Alte am Seegrund. Wenn er den Kopf hochnimmt, flutet das Wasser aus der breiten Schaufelschale, als würde mit Schwung ein Eimer ausgegossen. Dann und wann dreht sich der Kopf dem Wald zu; ich sehe das rötliche Weiß der – wie mir scheint – unverhältnismäßig kleinen Augen. Aber schon senkt sich die Muffel wieder abwärts. Wir sind nicht entdeckt worden, können noch zwei Schritte gebückt nach vorn, in Deckung hinter einen besonders dicken Stamm. Dadurch zeigt sich mir der Elch halb von der Breitseite, und ich erkenne nun Einzelheiten, weil mich der Sonnenglast und das Glitzern des Seespiegels nicht mehr blenden. Welch eine Körpermasse, welch ein Widerrist, ein hochaufgewölbter Höcker! Und der Kopf, der lange, schwere Schädel, die Wucht des breit ausladenden Geweihs; es klaftert beinahe anderthalb Meter von links nach rechts.

Noch mehr dreht sich der Elch in den Halbschatten; er liebt wohl die pralle Sommersonne nicht. Hier zwischen dem moorigen Wald und dem verkrauteten See ist seine Heimat; hier will er bleiben bis zum Abend, bis zu den nächtlichen Bummelwanderungen. Wir haben Glück, großes Glück. Kaum 25 Schritte vor uns steht der Elch; ab und zu huscht ein Sonnenstreifen über seine Flanke und macht das dunkle Fell leuchtend braun, fast rötlich mit Rauchsilber-Tönung. Oh, wie werden erst die Schaufeln blinken, wenn sie gefegt sind, die gefächerten Dolchsprossen auf ihren Rändern, die Stoßlanzen an den Vordertellern! Wieder dreht sich der Elch, nicht hastig; er kommt ganz langsam zum Wald heran, wird sich vielleicht niedertun. Jetzt sehe ich seinen prallen Hals, den Kinnbart, der üppig und breit wuchert, fast wie eine gedrungen borstige Halsmähne.

Wahrscheinlich hat der Elch lange vor uns gemerkt, daß ein grellrotes Kanu über den See dahertreibt. Er hoffte wohl, unerkannt zu bleiben; aber die zwei jungen Paddler haben ihn entdeckt und steuern genau auf uns zu. Nicht genug, sie pfeifen und schreien, wedeln mit ihren Jacken, wollen offenbar den Elch in Schwung bringen. Er flüchtet jedoch nicht, schiebt sich raffiniert seitwärts, will so aus der Bucht heraus, über die Wasserrinne zur langgestreckten Halbinsel, wo er sich im Schilfdschungel verbergen kann. Das Was-

ser patscht und klatscht unter seinen Stelzschritten, die ihn erstaunlich rasch dem Ziel entgegentragen. Schon steigt er die Landzunge hinauf. Jetzt habe ich den Elch genau von hinten und im Gegenlicht. Er nimmt die Vorderläufe hoch. Ich sehe den Kopf und die Ohren plötzlich oberhalb des Widerrists, die wegkragenden Geweihstangen zu beiden Seiten; alle Proportionen sind verschoben, schräg aufsteilend, schwarz vor dem hellen Wasser: kein Tier mehr, ein unbestimmbarer Götze aus Ebenholz oder aus rauhem Vulkangestein.

Vorbei! Der Koloß ist untergetaucht im Schilf, findet aber auch dort keine Ruhe. Die Lausbuben sind jetzt unmittelbar an der Halbinsel, lärmen noch schlimmer. Ich war drauf und dran, hinter der Baumdeckung hervorzuspringen und ihnen allerlei schwäbische Liebenswürdigkeiten zuzubrüllen, Eugen gewiß auch. Aber wir hätten dadurch die Unruhe nur noch vermehrt. Außerdem wußte der Elch sich selbst und viel wirkungsvoller zu helfen. Hätte er bereits abgefegt, würde er wahrscheinlich das rote Schifflein mit seinen Tellerspießen unsanft bekanntgemacht haben. So aber, im Wissen um die Empfindlichkeit des noch weichen Bastgeweihs, ließ er sich von der anderen Schilfkante aus ins Wasser gleiten, unauffällig; wir alle bemerkten es erst, als er schon ein gutes Stück draußen im See schwamm. Fast sollte ich den beiden Krakeelern dankbar sein, denn nun erlebte ich zum erstenmal, wie ein Elch solch einen großen See durchquert. Brust, Leib und Nacken sind unsichtbar; allein für sich treibt der Kopf, langgestreckt und flach auf dem Wasser liegend, voran, zügig, sogar schnell. Scheinbar nicht dazu gehörend, furchen links und rechts die Geweihschaufeln den glatten, hellen Seespiegel.

Die Kanufahrer haben die Erfolglosigkeit des Nachpaddelns eingesehen. Nun können wir ungestört mit unseren Ferngläsern beobachten, wie der Elch drüben am rechtsseitigen Waldufer landet, das Wasser aus dem Fell schüttelt und befriedigt an den Zweigen knabbert.

Auf dem Rückweg leistete ich mir eine halbakrobatische Bauchlandung in einer Moorpfütze. Weil Gesicht und Kleidung dadurch surrealistisch bemalt wurden, kamen wir heiter gestimmt aus dem Wald in die Abendsonne. Schön, in Helligkeit und Wärme zu wandern! Alle Umwelt erschien mir freudig beschwingt: die Kalkberge blinkten hellgelb, fast weiß, und freundliche Wölkchen reisten hoch im Äther.

»Laßt uns noch eine Runde fahren, vor zur alten Uferstraße, an den Biber-

Stauwiesen entlang.« Nicht schlecht, da standen schon zwei neue Elche. Richtiger gesagt, sie zogen geruhsam hin und her zwischen Gestrüpp, Binsengras und Baumstümpfen. Jedesmal, wenn sie aufeinanderzu ästen, preschte die eine Elchkuh plötzlich angreifend vor, und schon knallten die geweihlosen Schädel zusammen. Futterneid, schlechte Laune? Wir haben sie 'die zwei alten Jungfern' genannt, nicht verächtlich, sondern weil zur Sommerzeit jede normale, nicht vergreiste Elchkuh ein oder zwei Kälbchen bei sich hat. Schön anzusehen waren überdies die beiden Alten nicht, stelzbeinig, dennoch plump, kurzhalsig, mit überlangen Schädeln. Bei den Anrempelungen drehten sich die Ohren böse nach unten, und die Halsklunkern, die Glöckchen, schlenkerten.

Wie ungerecht bin ich! Es gibt kein nur häßliches Tier, und diesen 'alten Jungfern' verdanken wir eine sehr interessante, wechselvolle Abendunterhaltung. Jetzt eben kommen sie nahe an den großen See heran, halten jedoch ziemlichen Abstand voneinander. »Paßt auf, sie gehen schwimmen«, sagt Veronika. Nein, ein Bogen wird geschlagen, weit ausholend nach rechts. Äsung da und dort, bedächtiges Durchqueren zweier Gräben; mitunter sehe ich nur die knochigen Saurierköpfe. Alle Bewegungen sind langsam, aber deutlich einem Ziel zustrebend, das zwischen dem Bahndamm und der Waldschräge sein muß, auf der wir sitzen. Noch ein Wassergraben, zwei Schilfhöcker, und nun wissen wir's: die 'alten Tanten' haben ein Privatbad, ein gezipfeltes, dennoch rund geschlossenes Tümpelchen (Bild 35). Die letzten 50 Schritte macht das vordere Elchtier in fast stürmischem Troll, hüpft, nein, plumpst ins Wasser, taucht für ein paar Sekunden mit der ganzen Körperlichkeit unter. Nur die langen Eselsohren ragen noch heraus.

Und die andere Elchin? Auch sie steigt ins Wasser, allerdings behutsam und ängstlich fluchtbereit, für den Fall, daß die neidige Partnerin wieder explodiert. Die vorhängende Muffel zuckt, die Ohren sind breitgedreht.

Es geschieht nichts Böses; absichtlich oder unabsichtlich wird die Neuangekommene übersehen. Nach einigen Minuten stehen beide Elchtiere sogar Schulter an Schulter und holen sich großblättrige, langstielige Pflanzen vom Grund, gehen dann voneinander weg und arbeiten getrennt. Wo immer eine Elchkuh steht und rupft, bis zum Bauch im Bad, ist sie der Mittelpunkt konzentrischer Wasserkreise, die sich über den ganzen Seespiegel ausdehnen, manchmal überschneiden. Sie schillern weiß, gelb, blaßviolett in den Glanz-

lichtern der schrägstehenden Abendsonne. Dahinter verschattet die Moorwiese mit den ertrunkenen Büschen, läuft der Bahndamm, dehnt sich der dichte, dunkle Wald. Doch die Fichten oben am Hang der Bergkuppen leuchten noch immer in lichtgrüner Herrlichkeit.

Gut eine Stunde schauen wir zu und freuen uns. Die Elche sind knapp 30 m entfernt; sie kümmern sich nicht um das Klicken und Schnurren der Kameras. Auch der lange, sehr lange Güterzug stört sie nicht, der hinter ihnen vorbeipoltert. Alle Geräusche verhallen schnell.

Als die Sonne hinter dem Wald verschwunden war, stiegen die beiden Badenden aus dem See, jede an einem anderen Uferstück. Sie zogen so nah bei uns den Hang empor, daß ich mir einbildete, ein paar der vielen Tropfen, die sie aus ihrem Fell schüttelten, seien auf meiner Stirn gelandet.

Der Mond kam hoch, eine große Scheibe aus silberhellem Gold. Wir Menschen wanderten zurück nach Banff, sehr langsam, denn zwischen der Wald-, Wiesen- und Wasserwelt gab es nun besonders viel zu sehen im Schattendämmer nah und fern: Schwarzbären, Kanadagänse, Schellenten, zwei Wapitis und sechsmal Elche, Mütter mit Kälbern, der Spießer und ganz weit weg an seinem alten Äsungsplatz der 'Big Bull'.

Der Fischadlerhorst ist gefunden!

Wo? Ziemlich genau dort, wo der alte Elchschaufler nach dem Durchschwimmen des Sees aufgestiegen war zum bewaldeten Ufer der See-Schmalseite. Wir müssen also, um nahe heranzukommen, erneut von hinten her durch die sumpfige Wildnis, sogar noch ein gutes Stück mehr. Aber Eugen hat eine Art von Pirschsteig gebaut, hat einen Zickzackpfad auf Handbreite von allen Ästchen gesäubert, so daß wir wenigstens die erste Hälfte zügig und geräuschlos vorankommen. Wir sind rechtschaffen bepackt, mit Rucksäcken und Apparaten; Veronika hat zudem ihr schweres Tonbandgerät mitgenommen.

Auf einem dürren, fast waagrecht vorstoßenden Kiefernast sitzen zwölf kleine Vögelchen, entzückende Fliegenschnäpper, weiß an Brust und Bauch, hellgraue Flügeldecken, schwarze Köpfchen. Ein froher Morgengruß, und nicht der einzige! Am Waldbeginn sind zwei Spinnweben, ein großes und ein kleines, beide kreisrund. Sagte ich 'Spinnweben'? 'Überirdisches Traumwunder' wäre richtiger, denn vor dem dunklen Tann glitzert in der Frühsonne

zierlichstes Silberfiligran; Diamantschnüre schwingen ineinander zum freischwebenden Rad. Auch mitten im düsteren Wald ist ein Farb-Triumph: über dem Bächlein, auf einem holzig grauen Busch, sitzt die prangende Schönheit eines Eisvogels! Schachtelhalme am Boden bilden einen niedrigen Dschungel, durch den nun unsere Menschenschuhe ebenso verheerend stapfen wie einst in der Vorzeit die Saurierfüße durch das Dickicht der Schachtelhalm-Giganten.

Eugens Pirschsteig ist zu Ende. Hier muß einst ein Sturm gewütet, eine Windhose gemordet haben. Chaos! Hundertjährige Fichten sind am Wipfel abgeknickt oder samt den Wurzeltellern aus der Erde gerissen. Ein mehr als mannsdicker Stamm ist geradezu herausgeschraubt, korkzieherartig in sich verdreht und gesplittert. Ein anderer, liegender, platzte der Länge nach auf; sein Kernholz ist vermodert zu rötlichem Mulm und überall verstreut: Bären oder andere Tiere scharrten hier nach Maden, Ameisen und Würmern. Heimtückisch getarnte Sumpflöcher, schlüpfrige Laub- und Nadelteppiche, Vorsicht, Vorsicht! Ich vollbringe Leistungen des lautlosen Abschnellens, Arme-Ruderns, Hüfte-Schwenkens, die meine Gelenkigkeit weit übertreffen und nur der Angst zu verdanken sind, durch einen laut klatschenden Sturz die Pirsch sinnlos zu machen. Unhörbar müssen wir zum Adlerhorst kommen; Veronika und Eugen schaffen es ja auch und sind wesentlich mehr bepackt als ich, der Akrobat wider Willen!

Wo ist bloß der Horst? 'Eine halbe Stunde mußt du schon noch voran, im Bogen nach rechts, kriechend, kletternd, mit auffedernden Sprungschritten. Jetzt nach links; sieh, zwischen den Stämmen blinkt hell der See.' Eugen erstarrt; aber sein Gesicht – kann ein Gesicht lautlos jubeln? Aus der Fichtenfront des Seeufers ragen zwei schlanke Nadelbäume besonders hoch auf; 15 m Abstand ist zwischen ihnen. Auf der Wipfelspitze eines jeden sitzt wahrhaftig ein Adler. Ich bin fürs erste ein wenig enttäuscht: keineswegs königliche Erscheinungen; es ist, als balancierten dort oben kauernd zwei plumpe, große Hühner, deren weiße Körper vom dunkelbraunen Schwingenmantel umhüllt sind. Doch an den kleinen, abwärtsgerichteten Köpfen schieben sich stark gekrümmte Hakenschnäbel vor, unverkennbare Adler-Schnäbel!

Im Zeitlupentempo läßt Eugen Rucksack, Filmkoffer und Stativ zu Boden sinken, macht sich zur Arbeit bereit. Veronika tut das gleiche mit ihrer Ka-

mera und dem Tonbandgerät. Alles ohne Geräusch und ruckende Bewegungen, versteckt im Walddunkel. Dennoch haben uns die beiden Vögel bereits entdeckt; sie schimpfen und hassen aus der Frühsonnen-Helligkeit herunter: kurze Schrill-Stoßlaute, helles Pfeifen. Aber sie bleiben zum Glück sitzen auf ihren Wipfelstühlen.

Ein paar Filmmeter laufen ab als schöne Gesamtaufnahme: im Vordergrund die beiden schlanken Fichten mit den krönenden Adler-Silhouetten, die winzig sind gegenüber dem 3000 m hohen Steinberg und dem morgenblauen, seidig zarten Himmel. »Wir müssen noch näher heran, vor zum See!« Dies braucht einige Zeit; zentimeterweise schieben wir uns voran. Jetzt sehe ich auch den Horstbaum. Er steht zwischen den beiden Auslug-Bäumen, ist ebenfalls eine Fichte, doch um 8 m niedriger als die anderen, weil ihr Wipfel von einem Sturmwind abgebrochen wurde. Dafür trägt der Baum nun eine große, dunkle Haube, den Adlerhorst. Dieser Horst ist scheinbar wirr und unordentlich aufgeschichtet aus Ästen, Knüppeln und Zweigen – schätzungsweise 1½ m hoch – in Wirklichkeit aber meisterhaft verankert im Wipfelrest der Fichte. Er hat gewiß schon mehrere Jahre allen Wetterwechseln standgehalten und wird immer noch höher aufgeschichtet werden. Seine Oberfläche kann man mit einem Mühlstein vergleichen, mit einer kreisrunden Mulde, die sehr wahrscheinlich mit Moos und Gras ausgepolstert ist als Wohn- und Schlafnest.

Immerzu geckert, zetert es. Achtung, der Adler links wirft sich plötzlich in die Luft hinaus, breitet die Schwingen (Bild 22), segelt, kurvt zurück und steht nach vier Umrundungen rüttelnd still, senkrecht über dem Horst, landet in der Mulde. Man sieht nur noch den kleinen, weißen Kopf mit der schwarzen Kappe. Der andere, nicht ganz so große Adler, das Männchen, breitet ebenfalls die Flügel, schlägt aber nur damit, biegt Kopf, Hals und Schwanz nach oben und schickt aus seinem Hinterteil einen kalkigen Spritzstrahl bodenabwärts. Bald darauf noch einen.

Nun beginnt die – man möchte sagen: erdgelöste Turbulenz! Beide Vögel kreisen über dem Horst; Veronika nimmt das Duett ihrer Rufe auf, und Eugens Filmkamera schnurrt. Ich bin jetzt nur noch 10 m vom Horstbaum entfernt, hocke angepreßt an einem Fichtenstamm und erlebe, schaue, bin glücklich. Welch ein müheloses Segeln im Äther, aufwärts, abwärts, 10, dann 30, 20, 40 m über den Wipfeln. Enge Kurven, weite Kreise. Jäh ein Auf-



28/29. Das Schneeziegen-Rudel äst im Geröll. Der Bock meistert jede Situation; allzu steile Hindernisse überwindet er geschickt im 'Rückwärtsgang'



30. Bis zur Wipfelspitze ist der Baumstachl porgestiegen; dort bleibt er stundenlang. 31. Breitseite des Mount Eisenhower mit den Felstürmen. Im Wald unten war der Wapiti-Kam

rechtstehen in der Luft, wenige, aber kräftige Flügelschläge, rasantes Hochschrauben des einen Adlers, den schon nach Sekunden mein Auge nur noch als kleinen Punkt erkennen kann in der Himmelsbläue. Der andere Vogel streicht knapp 15 m über dem Horst horizontal dahin, verschwindet, kommt wieder, in raschem Wechsel. Steil von unten sehe ich jede Feder seiner sattbraunen Schwingen, sehe den schneeig schimmernden Bauch, den langen Stoß, und bei jeder Umrundung huscht über das besonnte Gras vor meinen Füßen der schwarze Vogelschatten mit; er vergrößert die etwas zugespitzten Schwingen noch mehr, dehnt sie.

Ich kann nicht alles erzählen, was wir in diesen zwei Ansitztagen unter dem Horstbaum erlebten. Mal brachte die Adlerin einen langen Zweig in ihren gestreckten Fängen, wollte damit zum Horst, brauchte aber vier Versuche, bis sie sich dann doch zur Landung entschloß. Ganz schnell wird jetzt das Holz irgendwo in die Knüppel-Umrandung gezwängt; die Adlerin will wieder fort. Es gibt einen Abflug mit Behinderung. Wind ist aufgekommen; der Wirbel dreht den großen Vogel und seine erst halbgeöffneten Schwingen fast völlig um die eigene Achse. Taumelt die Adlerin, wird sie abwärtsgedrückt? Nein, schon hat sie ihre Flügel ganz entfaltet und gesetzmäßig in den Wind gestellt.

Eine Weile steht das Adlermännchen reglos auf der Nestkante und ganz allein. Mit Hilfe des Fernglases taste ich den Hakenschnabel ab, die Augen und ihren grellgelben Glanz, da schrillt es alarmierend von fern. Die Adlerin fliegt wieder heran, diesmal nicht allein: über ihr pfeilen noch zwei große Vögel, ein anderes Adlerpaar! Der bislang im Nest sitzende Adler schwingt sich ebenfalls empor; alle vier Vögel kreisen, segeln, tanzen und jagen sich. Ein Gaukelspiel, bald himmelhoch, bald dicht über den Wipfeln. Gaukelspiel? Ich vermute mehr und mehr, daß hier etwas anderes geschieht: das eine, am See beheimatete Adlerpaar will das andere abdrängen aus seinem Revier, und tatsächlich verschwinden bald darauf zwei von den Fliegern. Oh, daß ich besser Bescheid wüßte über das Leben der Tiere! Wenn ich wenigstens die Rufe deuten könnte, die immer neu schrillenden, kurzen Stoßschreie, das im Stimmungs-Ausdruck so wechselvolle Pfeifen!

Auch etwas anderes ist mir bis jetzt nicht klar: befindet sich wirklich ein Junges im Horst? Es könnte durchaus sein; Fischadler legen hier wohl An-

fang Mai ihre Eier ab, brüten 3–4 Wochen, und ungefähr 2 Monate bleiben die Küken bei den Eltern. Eben kommt das Greifvogel-Weib zum Nest geflogen. Nein, es ist der Mann: er hat einen Fisch in den Fängen. Die Krallen des linken Fußes sind dicht hinter dem Fischkopf, die anderen am noch zappelnden Schwanz. Horstlandung, Kröpfen auf dem Nestrand, Ortswechsel zum linken Auslug-Baum, Putzen des Gefieders. Dazu halblautes, befriedigtes Geckern, das sich manchmal fast wie Unkenrufe anhört, nur viel heller klingelnd. Ob der große Vogel ein Kind in der Horstmulde geatzt hat, kann ich nicht einwandfrei feststellen.

Stille des Mittags, wenigstens oben in den Fichtenwipfeln. Um meine Füße raschelt es: eine junge Wasserratte nimmt 20 cm vor mir ein Bad und schwimmt dann hinaus in den See. Zwei bunte, ziemlich kleine Spechte klopfen und hämmern hinter meinem Rücken am gleichen Nadelbaum; ein Eichhörnchen verscheucht sie. Ob ich wohl für eine Weile ebenfalls in den Wald hineinwandere? Ich tue es, tat es am ersten und am zweiten Adler-Tag, sah winzige, rotlila Blütchen und große gelbe Blumensterne, einen dunklen Moorsee, vor dem senkrecht aufwuchtende Wurzelteller Wache standen, finstere Riesenkobolde; ihre Wurzelschlangen-Schilder schützten mich leider nicht vor den blutgierigen Stechmücken.

Zurück! Die Adlerin ist wieder auf dem Auslug, biegt den Kopf zum Horst, schwätzt, und daraus wird einwandfrei ein plapperndes Hin und Her von Pfeiftönen, durchsetzt mit Krächzen und Schnalzen, fast wie in einer Sittich-Zuchtstube.

He, die Adlerin ruckt zusammen! Schreck? Wohl kaum, die hochpullende Ente ist nur etwas zu nah an ihr vorbeigekommen. Unangenehmer sind die vier oder fünf Krähen, die minutenlang schimpfend, krächzend, häßlich schreiend um das Adler-Revier flattern. Die Wächterin bleibt völlig stumm und macht keinerlei Bewegung; ich sehe, daß der andere Adler ebenso reglos mitten im Nest sitzt, die Schwingen ausgebreitet, als wollte er ein Jungtier vor den Sonnenstrahlen schützen – oder vor den Krähen!

Endlich fliegen die Lärmenden ab. Beide Adler schließen die Augen, schlafen vielleicht. Doch am Horstsockel ist eine entzückende Betriebsamkeit: zwei Singvögelchen wohnen zwischen dem Knüppelgeflecht, fliegen aus und ein, zwitschern zum Adler hinauf, haben offenbar freundschaftliche Siedlungs-

Genehmigung, vielleicht sogar eine zusätzliche Ernährung durch die Reste der Adler-Mahlzeiten.

Oh, wie ist es schön und wohltuend, an diesem Sommerfrieden teilzuhaben, still zu sitzen, zu schauen und zu lauschen, ohne Menschenlärm, Musikboxen, Radio- und Motorengeräusch. Das Neue entdecken, Altvertrautes grüßen, den See, die Waldufer, die hohen Berge! Mir gegenüber, nur wenige Meilen entfernt, prunkt der Götterthron, der 2930 m hohe Mount Bourgeau. Wir wissen aus den Vorberichten, daß er mich schon während der ersten Banffer Tage besonders anzog, mehr als die anderen, zum Teil sehr pittoresken Felsformationen. Aber ich brauchte lang, um meinen Götterthron realistisch deuten zu können. Erst meinte ich, dem Steinklotz seien zwei langgestreckte Waldberge abspreizend vorgestellt. Jetzt glaube ich, daß sie bereits zur Bourgeau-Formation gehören. Ein paar hellgrüne Matten, einige Steinhalden sind in den sattgrünen Fichtenpelz hineingeschnitten, ein sich schlängelndes Silberbächlein auch. Hinter den beiden Waldzügen aber, genau in ihrer Mitte, wuchtet der helle Kalkstein fast senkrecht auf, eine oben abgeflachte Pyramide, von der Steinkare hinuntergreifen und eine weite Mulde bilden zwischen den Waldzügen. Auch ihre Kuppen haben übrigens steinerne Grate.

So ungefähr kann der geologische Laie die Wirklichkeit des Mount Bourgeau beschreiben. Doch für mich wird bei jeder Schau aus der weiten Kar-Mulde die Sitzfläche eines Titanenstuhls. Armlehnen und Kniestützen sind die lang vorgezogenen Waldberge in halber Höhe; der senkrecht aufragende Klotz in der leicht gerundeten Hintergrund-Mitte ist die Rückfront des Thronsessels, und ganz hoch oben an seinem horizontalen Grat erkenne ich krönende Verzierungen, stumpfe Zacken-Ornamente. Nicht weniger schmükkend sind die parallelen Schichtbänder der steilen Kalksteinwand; eines von ihnen hat einen blinkenden Schneesaum. Fürwahr, dort in der Höhe, weit über der grünen, tausendfältig belebten Welt, sitzt – auch wenn meine Menschenaugen ihn nicht erkennen – der Wettergott! Sonnenglut leuchtet aus ihm; Abendwolken ballen sich um sein Haupt, und zu anderer Stunde kräuseln die Nebel von den Schultern himmelwärts wie der Rauch des Opferfeuers.

In diesem Jahr wechselt der Wettergott besonders oft und jäh seine Laune: ich traf ihn in Zorn gehüllt, auch heiter lächelnd, beschneit (Bild 1), zerzaust oder von der Morgenröte umkost. Wir werden bald eine neue Veränderung

erleben. Seitlich von ihm sind Wolken aufgezogen; der eben noch helle Grat schattet plötzlich düster grau, die Sitzmulde auch, als sei beides aus Eisen gegossen. Nur an der Nackenstütze leuchtet noch der Schnee-Silberstreif.

Zum Glück treiben die Wolken nicht in unsere Richtung; hier zieht lediglich ein Dunstschleier über die Himmelsbläue, und das goldene Sonnenrad verblaßt ein wenig. Aber schon wird die Luft kalt. Ich möchte gern meine klammen Finger schütteln, darf es nicht, denn Veronika flüstert, sie habe an der linken Seite des im Nest sitzenden Adlers irgend etwas aufrucken sehen, das durchaus ein Jungvogel-Köpfchen sein könnte. Also reglos bleiben, frieren und beobachten!

Nach achteinhalb Stunden beendeten wir den ersten Ansitztag, fuhren nochmals zum Highway hinauf und konnten nun aus der erhöhten Vogelschau mit den Gläsern auch von hier den Horstbaum erkennen, in der Front der Uferbewaldung. Dahinter steilte der Mount Rundle empor, und im See malte sich seine Spiegelung (Bild 39).

*

Am anderen Morgen sind wir von neuem und früh zur Stelle, gut getarnt. Doch die nächsten Stunden zeigen, daß sich die Adler bereits von unserer Ungefährlichkeit überzeugt haben; sie zetern und schimpfen viel weniger. Ich treibe um Mittag ein reizendes Spiel mit einem der Wächter: wenn ich zwei Schritte aus meiner Nadelzweig-Deckung nach vorn mache, nimmt sogleich die Lautstärke des Geckerns über mir zu, sinkt jedoch alsbald nach meinem Zurücktreten zu sanftem Piano ab.

Von ihren Flügen bringen die Adler öfters Zweige in den Fängen mit (Bild 21 und 23); der Horst muß wohl dauernd ausgebessert werden. Landet der eine Partner auf dem Auslugbaum, entsteht Zwiegespräch von der Fichtenspitze zum Nest und zurück. Ein wenig kann ich nun den Sinn der Lautäußerungen unterscheiden; mein Ohr trennt das Warnen, das Locken vom Hassen und vom schlafmüden Geplapper. Was aber am erfreulichsten ist, jetzt bestätigt sich die Richtigkeit von Veronikas gestriger Vermutung. Es pfeift nämlich unverkennbar aus dem Horst heraus, sobald der große Adler abgeflogen ist; es pfeift dünner, heller als je, bettelnd und fast klagend. Ein nur halb so großer Jungvogel arbeitet sich zum Nestrand hoch, bereits voll befiedert, braun mit weißen Flecken, ein wenig Schwarz an den Flügelfedern,

Rücken gescheckt. Die Brust ist noch nicht blütenweiß, eher gelblichgrau; der Schopf ebenfalls. Doch nirgendwo mehr Dunen, und am Köpfchen ein richtiger Hakenschnabel. »Adlerkind, wir grüßen dich! Du solltest dir aber nun Mühe geben, bald fliegen zu lernen und reisefähig zu werden. Allzulang hält sich der Sommer nicht in den Rockies; deine Eltern wollen dann südwärts ziehen!« Zunächst jedoch versorgen sie ihr Junges pflichtgetreu und üppig. Eben kommt der Vater mit einem Fisch zurück. Das Kröpfen beginnt und ist verblüffend schnell erledigt. Der Jungadler giert, futtert sehr temperamentvoll, wackelt dauernd mit dem Stoß, mit dem noch viel zu kurzen Federschwänzchen. Nach einer Viertelstunde herrscht völlige Stille; das Kind – wieder unsichtbar – hält wohl einen langen Verdauungsschlaf, und links und rechts auf ihren Fichtenwipfeln stehen die Eltern Wache.

Wir Menschen gehen möglichst unauffällig fort; das nächstemal wollen wir uns im Ruderboot vom See aus heranpirschen.

Zum Tagbeschluß zwei Rams und ein Gewitter, auch ein böser Bär

Sämtliche Abende, die wir in der Banffer Umwelt verbringen, enden mit einer Highway-Wagenpirsch. Oben, im Gestein über dem Waldsaum, sind heute 13 Wildschafe, Mütter, säugende Kitze, Böcklein, die schon recht energisch ihre Köpfe gegeneinanderboxen. Ein Schaflämmchen, rührend zart und hell, liegt lang ausgestreckt auf dem breiten Tafelklotz, das Köpfchen an die hochzackende Kante angelehnt. Ein halbgroßes, mausgraues Wildschaf mit dünnen Hörnchen springt keck eine Felswand hinauf, scheint sich jedoch verstiegen zu haben, blökt klagend 'mäh', wippt aber bald mit dem Hinterteil, so daß die schwarze Wedelbürste im Zentrum des hellen Spiegels hin- und herschwankt. Unvorstellbar: jetzt fliegt, getrieben durch die Muskelkraft der Beine, das Jungtier über den Abgrund zu einer anderen Klippe, mehr als 1½ m weit und so geschickt aufwärts, daß es dort am schmalen Querband stehen und gehen kann. Was schreibt der Wildlife-Bericht? 'Wildschafe sind absolut trittsicher; ihre Kletter-Leistungen wird der Mensch wohl nie erreichen. Zum Abschnellen und Landen genügt ihnen ein Stand von knapp 3 cm Breite. Ein leerer Zwischenraum von der Größe ihrer Körper stört sie nicht, und hohe Steilfelsen werden mühelos erstiegen.'

Erstaunlich gewiß! Aber noch viel erstaunter war ich, als auf der Geröll-

halde vom Highway zum See hinunter zwei sattbraune, körperpralle Wildschafe sichtbar wurden. Vom Kopf des einen strebten lange, kräftige Hörner gekrümmt wie Türkensäbel nach hinten, und beim anderen, noch schwereren Tier sah ich große Hornschnecken links und rechts am Schädel. Zwei Rams, ein junger und ein ausgewachsener Bighorn-Bock! Gewaltige Kopfzier, ich finde keinen anderen Ausdruck. Zum vollen Kreis rundet sich jede Hornschnecke, erst nach hinten, dann abwärts, fast bis zum Hals, kommt vor, und die Spitze dreht sich noch ein Stück weiter, nach außen und nach oben. Ich schätze, daß dieses beinhelle Schneckengehörn in der Krümmung mindestens 70 cm mißt; es hat stark vorspringende Kanten und viele Querrunzeln.

Lange Zeit und aus ziemlicher Nähe konnten wir die beiden Rams beobachten. Ich legte mich flach auf den Boden, damit sie sich gegen den Himmel abhoben, und im Anblick des warmen Goldgelbs ihrer Augen, der lackschwarzen Strichpupillen fragte ich mich immer wieder: aus welchem Grund sind die Rams hier unten, die Widder, die sich doch während des Sommers streng von dem Geraffel der Schafe und Lämmer absondern, ganz oben stehen in der für mich unerreichbaren Gratregion.

Eine Stunde später wußte ich um die Ursache, vorausgesetzt, daß auch diese Wildtiere wetterfühlig sind. Mein Götterthron wurde nämlich im Nu wild und böse. Aus heiterem Himmel brach ein Hexensabbat los. Auf dem Felsenstuhl mit den Armstützen und Kniepolstern der Fichten-Vorberge hat jetzt der zornige Sturmgott Platz genommen. Er stemmt sein Hinterhaupt an die Bänder-Ornamente der Thron-Rückwand und ruft Feuer und Schwefel herbei. Folgsam eilen alle Wolken zu ihm, ballen sich an der Kopflehne. Tiefschwarz ist die Sitzmulde, grellt aber jedesmal auf, wenn der Gott seine Blitze schleudert, hinab zu den Menschen und Tieren, zum Wald, in die Seen, auf die Berge. Gut, daß ihr talabwärts gezogen seid, Wildschafe und Widder!

Schauerlich schön sind solche Explosionen im Felsengebirge, fast furchterregend die Knallschläge des Donners. Alle Umwelt verschwindet in der zusammengeklumpten und geschlossenen Masse des tiefhängenden Wolkenhimmels. Senkrechte, auch vielbahnig verästelte Blitze zerreißen immer von neuem den Brei. Und dann schütten, peitschen wahre Sturtzfluten.

Nicht lang! 15 Minuten später ist der Himmel blank und liebenswürdig lächelnd. Schon erscheinen da und dort die Erdhörnchen, etwas angenäßt,

weil das Regenwasser auch in ihre Röhren drang. Unten am Uferwald treten zwei Ohrenhirsche vor zum Gras und äsen so behaglich, als sei das Toben des Gewittergottes nie gewesen. Ich freue mich an der Anmut dieser jungen, lichtgelbrot gefärbten Hirschlein, die trotz ihrer Geweihzapfen wie Rehe aussehen, zierlich und schlank, geruhsam still sich bewegen, zupfen, naschen. Aber plötzlich springen beide aus der Äsung steil hoch und zugleich nach vorn, flüchten stürmisch durch den Stangenwald. Wenige Sekunden später rollt mit derselben Vehemenz eine schwarze Kugel hinter ihnen her, ein Tier, ein hetzendes, jagendes Raubtier. Kein wildernder Hund, nein: ein Schwarzbär! Er hat sich an die Hirsch-Jugend herangeschlichen, hat – zum Glück erfolglos – einen Überfall auf ihre Unerfahrenheit versucht. So harmlos wie es scheint sind sie also nicht, die tolpatschig am Highway bettelnden Blackies. Ganz zu Recht verbieten überall große Plakate das Füttern der Schwarzbären, bei 500 Dollar Buße, sogar unter Haft-Androhung.

Pika, Chipmunk und der Turm zu Babel

In Eugen rumort nach wie vor am stärksten die Leidenschaft, Grizzlies zu filmen. Wir wollen also einige Suchpirschen ins Unbekannte unternehmen, dahin, dorthin, auf Fire Roads und festen Straßen. Das Barometer verspricht Wetterbeständigkeit. Ich bin dafür, schon diesen leuchtenden Morgen zu nützen, ein paar Dutzend Meilen über den Highway und dann links bergauf zu fahren, durch Wälder, in Serpentinen hoch über das Flußtal.

Einen Grizzly bekamen wir während des ganzen Tages leider nicht zu Gesicht, dafür den Moraine Lake mitten im Valley of the Ten Peaks. Wenn man die letzte Kurve am steilen Waldhang geschafft hat, führt der Weg geradeaus, und nun ist man unmittelbar an den zehn Bergriesen, die das Hochtal eng umrunden, fast völlig einschließen.

'Dennoch siehst du zunächst keinen See. Vor dir wölbt sich ein Kegelwall empor, eine Auftürmung von klobigem Bruchgestein, von Kalkschieferplatten, kantigen Blöcken, Bergrutsch-Geröll – eine Wüstenei. Kraxeln wir hinauf! Es ist keineswegs gefährlich, kaum anstrengend und sogar belustigend, weil beim Fuß-Vortasten immer wieder ein gestreiftes Felsenhörnchen über deinen

Schuh flitzt. Mach ruhig Atempausen; wir haben Zeit. Übrigens, meinst du nicht auch, daß dieser Wall eine aufgestaute Endmoräne ist, also namengebend für den See, der dir nun nicht mehr lange verborgen bleiben wird. Vorsicht! Die letzte Platte wippt, kann abrutschen. Jetzt noch an dem dicken Quader vorbei; sein Umfang übertrifft mutmaßlich den unseres Kombi-Autos.

Wir sind oben am Moränenkopf. Vor dir, 20 oder 25 m drunten, liegt der Moränensee, das runde Auffangbecken des Eis-Schmelzwassers, das von den Gletschern, den Firn- und Schneewannen herunterkam und immerzu in den See rinnen wird (Bild 72). Am besten vergißt du nun diese nüchternen, auch kaum fachgerechten Kommentare, schaust dich um und schwelgst in der Vielfalt der Farbigkeit, die nie herrlicher leuchten wird als an diesem Sommer-Sonnentag!'

Man sagt, Bergseen seien blaugrüne Edelsteine; man vergleicht sie bald mit einem Smaragd, bald mit der Zartheit des Saphirs, dem Rätselglanz des geschliffenen Jade-Steins. Ich habe lang auf der Moränenkuppe gesessen, viele Vergleiche gesucht und keinen endgültigen gefunden innerhalb der irdischen Bezirke. Dieser See ist ein Lichtauge und ein Gottheits-Spiegel, für den die Farben Smaragdgrün und Saphirblau keine Gültigkeit haben. Er, der See, sammelt allen Glanz der Schöpfung in sich, alles Licht und jede Farbe: das Ätherblau, die Klarheit der silberschimmernden Eishänge, das satte Fichtengrün der Uferumrandung, die Kühle des Kalksteins und das Gold der Sonne.

Ich spreche hier nicht von der realen Spiegelung. Auch sie ist schön, weil sie uns den Kranz der Berge, die schmale, blasse Mondsichel, den hohen Wächterbaum und jeden Stein beglückend in der Verdoppelung zeigen kann. Mir geht es darum, zu bekennen, daß für meine Empfindung das Wasser solcher Bergseen keine festlegbare, keine stoffliche Farbe hat; ich sehe seine Schönheit als farbig leuchtendes Licht!

*

Veronika und ich blieben im ganzen fünf Stunden auf der Moränenkuppe. Eugen, dessen Tatendrang keine Begrenzung kennt und keine Fesseln duldet, streifte fährtensuchend rings um den Uferwald, stieg da und dort an den Geröllhängen hoch. Er bestätigte uns, daß hier am Moraine Lake ein Lebenszentrum der Felsenhörnchen sein muß. Ich habe bislang noch nie so viele Besuche gehabt von den zutraulichen Huschern mit dem schönen Streifenpelz

und dem langen, buschigen Schwanz. Beide Arten kamen, das eichhörnchengroße Golden-Mantled Squirrel mit dem schmalen, weißen Haarring ums Auge, und der Chipmunk, der so winzig ist wie ein Mäuslein, jedoch im Gegensatz zum Mantelhörnchen auch am Kopf die schöne Streifung hat (Bild 61). Von links und rechts, vor uns, hinter uns schlüpften sie aus den Steinspalten, einzeln, zu dreien und vieren, stellten sich keck unmittelbar vor oder sogar auf unsere Schuhe, pfiffen sehr energisch und schauten uns verlangend an. Selbstverständlich ging auch bei ihnen die Liebe durch den Magen; ihre Vertrauensseligkeit war Bettelei, genau wie bei den Gophern, den gesprenkelten Erdhörnchen am Sandhang des Banffer Biberteichs (Bild 64 und 65). Aber soll, muß sich ein Tierfreund nicht glücklich fühlen, wenn ihm der Chipmunk-Zwerg das Nüßlein zart zwischen den Fingern beknabbert?

Oh, sie können auch anders, die Felsenhörnchen! Sie schimpfen, wenn man sie nicht beachtet; sie stehlen Äpfel und Tomaten, steigen Veronika bis zum Mund hoch, um schnell noch die allerletzte Ecke des Butterbrotes fortzuholen. Futterneidig sind sie in hohem Maße. Wir erleben Raufereien, daß die Haarbüschel stieben; Gekeife sondergleichen. Selbst gegen die grauen Häher schimpfen sie, die doch schließlich ebenfalls eine Liebesgabe von Veronika bekommen müssen.

Mein nettester Freund im Gestein ist aber ein anderer Zwerg: der Pfeifhase, der Pika. Ich erzählte schon beim Aufstieg zum Victoria-Gletscher von diesem 'Urtyp' des Osterhäschens, von der hell graugelben, nur kinderhandgroßen Flaumkugel, die kein sichtbares Schwänzchen hat. Hier, über dem Moraine Lake, entdecke ich nun noch mancherlei dazu an den Pikas; sie mögen offenbar den Wind nicht, laufen bei Zugluft blitzschnell weg, wie sie überhaupt wohl die allerflinksten Huscher sind. Im Steingewirr kennen sie sich vortrefflich aus. Eben verschwand ein Pika rechts oben; jetzt blinzelt er schon zwischen dem Geklüft an der linken Hangkante hervor. Welch einen lustigen, steifen und langen Schnurrbart er hat! Die eine weiße Borste steht besonders weit ab, neigt sich kurvend und täuscht einen schütteren Chinesenbart vor. Das Schnäuzchen knabbert und mümmelt immerzu. Dann und wann wird auch gepfiffen, halblaut und geradezu melodisch; die Hörnchen aller Arten sind barbarische Schreier dagegen.

Beim Durchkraxeln des Moränen-Labyrinths hat Veronika unter einem

Felsblock überraschend ein Pfeifhasen-Nest gefunden, eine verhältnismäßig große Wohnhöhle. Viel Gras ist hier eingetragen. Die Halme sind sauber überkreuz geschichtet, damit sie trocknen, dörren, zu Heu werden können für den Winter. (Pikas halten keinen Winterschlaf!) Am Höhleneingang ist ein Spinngewebe; schwarz und fett, prall, hockt als Mittelpunkt des Rades die Spinne. Sie braucht sich über Nahrungsmangel nicht zu beklagen: immerzu schwirren kleine Mücken und Fliegen zu den Kügelchen der Pika-Losung. Während der Viertelstunde, in der wir Menschen zuschauten, sind vier Summer hoffnungslos in den Leimfäden hängengeblieben.

*

Ist es ein Unrecht, nichts vom bizarren Panorama der zehn Gipfel zu erzählen? Ich hoffe, wir kommen ein zweites Mal hierher. Nur ein Berg sei erwähnt und gepriesen; ich mußte immer wieder seine Form bestaunen. Er steht zuäußerst am Eingang in das Hochtal, ist eigentlich eine zylindrische, rauh verwitterte Säule, ein Turm, der senkrecht aufwuchtet aus dem Wald, aus den Schotterhängen. 'Turm zu Babel', Zyklopenturm, kam mir in den Sinn, als der zuvor hellbesonnte Berg mehr und mehr abdunkelte, schwarz wurde (Bild 15). »Kreuze ihn Dir doch auf der Karte an, damit er festgelegt ist fürs Tagebuch«, riet Veronika. Es war nicht nötig, denn zu unserem Erstaunen stand der gleiche Name bereits dort gedruckt: 'Tower of Babel'.

Bei der Heimfahrt hielten wir am Flußufer, weil wir uns vorpirschen wollten zu einem recht stattlichen Elch. Er ließ uns fast bis auf Steinwurfweite heran, schaute interessiert und ganz reglos, ging aber dann plötzlich in hohen Fluchten ab. Silbergrau schlegelten seine langen Beine, und der breitgeweihte Kopf war steil vorgestemmt. So viel Temperament hätte ich einem Elch nicht zugetraut!

Haifisch-Berg und Vollmond-Hirsch

Ich war übelgelaunt an diesem schönen, klaren August-Sonntagmorgen. Jeder Mensch, jung oder alt, der den Coffee Shop betrat, steckte als erstes einen Nickel in den Schlitz eines der kleinen Musikautomaten, hierzulande 'Juke-Box' genannt. Gräßlich! Salon-Cowboy-Jodler und Rock'n' Roll-Krach ver-

darben mir allen Kaffeegenuß. Eugen schmunzelte: »Wirf bitte nicht mit Tellern um Dich, trink aus; wir hauen ab! Ich will heut mal in einer ganz anderen Richtung pirschen. Am Spray River soll auch ein Fire Road sein; vielleicht bringt er uns zu Grizzlies.«

Wir haben den jähen Aufbruch nicht zu bereuen. Gleich hinter den Golfwiesen schäumt ein breiter Wasserfall; der Spray River ist hier wirklich ein Sprüh-Fluß. Jetzt bergan! Links zurück bleibt die besonnte Busch-Aue; vor uns steigt Wald auf, immer mehr Wald. Irgendwo, fern im Hintergrund, sind hellblau dunstende Felsberge. Der Gesamteindruck des Spray-Waldes ist weder wild noch düster. Wie aus einem Mund sagen Eugen und ich: »Das könnte genauso gut ein Karwendel-Anmarsch sein.« Freundliche Waldwelt, saftvoll grün, ohne Brandskelette, keine übersteilen Hänge, nur mittelhohe, rundrückige Fichtenkuppen.

Der Blick zum Fluß hinunter ist allerdings durchaus romantisch. Breit und immer wieder aufsprühend flutet sein Wasser über grobes Gestein – das gelb angetrübte Gletscher-Schmelzwasser. Vom rechten Waldhang rinnt ein Bächlein, schlängelt sich an den Fluß heran und leuchtet silberhell. Auto anhalten, runter zum Bach; hier gibt es klarstes, durstlöschendes Quellwasser! Die Hirsche wissen es auch; viele Trittsiegel sind am Ufer, das uns zugleich die schöne Farbigkeit der blauen Eisenhut-Blüten und der goldgelben Arnikasterne schenkt.

Während der Weiterfahrt wird das Blühen noch üppiger. Zu beiden Seiten des Fire Road dehnen sich schier endlose Bänder von erstaunlich hochgestielten Margeriten. Sagte ich nicht, wir seien in einem freundlichen Wald? Manchmal sind hier sogar richtige Grasberge ohne Busch und Baum. Jetzt macht das Flußtal einen Knick, und unser schmaler Fahrweg oben auf der Hangkante schwenkt folgsam mit. Veronika überprüft die Streckenkarte: »Der Bergzug links voraus könnte die Goat Range sein; ich sehe aber keine Ziegen darauf. Der Waldbuckel rechts gehört zum Bourgeau-Massiv, zu Deinem Götterthron.«

Zwischen den beiden Bergketten weitet sich eine ziemlich hohe Gestrüpp-Fläche, fast eine Busch-Tundra. Wir pirschen lange Zeit hindurch, kreuz und quer. Wenn man uns recht unterrichtet hat, ist hier ein ideales Grizzly-Gelände. Wer weiß, vielleicht richtet sich in der nächsten Sekunde ein grauer horribilis vor uns auf! Insgeheim halte ich uns für recht unvorsichtig; wir

gehen stellenweise völlig untergetaucht in der Strauchwildnis, haben keine zwei Meter Sicht. Aber die Grizzlies respektieren offenbar die angelsächsische Sonntagsruhe! Nur Felsenhörnchen huschen umher.

»Wieder um eine Bärenhoffnung ärmer«, brummt Eugen, entdeckt jedoch alsbald an der Goat Range, 300 m über uns und doppelt so weit nach vorn, acht Wapitis, Mütter und Kälber, die langsam bergauf äsen; aus einer Senke kommen noch fünf dazu. Über ihnen, die sich hell sandbraun vom Gras abheben, kreist ein dunkler Adler. Er ist viel größer als die vom Vermilion-See, ein Golden Eagle, der amerikanische Steinadler.

Das Hochtal zwischen den Wiesen- und Waldbergen scheint kein Ende zu nehmen. Dafür steigt es nun kräftig an. Der Fire Road ist kein Erdweg mehr, sondern eine Rinne mit Steingeröll. Unser Auto beginnt wieder einmal zu jammern; nicht verwunderlich: wir schleichen und rumpeln nur noch in den zwei niedrigsten Gängen. Aber es lohnt sich. Die grüne, weitgeöffnete Landschaft wechselt jäh und wild. Ein verkarsteter Berg mit langgestrecktem Zakkengrat wuchtet auf, nein er spritzt, prallt wie eine Meereswoge in den blauen Himmel hinein. Auch dieser Vergleich ist nicht richtig. Der jetzt hellgelb besonnte Kalkberg war vor Jahrmillionen selbst ein Meeresboden; Urkräfte aus dem Erdinnern haben ihn gewaltsam hochgepreßt. Seine einst horizontalen Schichten stehen jetzt fast senkrecht in die Luft, eine neben der anderen, wie lange Messer, deren Schmalkanten halb zusammengeschmolzen sind und in ihrer schraffierten Kompaktheit jene Bergfront bilden, ein nach links verschobenes, langes Rechteck. Oder soll ich sagen, es sei die scharfgezähnte Kieferbacke eines zu Stein gewordenen Raubtier-Giganten? Jedenfalls steht auf der Karte 'Shark Range', und Shark heißt zu deutsch der 'Haifisch'.

Gegenüber vom Haifischberg ist der Mount Turbulent. Er hat auf seinem Grat acht hohe Steilklippen nebeneinander; es mögen Auswaschungen sein, Verwitterungen, denn zwischen je zweien geht eine Runse zu Tal. Ich kenne mich leider nicht genügend aus in der Geologie. Fremd und klein komme ich mir zudem vor, bin wie benommen vom Kontrast der Steindrohung dort oben und der Wärme des grünen Tals im Frühabendglanz.

*

Drei Stunden später saßen wir in Brunos Stube. Er schleppte viele Schachteln und Kästen herbei, zeigte mir die Versteinerungen, die er in den Rockies ge-

sammelt hatte. Es sind wirkliche Seltenheiten darunter, ganz frühe Ammoniten, ein fast unversehrter, großer Korallenstock mit winzigsten, schneeweißen Ästchen, auch Samen und ein Fruchtzapfen von der Sequoia. Beim Abschied schenkte mir Bruno eine versteinerte Saurier-Rippe und einen -Markknochen, auch ein zu Stein gewordenes Holzstück von der roten Riesenzeder. »Kleine Erinnerung an den Meerboden und was sich alles darin abgelagert hat, ehe er hinaufgestoßen wurde in die Luft. Magst heute nacht davon träumen!«

Eugen, Veronika und ich gingen die Karibu-Straße abwärts; sie ist eine der schmalen, aber festgestampften Waldstraßen, die rechtwinklig in die Banffer Avenue einmünden. Jetzt, um Mitternacht, herrscht hier völlige Stille. Zwar stehen links und rechts dicht nebeneinander kleine Wohnhäuser, doch nur ganz selten blinkt noch Licht aus einem der Fenster. Die Umwelt ist trotzdem nicht dunkel; der fast volle Mond verschafft jedem Gegenstand Kontur und Plastik: den Bäumen, den parkenden Autos, selbst den niedrigen Randsteinen der Vorgärten. Man kann nicht straucheln, kann sich nicht verirren; alles ist greifbare Wirklichkeit.

Wirklichkeit? O nein! Gespenster gibt es in der Karibu-Straße. Dort, 5 m von mir entfernt, an der Veranda eines blau angestrichenen Holzhäuschens steht das Schattengespenst eines Wapiti!

Veronika und Eugen versichern mir gleich darauf, daß auch dieser Hirsch zur realen Welt gehört. Sie haben recht; der Wapiti bewegt sich, senkt den Kopf, rupft Gras vom Boden des Vorgärtchens, nimmt den Kopf wieder hoch und schreitet auf knapp 4 m an uns vorbei, bleibt sogar für Sekunden stehen. Es ist der stärkste Hirsch, den ich bislang sah. Strotzend prall im Körper, jetzt, da die Feistzeit den Höhepunkt erreicht hat. Der Wapiti damals im Juli auf dem Highway trug ein vierzehnzackiges Geweih; dieser Nacht-Koloß hier hat links sieben, rechts acht Sprossen, die lang nach hinten ragen, fast bis zur Rückenmitte. Er ist also ein ungerader Sechzehn-Ender, wohl selbst für kanadische Verhältnisse ein kapitaler Hirsch. Nun dreht er sich, blickt zum Wald hinauf. Sein fahlgelber Hinterfront-Spiegel erscheint mir viel größer als die Rundscheibe des Mondes, und während der Wapiti im Bogen erneut zu uns zurückkommt, witternd den Kopf hochnimmt, flutet über ihn das gedämpfte Licht des Erdtrabanten, umgibt sein dunkelwolliges, unbeschreiblich raumfüllendes Bastgeweih mit einem Glorienschein.

Ich gebe zu, mein Herz hämmert. Nicht deshalb, weil der fast in Greifnähe schreitende Riese Veronika oder mich eben doch plötzlich über den Haufen rennen könnte; nein, es will sich die Tatsache nicht in mir einordnen, daß ein so großes Tier der freien Wildbahn nur 90 m entfernt von der Hauptstraße einer Stadt seine Nachtäsung genießt. Ich kann, wenn ich mich umdrehe, die Grellheit der roten, gelben, blauen Lichtreklamen sehen, das Kreischen der Autobremsen hören.

Als der Hirsch im Wald verschwunden war, sagte Eugen: »Eigentlich schade, daß man es hier so bequem hat, das Wild zu beobachten. Die meisten Menschen verlieren dadurch jede Ehrfurcht vor der naturhaften Majestät.« Ich nickte, konnte aber den boshaften Schnörkel nicht unterdrücken: »Sei unbesorgt! Wer weiß schon, daß es in unserer Zeit überhaupt noch Tiere gibt, die keine Hampelmänner sind, auch keine Schießscheiben.«

Auch ein Mäuslein schätzt die Windy-Hütte

Sprechfunk vom Panther River: der Warden Glenn und seine Familie erwarten uns. Veronika beschafft Proviant für einige Tage. Eugen redet mit dem Werkmeister der Garage: allmählich wäre eine Gesamtüberholung des Autos fällig; Kleinigkeiten müssen noch vor der Fahrt zu Glenn in Ordnung gebracht werden.

Schon früh am nächsten Morgen öffnen wir die Fire Road-Schranke. Ein goldgelber Zitronenfalter auf dunkelblauer Eisenhut-Blüte ist der frohe, erste Morgengruß am schwarzen Sumpftümpel. Halt, auf dem Fahrweg liegt etwas Schwärzliches, Totes! Irrtum, die männerhandgroße und kugelig runde Kröte befindet sich nur in einer falschen Position, streckt Bauch und Füße nach oben, kann sich selber nicht mehr umdrehen. Wir leisten ihr Beistand, freuen uns am Goldreif der schwarz leuchtenden, schönen Augen und wünschen ihr Glück, als sie durchs Gras davonwatschelt, die viel zu korpulente 'Asthmatikerin'.

Keine Schneeziegen sind am Cuthead zu sehen; irgendwo werden sie schon sein im Massiv, vielleicht auf der Rückseite. Sie äsen ja im Wandern, umrunden also gewissermaßen dauernd ihre Heimatwelt, und es können Tage

vergehen, bis sie wieder auf *unserer* Geröllhalde des großen Gebirgsstocks erscheinen werden.

Während Eugen mit dem Glas das breite Flußtal, die Kiesbänke und den Buschwald nach Grizzlies absucht, finde ich zwischen den Steinen eine seltsame Pflanze, ein flaches Tellerrund aus grünlichgrauen, prallen Blättern, die wassergefüllt sind – irgendeine Sukkulente. Aus dem Mittelpunkt der Blätterscheibe, die wahrhaftig den Umfang eines Suppentellers hat, wächst eine langgestielte Blütendolde hoch. So groß und offenbar auch schwer sind die rosaroten Kugelblüten, daß sie sich kurvend abwärtsneigen, hinunter bis zu den Kieselsteinen.

»Warten wir das Regen-Ende hier ab«, sagt Eugen. »Vielleicht schätzen es die Grizzlies, bei Blitz und Donner, im Gewitter an den Fluß zu kommen. Ich kann sie dann durchs Autofenster filmen.« Einverstanden. Veronika hat sowieso genug damit zu tun, das verregnete Picknick-Zeug in die Koffer zu verstauen. Sie bläst Eugen zum Schluß ein Trostliedchen auf der Mundharmonika, weil die Grizzlies leider kein Badeverlangen haben.

Auf dem Schlängelweg durch die Matten zieht wiederum die Weihe als 'Vorreiter' vor dem Auto her. Merkwürdig schaukelnder Flug, schwankend und scheinbar unsicher, dicht über dem Boden. Aber ein paar kräftigere Schläge mit den langen, schmal wirkenden Flügeln genügen: hoch über uns reist nun der keineswegs mehr langsam-unsichere Raubvogel.

»Jetzt kommt gleich die Ecke, an der wir voriges Mal den Dachs bummeln sahen«, meldet Veronika. Im gleichen Augenblick steigt ein ganz anderes Tier aus der Grassenke rechts herauf – ein junger Braunbär? Nein, ich habe meinen ersten Vielfraß in freier Wildbahn vor mir, den großen Marder des Hohen Nordens. Auch er läuft eine Weile den Fire Road entlang, humpelnd, und wir schalten auf den ersten Gang zurück, um ihn nicht zu hetzen. Aber den Vielfraß stört dennoch unser Hinterdreinfahren; er guckt sich dann und wann um. Das Tempo seines 'Humpelns' ist zudem gar nicht gering. Manchmal macht er einen bogenförmig sich wölbenden Sprungsatz nach vorn; während des 'Landens' dreht sich der Kopf wieder schräg nach hinten zu uns. Ich bin sehr konzentriert, möchte vielerlei beobachten an diesem wirklich sehr großen Mardertier mit der zottigen, schwarzbraunen Behaarung und dem nicht allzu langen, buschigen Schwanz. Kopf, Rückenkamm und Hinterhand

haben eine hellere, fast Honig-sattgelbe Tönung, und der Bauch scheint noch lichter zu sein. Wie stämmig gedrungen wirken die Beine, wie breit die krallenbewehrten Tatzen! Plötzlich schlägt der Vielfraß einen Haken nach links, schnellt über den kleinen Graben ins Beerengestrüpp und steigt hangaufwärts, zuerst mit den seltsamen Bogensprung-Sätzen, dann geruhsam bummelnd um Felsbrocken herum, in den dichten Wald hinein.

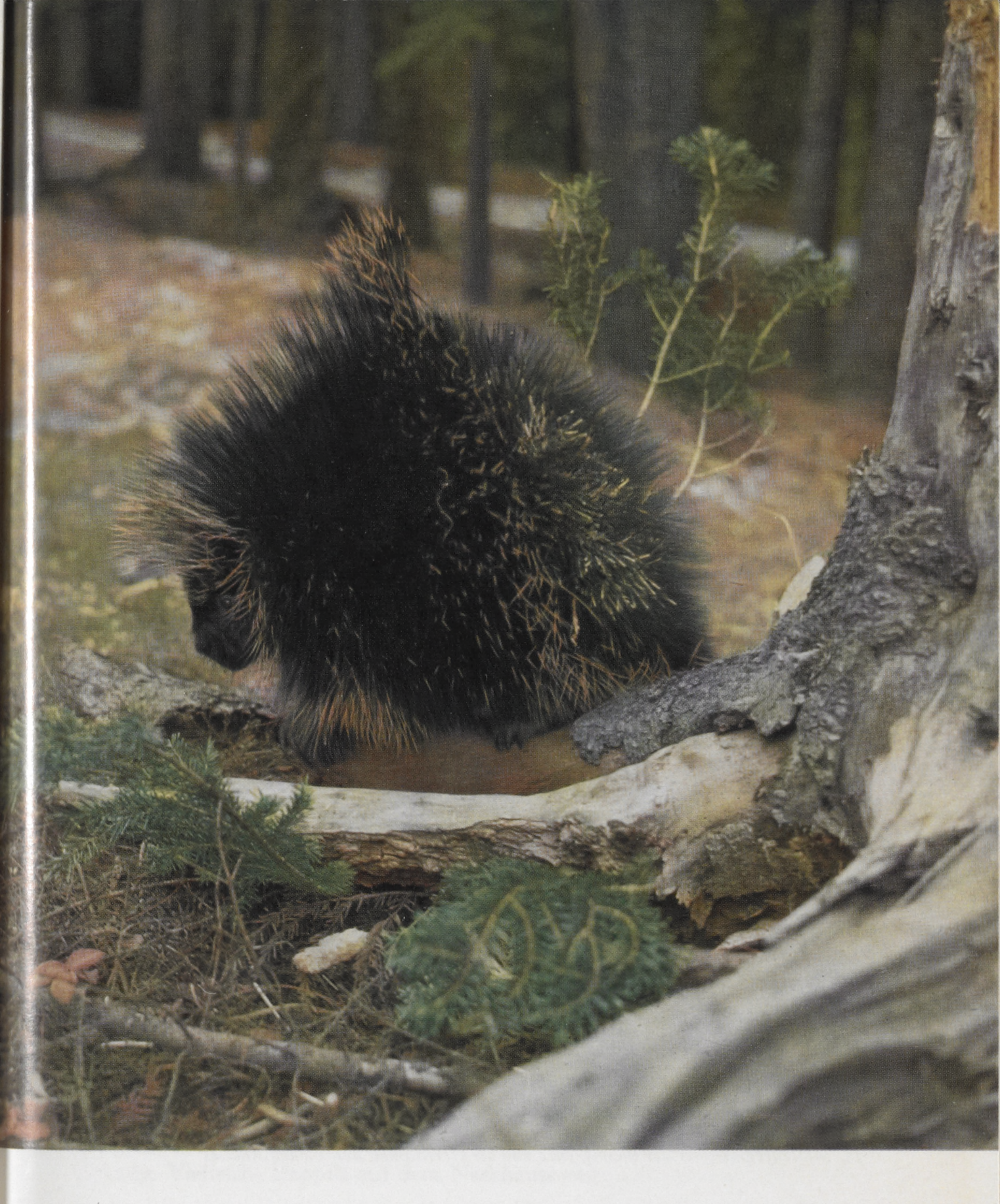
Wir drei Menschen sind sehr beglückt von dem gerade hier ganz unverhofften Zusammentreffen mit einem Tier, das eigentlich zur Polar-Region gehört, das gewissermaßen ein Überbleibsel ist aus der Glazialzeit des Mammut, gleich den Eisfüchsen, den Schneehasen. Ich weiß, die Vielfraße sind wilde Räuber, obwohl ihr deutscher Name nicht davon herrührt, sondern eine Verstümmelung des schwedischen Wortes 'Felsenkatze' sein dürfte. Die kanadische Bezeichnung Wolverine = der 'Wolfshungrige', paßt am besten; der knapp meterlange Marder soll sogar Hirsch- und Elchkälber anfallen. Dem großen, starkgeweihten Wapiti wird er jedoch gewiß aus dem Weg gehen, der jetzt ganz oben auf der Waldseite steht, reglos, ein einsames, feierliches Monument der Rocky-Natur!

*

Rechtzeitig zum Nachmittagstee sind wir im Wardenhaus. Höchst erfreulich, an einem Familientisch mit lieben Menschen zu sprechen! Aber so ganz einfach ist's doch nicht für uns. Wie soll ich Glenn mit meinem mangelhaften Englisch die Ausbildung der deutschen Lawinenhunde erklären, für die er sich besonders interessiert? Veronika braucht sogar ihr Wörterbuch, um der kanadischen Hausfrau verständlich zu machen, daß unser dunkles, deutsches Brot aus 'Roggen'-Mehl gebacken wird und angenehmer zu beißen, auch bekömmlicher ist als das schwammige, pappige Weißbrot.

»Du kannst doch reiten«, fragt Glenn, und Eugen nickt. »Dann kommst Du jetzt mit mir; ich muß hinauf ins große Lager. Vielleicht sichten wir im Panther-Tal einen Grizzly. Leider müssen die anderen zurückbleiben. Meine Pferde hatten gestern einen anstrengenden Tag; nur zwei sind zur Zeit verwendbar. Wir kommen nicht spät heim.«

Veronika und ich befürchten keine Langeweile. Während Glenn die Rösser aus dem unteren Weide-Korral holt, seinen Cowboy-Sattel mit dem hohen Knauf und den vielen Seitentaschen aufschnallt, die Flinte, das Lasso, Axt und



32. Nun haben wir ihn dicht vor uns am Boden, den abwehrbereiten Baumstachler!



33. Mattenregion über der Baumgrenze und die Herrlichkeit der 'Blauen Rockies'

Schaufel darin verstaut, sich seine weiten Leder-Schutzhosen überzieht, werbe ich um die Freundschaft des schwarz-weißen Husky, des nordischen Schlittenhundes, der hinter dem Haus an einer langen Laufkette die Waldfront abpatrouilliert. Das Werben, ruhig und rücksichtsvoll, hat Erfolg. Vor allem durch die Mitwirkung von Powder, dem zottig-schwarzen Neufundländer-Greis, der schon beim ersten Besuch Veronika und mir nicht von der Seite wich. Etwas umständlicher ist es, den Husky davon zu überzeugen, daß Zukkerstückchen eine Köstlichkeit sind. Er spuckt sie zunächst aus, und auch die Pferde wissen nichts damit anzufangen. Viermal muß ich ihnen den Zucker seitlich zwischen die Lippen schieben, ehe sie genüßlich kauen und schlecken.

Nachdem Eugen und Glenn weggeritten sind, fahren wir das Auto über die Fluß-Schotterbank zur Windy-Blockhütte. Hausarbeit, durchlüften, Betten aufstellen. Als 'verbranntes Kind' rüttle ich prüfend an jedem Eisengestell. »Mein Brennholz reicht nicht«, sagt Veronika, »jetzt kannst Du Dein erstes Gesellenstück machen, PE!« Warum nicht? Die große, schwere Axt schwingt hoch über meinen Kopf, schlägt zwischen den gespreizten Beinen durch. Ein Hieb nach dem anderen! Lange Scheiter entstehen, Rundhölzer werden gespalten; ich bekomme sogar zwei Wurzelknollen klein und schnipfle mit dem Handbeil viele Anzündspäne. Die Arbeit macht mir Spaß und schmeckt nach mehr; anschließend pendle ich mit zwei Pferde-Eimern zwischen Hütte und Fluß, hole reichlich Wasservorrat herbei. Das Händewaschen ist ein Genuß: Harz klebt überall an mir, und die Innenflächen der Hände sind heiß vom ungewohnten Hauen und Schlagen.

Veronika brutzelt am Herd. Ich schaue mit dem Fernglas auf die Berge, die Waldkuppen, die Felstürme. Am Grat des fast kupferroten Berges sind kleine, graue Silhouetten: 17 Bergschafe wechseln just zum rückseitigen Hang hinüber. Chipmunks und Gopher huschen selbstverständlich dauernd um meine Füße. Von fern klingen Glöckchen; sie gehören zu den grasenden Packpferden. In meinen Armen macht sich ein Muskelkater bemerkbar. Beste Medizin: erneutes Holzspalten! Die Wardenfrau und ihre Tochter kommen, bringen eine Benzingaslampe, erklären Veronika den nicht ganz einfachen Mechanismus und sagen, Glenn habe durch Sprechfunk gemeldet, die Reiter kämen erst gegen 10 Uhr zurück. Sie hätten fünfmal Blackies gesehen, doch keinen Grizzly. Vielleicht klappt's auf dem Nachhauseweg ...

Um 8 Uhr wird es ziemlich kühl, um 9 Uhr bitter kalt – Hochgebirgstal! Aber die Sicht ist und bleibt schön: zart blaßblau wie Seide ist der Himmel; ein Steinberg-Gipfel leuchtet golden als letzter Gruß der abgesunkenen Sonne, und über den Fichten des Hügels hinter dem Blockhaus kommt oder geht schon der Mond. Wer vermag sich zu trennen von dieser Schau, vom Frieden der Welteinsamkeit!

»Ich kann das Essen nicht länger hinhalten«, ruft Veronika. Angenehm warm ist es jetzt in der Hütte; nicht nur der Herd, auch die hellbrennende Gas-Lampe heizt. Hufgetrappel! Eugen kommt, bringt rechtschaffenen Appetit mit. Als sämtliche Töpfe leer sind, qualmen sogleich unsere Tabakspfeifen, während wir Veronika beim Geschirr-Abtrocknen helfen. Doch die sonst übliche Neckerei kommt diesmal nicht in Gang. »Was druckst Du denn in Dir herum?«, frage ich Eugen und erfahre nun 'kleckerlesweise' sein Problem: Glenn muß morgen für drei oder vier Tage auf einen Inspektionsritt, Feuerlöschgeräte zu den Nachbar-Warden bringen, anschließend Bezirke aufsuchen in steg- und wegloser Wildnis. Fünf Pferde hat er: eines braucht er für sich, zwei für die Traglasten; eines bleibt für Notfälle beim Wardenhaus. Er kann also nur einen Reiter zusätzlich mitnehmen. Wir sollen ausknobeln.

Kamerad Eugen macht ein schwer bekümmertes Gesicht und sagt fast schuldbewußt: »Eigentlich wäre das die große Chance für mich, endlich den Feigling vor die Kamera zu bekommen, den menschenscheuen Grizzly. Aber ich kann Euch doch nicht hier allein herumhocken lassen.«

Jetzt muß ich Klartext reden. »Selbstverständlich machst Du den Ritt. Weder Veronika noch ich werden dadurch zu Opferlämmern, und Angst vor dem Alleinsein haben wir nicht. Begreiflicherweise möchten auch wir endlich Grizzlies sehen; aber Du weißt doch, daß ich mir fest vorgenommen habe, während der Rocky-Zeit keinen Wunsch in mir zu verkrampfen, mich nicht selber mit Gier oder Besessenheit zu peitschen. Wir haben noch mehr als zwei Monate vor uns. Kommt der graue Bär, freuen wir uns mächtig. Tut er es nicht, dann freue ich mich ebenso über jedes andere Tier. Denk an das heutige Wolverine-Erlebnis.« Veronika erweist sich als mein gutes und wirkungsvolles Echo. »Also gleich ans Rucksackpacken! Und dann in den Schlafsack. Wir werden Dich und Deine vielen belichteten Filmdosen in ein paar Tagen mit Triumph-Musik begrüßen.«

Die Mühlsteine, die von Eugens freundschaftlicher Seele plumpsten, habe ich nicht gehört. Ich war nochmals zum Flußtal gegangen; dort prangte weit das Goldgefunkel der Sterne am hohen Himmel.

Mein Holzhacker-Vergnügen schenkte mir tiefen Schlaf; beinahe hätte ich die Wiederholung für das Morgenfeuern versäumt. Aber dann gab mir Eugen gute Ratschläge, um noch wirkungsvoller die Axt zu schwingen. »Du stellst Dich gar nicht schlecht an für Dein Alter«, meinte er, und ich forderte, daß künftig dieses Amt ausschließlich mir zufalle. »Genehmigt. Man muß seine verborgenen Fähigkeiten wecken; vorhanden sind sie längst«, flötete Eugen, »jetzt verschwinde ich, will schnell ein paar Fischlein angeln für Euer einsames Mittagsmahl. Der Warden hat noch mit den Löschgeräten zu tun.« Wir schließen uns an, entdecken einen fünffach gestaffelten Wasserfall und einen großen, samtschwarzen Schmetterling mit je einem breiten, bläulichweißen Band auf den Flügeln.

*

Eugens Abritt verzögerte sich sogar über das Mittagessen hinaus; doch die Wartestunden wurden sehr lehrreich für mich und Veronika. Wir sahen im Depot-Schuppen Dutzende rotlackierter Holzkisten, lange Rechtecke, einseitig etwas einbuchtend, damit sie sich, links und rechts am Packsattel aufgehängt, dem gewölbten Pferdebauch anschmiegen. Schläuche, Beile, Hacken, Schaufeln, Seile, Sägen und Pickel liegen in den Kisten; eine besonders breite enthält eine Motor-Pumpspritze. Auch die zwei Dutzend Kanister mit Öl und Benzin sind rot lackiert. Mustergültige Ordnung. Jeder Behälter hat eine Inventarliste und, aufgemalt, eine große, schwarze Nummer. »Bereit sein ist alles, und jede Minute muß man nützen, wenn der Wald brennt«, sagt Glenn. Er kann nicht sehr gesprächig erzählen; aber wir bekommen durch ihn doch einen Begriff vom Ringen der Warden, der Mounties* und der Waldarbeiter mit dem Feuer. »Wenn Wasser in der Nähe ist, hat man die Möglichkeit, wenigstens einen noch kleinen Brandherd sofort zu löschen. Ganz schlimm, wenn der Feuersturm mit 60, vielleicht sogar mit 90 km/h durchs Tal oder an Waldhängen dahinrast. Schneisen freischlagen, damit die Flammen nicht weiterspringen können; Gegenfeuer anzünden, arbeiten, Tag und Nacht. Wenn man Glück hat, kommt ein Regen als Helfer vom Himmel. Glaubt mir, Feuer

* Der amtliche Name dieser tüchtigen Polizeitruppe lautet: Royal Canadian Mounted Police

ist die allergrößte Gefahr für den kanadischen Wald! Das *Löschen* übersteigt oft unsere Menschenkräfte, besonders in den trockenen Hochsommerwochen. Deshalb wollen und müssen wir Warden möglichst schon die *Entstehung* eines Brandes *verhindern.*«

Veronika frägt nach den Ursachen der Waldbrände. »Weggeworfene Zigarettenstummel, schlecht gelöschte Abkochstellen! Trotz aller Mahnungen und Verbote gibt es noch immer solch sträflichen Leichtsinn. Auch der Blitz zündet manchen Wald an; drunten am Cuthead war es so vor 26 Jahren. Schließlich kann sogar die Sonne einen Wald verbrennen, ja! Da braucht nur irgendein Kerl die leergetrunkene Cola-Flasche gegen einen Stein zu werfen, so daß sie zerspringt. Wochenlang liegen die Scherben harmlos auf der Erde; plötzlich trifft einen davon die Sonne, und er wird zum Brennglas. Schon züngeln Flämmchen hoch an den trockenen Halmen, am Reisig. Unzählige Bäume verbrennen, verkohlen, Tiere auch, oft genug Menschen. Die Wasserläufe, die Quellen versiegen; eine gesunde, reiche Welt geht zugrund.«

Wir sind alle sehr ernst geworden, möchten zwar noch vieles wissen, getrauen uns aber kaum, neue Fragen zu stellen. »Nur eines noch: es muß doch fast unmöglich sein für Euch Warden, solch ungeheure Waldgebiete genau und wirksam zu überwachen«, sagt Veronika. »Immer umherstreifen, die Leute kontrollieren und ermahnen, die in unsere abgelegenen Bezirke hineinwandern. Da und dort gibt es auch Fire Lookouts, hohe Aussichtstürme, die im Sommer Tag und Nacht von Feuerwächtern besetzt sind. Hier brauchen wir sie nicht. Unser Gebiet ist von den Bergkuppen aus einwandfrei zu beobachten. Wir kommen auch schnell voran, auf den Fire Roads mit Pferd oder Motor-Car, auf den Wassern mit dem Boot; nötigenfalls gibt es Hubschrauber.«

Jetzt endet das Gespräch. Glenn muß die Packpferde beladen. Ich erlebe gleichermaßen ein tänzerisches Spiel und ein Duell, einen Zweikampf zwischen Mensch und Tier, der vom Menschen nicht nur Muskelkräfte verlangt, sondern auch Intelligenz, Akrobatik, Schläue und mancherlei Überraschungs-Improvisationen. Alles vollzieht sich fast lautlos. Nie sehe ich hastige Bewegungen, nie muskelharte Gewalt. Glenn ist wirklich ein Pferdemensch. Er summt dauernd und leise vor sich hin, tätschelt bald den Pferdekopf, bald die Kruppe, den Hals, beobachtet das Spiel der Ohren, streichelt an den Flanken entlang. Die meisten Manipulationen sind Ablenkungsmanöver, denn mitten

aus einer Liebkosung springt plötzlich, scheinbar von selbst, eine Kiste hoch, hängt schon im Packsattel-Haken. Das sieht einfach aus; aber die Kiste ist schwer und muß zudem das genau stimmende Gegengewicht sein zur anderen Seite. Von der Kompliziertheit des Verschnürens will ich gar nicht reden. Auch davon nicht, daß der eine Gaul sehr nervös ist, dauernd zurückweicht, stampft, auskeilen will. Glenn behält unerschütterlich seine Ruhe; er summt, zärtelt, bleibt reglos stehen. Aber wenn das Pferd beim Festzurren der Sattelgurte Widerstand leistet, den Bauch aufbläht, dann zieht er die Lederriemen, zwar nicht ruckend, doch mit solcher Energie, daß die Adern an seinen Schläfen dick hervortreten.

Zwei Zentner werden jedem Pferd aufgepackt, links und rechts angehängt oder der Länge nach über den Rücken gelegt: Kisten, Kanister, Zeltstangen, Eugens großes Holzstativ und vieles andere. Jede Verschnürung wird mehrfach geprüft. Vielleicht am schwierigsten ist das Überstreifen der Maulkörbe aus engem Drahtgeflecht. Hier wird Glenn zum Florettfechter. Er steht frontal vor dem Pferdekopf, den Blick gesenkt (»Nie einem Pferd bei solchen Arbeiten in die Augen sehen«, sagt er); in beiden Händen hält Glenn den Maulkorb, unbewegt, doch scharf zielend. Blitzschneller Vorstoß! Ehe das Pferd zum Scheuen kommt, sitzt das Drahtgeflecht in den Haken. »Diese Dinger sind unentbehrlich, nicht nur als Fliegenschutz. Man kann ja ein Packpferd nicht mit Schenkeldruck in Gang halten; es fängt plötzlich zu grasen an und hält die ganze Karawane auf.«

Mehr als eine Stunde erfordert die anstrengende Packerei; Glenns Bewegungen und sein Atem sind auch jetzt genauso ruhig wie zu Beginn. Immer wieder kontrolliert er, ob alle Lasten unverrückbar festgezurrt sind. »Lieber einmal zuviel nachprüfen! Wenn auf dem Trail ein Pferd ins Nest von Erdbienen oder Wespen tritt, scheut in den nächsten Sekunden die ganze Karawane, rennt auskeilend nach sämtlichen Richtungen davon. Fliegt dann das Gepäck herunter, ist wahrscheinlich alles kaputt. Zumindest brauchst Du doppelt so lang, um wieder aufzuladen, weil die Pferde furchtbar unruhig sind. Das können wir uns heute nicht leisten; es wäre eine Blamage für den Grizzly-Film!«

Im Gänsemarsch wird angeritten. Glenn voraus auf einem geschecktem Indianerroß: Schimmel mit braunen Flecken links, mit blaßgrauen rechts. Da-

zu passend ist das eine Auge dunkelbraun, das andere wasserblau-glasig. Halb-Albino? Die beiden Packpferde folgen, Zügel an den Schwanz des 'Vordermanns' geknotet. Eugen, auf einem korpulenten, lammfrommen Braunen sitzend, bildet den Schluß. Wie strahlt unser Freund dem unbekannten Abenteuer entgegen!

Furt-Überquerung, ein kleines Stück Prärie und dann auf schmalstem Steig empor in den Bergwald. Hier gibt es keinen Fire Road mehr, nur noch naturhafte Wildnis. »Lebt wohl, schafft alles gut!«

*

Die Windy-Hütte gehört uns nun auf Tage allein, Veronika und mir. Aber sie sieht uns in den nächsten Stunden nicht. Wir wollen Ferien machen, schlendern durch den besonnten Nachmittag in den milden Abend, bewundern die Wasseramsel, die auf einen Steinblock in der Flußmitte fliegt, dort eine Weile senkrecht auf- und abhüpft und plötzlich in den Gischt hineinspringt, wahrhaftig schwimmt, taucht, am Grund umhertrippelt, hochkommt, wieder taucht, wiederum schwimmt, an der Oberfläche, im Tiefen. Unvorstellbar! Schon steht sie flügelschlagend auf einem anderen Stein, flattert zum Ufer; kein Vogel, ein Amphibium ist diese Wasseramsel!

Während ich in einer Senke lag, zusah, wie sich die eilenden Wölkchen in lichte Schleier auflösten, pflückte Veronika Walderdbeeren, winzigste, sehr aromatische Früchte. Eine Fleiß-Leistung; ihre Kapuze war schließlich fast gefüllt damit. Gewissermaßen zur Belohnung durften wir dann gemeinsam 36 Wildschafe auszählen auf der Felsberghalde, Mütter und Lämmer. Nicht genug. Oben am Grat standen 4 Böcke, groß und prall, mit starken Hornschnecken. Je nachdem die Rams sich bewegten, wirkten sie als dunkle Silhouetten, als ganz helle Lichtkörper. Doch stets war jede Kontur haarscharf zu erkennen.

Zweieinhalb Stunden dauerte es, bis das weit auseinandergezogene Rudel aus der Hangmitte verschwand; als letzter Doppelpunkt blieb ein Mutterschaf, weil das unter ihm kniende Lamm kein Ende fand mit Saugen und Nuckeln, mit Schwänzchen-Gewackel.

Eigentlich wollte nun Veronika ihre Erdbeeren auftischen. Doch Glenns Frau und Tochter kamen mit den beiden Hunden, und wir stiegen gemeinsam auf den Vorberg hinauf, sahen so die fünf Terrassen des Wasserfalls von oben

her, das wilde Schäumen in der engen Schlucht. Auf dem Heimweg durch die Prärie zeigten uns ein Schenkelknochen und der geborstene Schädel einer Elchkuh, daß hier im vorigen Winter ein Grizzly Beute schlug.

Powder, der große, schwarze Hund mit dem altersgrauen Gesicht, weigerte sich, die Wardenfrauen heimwärts zu begleiten; er blieb bei uns, lag neben Veronika, die vor der Hütte Tomaten und Hartwurst zerschnitt für unsere Abendsuppe. Ich schwang die Axt und sang, nicht schön, aber vergnügt. Sollte ich nicht vergnügt sein, da doch dauernd ein entzückendes, hellgraues Mäuschen am Steinsockel der Hütte umherspazierte, mich munter und neugierig ansah? Veronika freute sich mit mir, Powder zeigte kein Interesse.

'Wo steckt jetzt Eugen? Wie mag es ihm ergehen?' – so fragten wir uns immer wieder, beim Nachtessen in der warmen Stube und auch dann, als wir endlich Powder fortbringen mußten. Bislang hatten es weder gute Worte noch energische Kommandos geschafft, den Neufundländer in Marsch zu setzen. Er lag zwischen dem Herd und unserer Sitzbank, schaute unverwandt und gläubig zu uns auf, schnaufte einen behaglichen Seufzer nach dem andern. Aber die Wardenfrauen sorgten sich gewiß. Also hinaus in die Dunkelheit, alle drei! Die Benzinlampe trugen wir pendelnd mit uns, aus Respekt vor Grizzlybären. Kann sein, daß zufällig gerade hier einige nachtwandeln . . .

Ohne Bären und unversehrt sind wir heimgekommen, auch ohne den Hund. Aber in der Hütte hatte sich inzwischen ein anderer Tiergast eingefunden – die Maus! Sie war wohl durch eine Ritze der Rundbalken-Wand hereingeschlüpft, saß mitten in der Stube und ging gar nicht eilig aus unserem Lampenschein, trippelte hinüber zu der von mir aufgeschichteten Brennholz-Beige. Während ich Tagebuch schrieb, kratzte sie dort, nagte, knabberte, kam auch manchmal an den Tisch, als wollte sie mich zum Schlafengehen auffordern.

Veronika und ich verdankten dem Mäuslein eine lustig-lebhafte Nacht, dem Mond auch. Er stand plötzlich im Rahmen des vergitterten Hüttenfensters, blinkte wie oxydiertes Silber, und ich brauchte nur ein wenig den Kopf zu heben: schon sah ich auf den zerklüfteten Steinberg, den das Mondlicht aus der schwarzen Nacht heraushob, zu einem hellen Geister-Schemen machte. Wolken kamen über den Mond, zogen wieder weg. Ein Riesenspalt klaffte diagonal durch die Bergfront: es war der Schlagschatten einer Steinzacke.

Zu der stummen Schau hinaus ins All ertönte unmittelbar um uns wechsel-

volle Geräusch-Musik. Das Mäuslein machte Bestandsaufnahme im Zimmer. Veronika und ich sind wahrhaftig keine Jäger; doch jetzt hatten wir eine fast leidenschaftliche Weidmannslust, mit den dünnen Lichtpfeilen unserer Taschenlampen aus den Schlafsäcken heraus nach dem 'beutegierigen Wild' zu schießen. Glückssache, einen Volltreffer anzubringen! Mal raschelte es links in der Ecke am Boden; dann wurde auf dem Tisch gekratzt, nun am rechten Wandregal ganz oben. Unsere beiden Miniatur-Scheinwerfer kurvten närrisch durcheinander. Für ein paar Sekunden hockte das Mäuslein still auf dem Knauf der Stuhl-Rücklehne, machte später ein Männchen und putzte den Schnurrbart. Es war ein wirklich allerliebstes Zwergentier, ganz lichtgrau, mit hohen, hauchdünnen, fast durchscheinenden Rundohren und einem unglaubhaft langen Schwanz. Aber mit einer noch viel längeren Ausdauer im Nachtbummeln! Ich bin schließlich eingeschlafen, Veronika auch. Soll sich die Maus weiter verlustieren; unsere Vorräte kann sie nicht zehnten: Veronika räumt viel zu ordentlich auf.

Um 5 Uhr in der Frühe weckte uns ein temperamentvoller Trommelwirbel – windgepeitschter Regen! 6 Uhr Sonne. Aufstehen! Eine tolle Himmelsschau: blinkendes, chaotisches Geschiebe von Wolkenfetzen. Sonst nichts zu erkennen, weder vom Pantherfluß noch von Bäumen und Bergen. Nur dieses Lichtwolken-Brodeln der Höhe und unter ihm weißer Nebeldunst, der das Tal ausfüllt. Aber um 7 Uhr makelloses Ätherblau.

Die Körperwäsche und das Tauchbad in der Flußbucht, beides ist zwar kalt, doch sehr bekömmlich. Holzspalten ersetzt die sonst übliche Morgengymnastik mit Kniebeugen und Atemübungen. Veronikas Kaffee schmeckt wunderbar. Das Herunterwürgen des wabbeligen Weißbrotes wird durch Heiterkeit erträglich gemacht. Das Mäuslein muß heut nacht großen Hunger gehabt haben: der Rand unsrer Tassen ist mit einem zierlichen Zackenmuster geschmückt. Ringsum und stundenlang knabberten wohl die Mauszähnchen am biegsam-weichen Kunststoff-Material. »Hast eben doch nicht restlos aufgeräumt, Veronika«, höhne ich schmunzelnd.

Geschmunzelt, nein, schallend gelacht haben wir, als um die Mittagszeit ein Chipmunk unsere letzte Tomate stahl, während Veronika Erdbeeren einzukkerte. Natürlich war keine Kamera bei der Hand; es ging überdies viel zu schnell. Heranflitzen, einbeißen, kehrt, Kopf hoch, Schwänzchen auch, im

'Galopp' zum Felsgeröll! Ich kann heute noch nicht begreifen, wie der Chipmunk die rote Kugel vor seinem Schnäuzchen balancierte, die Tomate, die doppelt so groß war wie sein Zwergschädel samt den Ohren.

Die nächste Sensation ließ sehr auf sich warten. Wir bummelten kreuz und quer, faulenzten, schwelgten im vielfältigen Wohlduft, den die regenfeuchte Luft durchs Tal wehte, den die ab und zu aus dem Gewölk vorstoßende Augustsonne allen Prärieblumen, dem Pilzwald und der Erde entlockte. Wir begegneten jedoch keinem großen Tier. Entweder ist dieses Tal wildarm oder die Hirsche, Elche und Mule Deers halten hier größeren Abstand von uns als in der Banffer Umwelt. Es wäre verständlich, denn sie sehen nur ganz selten einen Menschen. Im Panther Valley auf über 2000 m dauert der Winter besonders lang. »Von Ende September bis zur Maimitte kann alles dick zugeschneit sein, und über die Prärie braust dann aus Nordosten der eisige Sturmwind in das Bergtal hinein, von Grönland her, aus der Arktis; ich weiß es nicht«, sagte gestern die Wardenfrau.

Auch uns ist es schon wieder kühl geworden am Vorplatz der 'Windy Cabin'. Teekessel aufs Herdfeuer! Hallo, ein großer, schwarzer Kopf zwängt sich durch die angelehnte Hüttentür. Powder kommt zu Besuch, lautlos und allein, schwänzelt und ist glücklich. Er streckt sich längelang unter die Bank, liegt auch dann noch, als draußen im Abenddämmer ein rumpelndes Geräusch die Stille zerreißt. 'Will uns ein Ungeheuer überfallen, wird ein Grizzly in die Hütte einbrechen?' Powder rührt sich nicht; aber Veronika und ich sind blitzschnell im Freien. Ich schiebe Veronika in Deckung hinter die große Fichte, greife nach der Axt, denn eben kommt etwas Großes, Schweres den Steilhang vom Waldhügel herunter – zum Glück kein ergrimmter Bär, sondern ein rotbraunes Pferd mit flatternder Mähne, ohne Aufzäumung! Es prescht hart an uns vorbei, hinüber ins Ufer-Geröll. Dort beruhigt sich ziemlich bald das Roß, trinkt, sucht Äsung. Veronika und ich pirschen uns an. Powder ist mittlerweile auch erschienen, und gemeinsam drücken wir nun den vierbeinigen Abendgast, der mich durch sein tumulthaftes Aufkreuzen doch sehr erschreckt hatte, in den Korral des Wardenhauses. Mary, die Tochter, stellt an der Kruppen-Markierung fest, daß der Braune ins Reitercamp gehört. »Er wollte wahrscheinlich einen kleinen Abend-Trip machen, begegnete einem Bären und raste davon«, meint Mary. Powder schlüpft zum Husky in die Hundehütte.

Wir verbringen trotzdem auch diese Nacht nicht ohne ein Tier. Ganz selbstverständlich ist das Mäuslein wieder da, zerrt Veronikas Topflappen über die Bodendielen und zupft im Lampenschein Garnfäden aus dem Gestrick. Nicht schlimm! Später mußte sich Veronika allerdings hörbar entrüsten, weil ihr Schlaf zweimal gestört wurde: auch Tierfreunde lassen sich nicht besonders gern Mäuslein übers Gesicht huschen.

*

Zum Frühstück kommt das braune Pferd wiederum an unsere Hütte, diesmal aufgezäumt und mit einem Reiterbuben obenauf. Der Bub ist Mary, das schlanke, 13jährige Wardenmädel. »Ich bringe das Roß zum Camp hinüber; Mummy reitet mit auf unserem Reservepferd. Für Vater liegt ein Zettel auf dem Tisch. Wenn er inzwischen heimkommt, soll er die Packtiere in den Korral stellen und uns vom Camp abholen. Habt Ihr Lust, uns zu begleiten? Im Bergwald machen die Pferde kein rascheres Tempo als die Hikers*.«

Marys Behauptung mag schon stimmen; aber die Pferde gehen eben doch zügiger. Ich versagte bereits beim ersten Bergaufstieg. Mary hatte mir einen langen Strick zugeworfen, der um den Pferdehals geknotet war, und dessen anderes Ende ich an meinem Gürtel festmachen mußte. So zog mich also die lebendige PS bergauf über große und kleine Steine, durch Gestrüpp, quer über liegende Baumstämme, durch Sumpfpfützen – wirklich erbarmungslos. »Mary, hol die Leine ein«, rief ich und setzte mich, pumpte Atemluft.

Nun, wir haben mit einigen Schnaufpausen die gar nicht besonders hohe Kuppe erreicht; ich trottete das mir mögliche Tempo und bekam zudem Gesellschaft. Um die Pferde, um uns Fußgänger flog, bald voraus, bald hinterdrein, ein starengroßer, bräunlicher Vogel; manchmal glänzte sein Rücken grün und blau. Ich kenne ihn und seine Absichten; er wird die Insekten von den Pferdekörpern wegfangen und verspeisen. Bei den Büffeln und bei einem Elch tat er es auch, der Buffalo-, der Cowbird. Er ist ein Stärling, übrigens ein Brut-Schmarotzer, der wie der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt.

Glenns Frau wünscht, daß nun ich statt ihrer reite. »Nein, mir macht die Fußwanderung mehr Vergnügen; es scheint ja jetzt eine offene und gerade Strecke zu kommen. Mühsam war nur der Aufstieg ohne Weg am Schlepptau des Gauls.« Mary lacht: »Ohne Weg? Wir ritten doch genau auf dem Indianer-

* 'Hiker' ist die kanadische Bezeichnung für einen Fußwanderer

trail!« Interessant, ich habe nichts davon bemerkt, sah nur ungerodete Wildnis.

Bald wird unser Wandern tatsächlich angenehmer. Manchmal kann ich sogar hinuntersehen zum Flußtal. Das Dach der Windy-Hütte markiert sich als kleines, braunes Rechteck im Grün, und unser Volkswagen dürfte wohl das gelbe Tüpfelchen sein, dicht davor. Sonnenfinger greifen in den Wald, machen die Flechtenbärte und die Zweigmäntel der Bäume freundlich hell. Eine Viertelstunde später sind wir über der Waldgrenze. Rechts, ganz nah, zieht die Steinhalde des rötlichen Wildschaf-Berges hinauf zum durchsichtig blauen Himmel. Ein Grasband, eine lange grüne Zunge, überquert das Gestein und wird uns zum Weg, zu einem schmalen, auf- und abschwingenden Trail zwischen der Himmelshöhe und dem Flußtal tief unten. Das Blockhäuschen sehen wir nicht mehr, dafür – nun wirklich aus der Vogelschau – den Canyon und von der Seite ein zweites Tal mit einem schmalen Bächlein. Zu ihm müssen wir hinunter, nicht ganz, denn das Tal reckt sich allmählich zu einem grünen Vorberg auf, und als wir an dem gar nicht so schmalen Wasserlauf angekommen sind, der im Licht dieses Morgens silberhell blinkt, entsteht die Frage, wie wir über den steglosen Bach hinüberkommen. Insgesamt viermal stellt sich uns die gleiche Frage auf dem sehr wechselvollen Weitermarsch, und dadurch gelangt Veronika zu ihrer ersten Reitstunde. Wir organisieren einen Pendelverkehr: sobald zwei von uns durch die schäumende Wassersperre geritten sind, werden die Pferde mit List und allerlei Kunstkniffen wieder zurückgeholt, so daß die dort wartenden Hikers sie besteigen können. Das braucht allerlei Zeit. Beim erstenmal will ich zu Fuß über die schlüpfrigen Steinblöcke, schaffe es auch, mit der Zugabe eines Halbbades, entschließe mich jedoch bei den restlichen Überquerungen ebenfalls zur vierbeinigen Methode. Veronika hält sich nicht nur tapfer im Sattel; sie reitet, als die Klettereien an den rauhen Ufern überwunden sind, begeistert hinaus in die Prärie.

Vor uns erhebt sich ein Grashügel, der oben abgeflacht ist. Viele Spitzzelte stehen dort; wir nähern uns dem Ziel. 'Achtung!' Im Kar des dahinterstehenden Felsberges sind zwei dunkle Punkte, die sich abwärtsbewegen. Die beiden Wächter des noch unbesetzten Camps hatten eine Bergtour gemacht und kommen nun zu unserer Begrüßung stürmisch herunter, im letzten Mattenstück schlitternd auf den Hosenböden. Doppelte Freude: unser Besuch in der Einsamkeit und die Rückerstattung des Pferdes, das schon vor zehn Tagen aus

dem Camp ausgerückt und also doch nicht verunglückt war. »Nein«, lacht Veronika, »es hat nur unser gestriges Abendbrot etwas turbulent gemacht.«

Wir blieben fast drei Stunden auf dem grünen Hügelplateau über der Prärie. Ich sah mir das Camp gründlich an, die schmalen Spitzkegel der 3-Mann-Schlafzelte und den 'Doughnut', das große, pfannkuchenrunde Gemeinschaftszelt, dessen Dachplane im Zentrum (wie unsere 'Apfelküchle') ein Kreisloch hat, für den Rauchabzug. Ich bestaunte auch den geradezu verblüffend reich bestückten Vorratsraum, die Freiland-Tischfront der Waschschüsseln mit den darüberhängenden Rasierspiegeln, den 'Kultur-Komfort' in der Rocky-Welt über dem Tal des Pantherflusses. »Wäre nicht schlecht, hier die Sommerferien zu verbringen«, sagte ich zu Veronika. »Du wirst erst richtig staunen, wenn Du ins Küchenzelt kommst«, prophezeite sie.

Die beiden jungen Wächter setzten ihre Ehre darein, die selbstverständliche Western-Gastfreundschaft zur Üppigkeit zu steigern. Ich glaube, es sind acht oder neun Gänge gewesen, die sie uns vom Herdfeuer fröhlich und sehr geschickt auftischten. Noch viel mehr Erdhörnchen huschten und bettelten um die Stammholz-Klötze, auf denen wir saßen. »Gopher sind immer da; meist stehen auch ein paar Schwarzbären vor dem Zelt, dann und wann Murmel oder gar ein Vielfraß. Nur Grizzlies haben sich noch nicht gezeigt«, entschuldigt sich der schwarzhaarige 'French-Canadian'. Ich höre das gern. Hoffentlich versammeln sich jetzt alle Graubären um Eugens Filmkamera.

Immer neue Konservenbüchsen werden geöffnet. Hierzulande kommt ja fast alles Essen und Getränk aus 'Cans'. Eine Ausnahme: die Saiblinge, die in der heißen Butter braten, hat der andere, der blonde Wächter aus England heute früh geangelt; er weiß sehr dramatisch davon zu erzählen.

*

Der Aufbruch fällt uns schwer, ist aber allmählich unaufschiebbar. Unsere Gastgeber holen vom Korral ihren gesamten Pferdebestand. »Die erste Weghälfte reiten wir alle miteinander; das macht Spaß, und Ihr habt so Geleitschutz«, lachen sie. »Außerdem wissen wir einen bequemeren Trail für Euch, steigen gleich zum River hinunter. Dann braucht Ihr nicht über die Bäche hinwegturnen.«

Klingeln der Pferdeglöckchen, mehrstimmiger Gesang, dazu leuchtende Sonne; es ist wirklich ein frohes Reiten. Aber Vorsicht! In der Buschprärie sind

zahllose Schlupflöcher von Erdhörnchen; schnell kann da ein Pferdefuß einbrechen und umknicken.

»Hallo, wer jodelt?« Oben am Waldberg, noch ziemlich weit weg, sehen wir zwei Reiter. »Eugen und Glenn!«, ruft Veronika, die Falkenäugige. Es stimmt; die beiden haben uns ebenfalls erkannt, stoßen fast senkrecht talabwärts. Als sie nur noch 50 m entfernt sind, schreit Eugen: »Nix Grizzly, aber hinter Euch kreuzt ein großer Schwarzbär!« Die beiden Campwächter rucken zusammen. »Verflixt! Der Bursche wird das Vorratszelt plündern; wir müssen schleunig hinterdrein.«

So kam es, daß wir uns in drei Gruppen teilten. Eugen wollte mit den Wächtern, um den Blacky beim Mundraub zu filmen. »Ich erzähle Euch später meine Pleite«, rief er und brauste ab. Die Wardenfrauen drängten nach Hause, und Glenn schloß sich ihnen an, damit er noch vor dem Abend das eine Pferd wieder zum Camp zurückbringen konnte. Wir zwei, Veronika und ich, entschieden uns freudig zur Fußwanderung, zum beschaulichen Sonnenbummel durch Prärie und Wald. »Seid aber höflich zum Grizzly«, empfahl Glenns Frau, »diese Strecke geht selten ein Hiker. Klopft sehr oft mit dem Stock gegen einen Stein oder singt möglichst laut. Man muß sich dem grauen Bären ankündigen, wenn er irgendwo döst. Sonst erschrickt er vielleicht und greift an. Schlimmstenfalls schleunig auf einen Baum klettern.«

Nichts davon war erforderlich; die Bären schliefen anscheinend fest und tief. Aber wir sahen Dutzende, vielleicht ein paar hundert von den Apolloähnlichen, weißen Schmetterlingen, auch orangegelbe Falter, die kleinen Posthörnchen. Endlich, bei der letzten Bergkuppe, grüßte die Windy-Hütte herauf und das Motor-Wägele. Ich war froh, meiner müden Beinmuskeln wegen. Wir bliesen die Luftmatratzen auf und legten uns vor der Hütte in den windstillen Abend. Am roten Steinberg stiegen 10 oder 12 Rams hoch mit prachtvollen Schneckenhörnern, zeigten ihre schwarzen Wedel im lichten Hinterteil (Bild 49 hält eine gleichartige Situation fest).

*

In der Dämmerung kam Eugen angeritten. »Was gibt es zum Abendbrot? Pilzsuppe? Gut, sehr gut. Mit dem zeltplündernden Blacky klappte es nicht, genau wie mit der ganzen Bärenpirsch.« Ausführliches Erzählen: Eugen und Glenn sind während dieser drei Tage 75 km durch fast wegloses, auch dem

Warden zum Teil noch unbekanntes Gelände geritten, haben sich sogar einmal arg verirrt, mußten mit ihren Messern einen Pfad durch verfilztes Gestrüpp schlagen, viele Baumbrüche wegräumen und kamen auf einen namenlosen, besonders steilen Berg, fanden kurz vor Dunkelheit eine kaum je benutzte Hütte. »Ich glaube wirklich nicht an Hexen und Gespenster«, brummt Eugen. »Aber Glenn hat doch wohl recht, wenn er meint, daß hier der Teufel mit im Spiel sei. Drei Tage und Nächte in einer Wildnis, wo es von Hirschen, Bergschafen, anderen großen und kleinen Wildtieren wimmelt. Ganz frische Bärenfährten mit Krallen-Abdrücken sahen wir; aber keinen horribilis. Ich geh' ins Bett. Verrückte Rockies!«

Unser Mäuslein war während dieser für uns letzten Windy-Nacht äußerst temperamentvoll. Ich konnte im Mondlicht genau beobachten, wie es an den aufgehängten Eisenketten, am Zackengrat der langen Säge hochkletterte. Einmal schrie die Maus kreischend. Ob ein Rivale im Raum ist oder ein Liebhaber? Eugen wetterte: »Mach nicht so blöden Krach! Streng deine Nase an; in meinem Rucksack liegt noch ein Stück Brot.«

*

Der Morgen gehörte dem Aufräumen und Säubern der Hütte, dem Brennholz-Spalten für die nächsten Quartiernehmer und der vielfachen Verabschiedung: von unserem Blockhäuschen, von Glenns Familie, von den beiden Hunden. Eugen legte seinen Brotrest auf den Holzstoß: »Damit es dir heut nacht nicht langweilig wird, Mäuslein!«

Habe ich schon die Indian Paint Brush gerühmt, die rotleuchtende Waldblume? Wir fanden sie auf der Rückfahrt in solcher Vielzahl, daß wir längere Zeit Rast machten und uns mit den Bläulingen, Fuchs-Schmetterlingen und mit einer goldgestreiften, dick bepelzten Hummel daran ergötzten. Ein Falter hatte auf seinen braunen Flügeln winzigste Tupfen in allen Farben: rot, weiß, bläulich, gelb und lila, auch violett. Sommerparadies und pralle Augusthitze! Ist es nicht grotesk, daß gerade jetzt die ersten Vorboten des Winters sichtbar werden: vier Seidenschwänze fliegen ganz niedrig zu uns heran. Der eine rastet auf dem kahlen Zweig einer alten Fichte, zeigt sich hüpfend von allen Seiten, ein lichtrosa behauchter, kleiner Vogel mit Haubenschopf, den er keck hochstellt. »Droben in der nordischen Tundra wurden wohl die Insekten und Beeren bereits knapp für eure hungrigen Mägen? Hier

könnt ihr hoffentlich noch viele Wochen schwelgen.« Dennoch weiß ich, daß auch in den Rockies Sonnenglut und Winterfrost nah beieinander stehen ...

Vielleicht sind diese Gedanken schuld daran gewesen, daß ich mich eine Stunde später beinah erschreckte. Schnee am Prärieboden? Nein, ein weiter Bezirk war überwuchert von abgeblühter Silberwurz; im grellen, kranken Sonnenlicht glänzten die seidigen Wimpelfähnchen wirklich wie Schnee. Wir bekamen auch bald darauf am Cuthead-Massiv die obligate, wiederum nur kurze Gewitterregen-Dusche, die Eugens Anglerpassion keineswegs störte. »Es wär' doch nett, wenn jeder von uns heut abend drei frische Forellen schnabulieren könnte; sieben habe ich schon«, rief er vom Bachufer herauf. »Kleiner Trost für die unsichtbaren Schneeziegen, vom Grizzly ganz zu schweigen. Amüsiert Euch mit den Felsenhörnchen; nur sie sind die Charaktertiere der hiesigen Gegend!« – »Und die Stechmücken«, schimpfte Veronika.

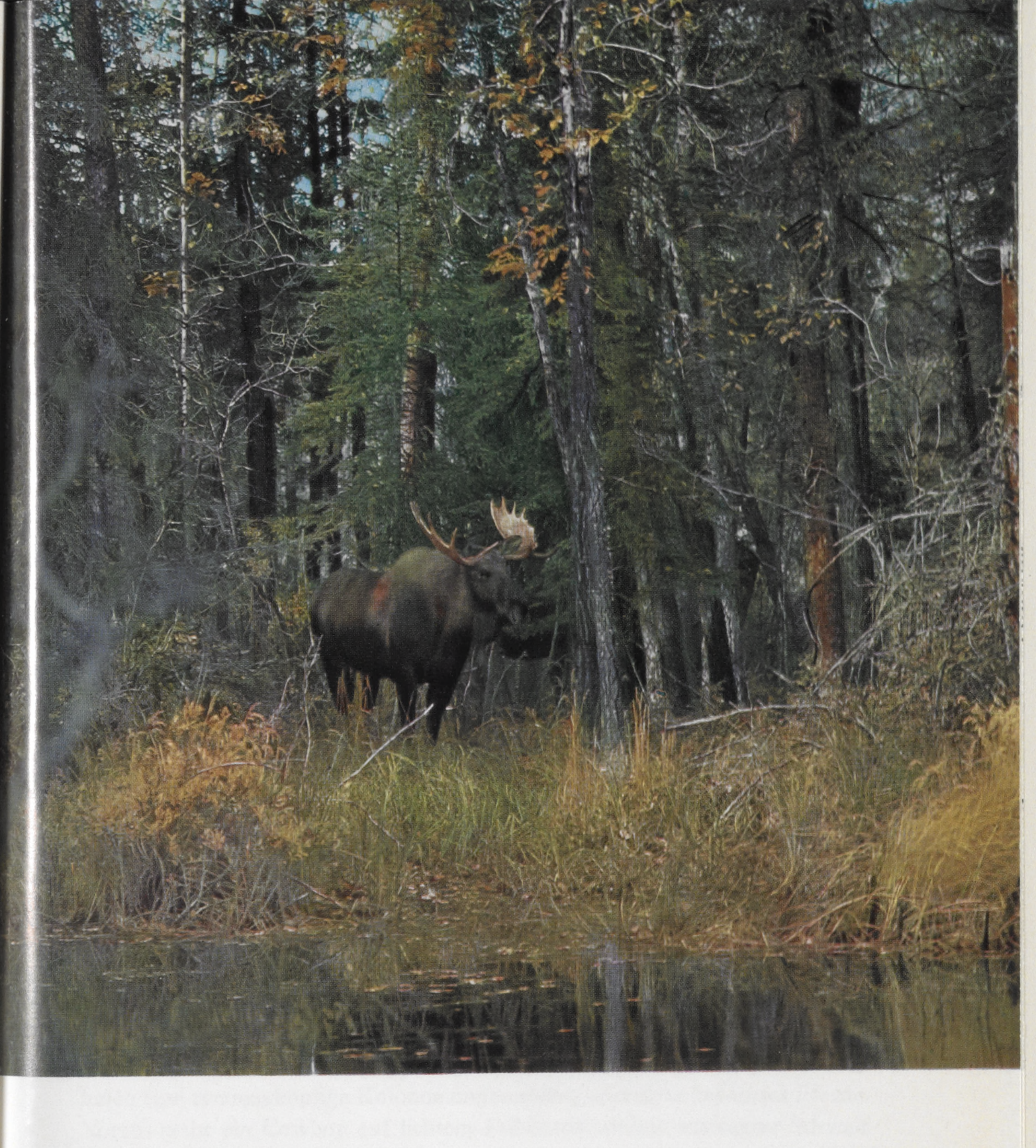
Genau 20 Minuten später – ich war just mit den Tagebuch-Eintragungen fertig und rot betupft vom 'Massenmord' der Mücken – präsentierte Eugen das neunte Fischlein. Abfahrt Richtung Banff auf holperigem Fire Road. Als wir die steile Waldrampe erklettert hatten, öffnete sich uns die Fernschau, der Ausblick auf die Steinberge, die sich hintereinander staffeln wie die Wogen des Ozeans. Das Felsengebirge reicht wahrhaftig bis tief in den Horizont hinein. Aber heute wird die Landschaft zur Magie. Im föhnig warmen, schon wieder sonnigen Rückseiten-Wetter hat jeder der gelbgrauen Kalkberge einen stahlblauen Schatten, und wo das Sonnenlicht den Stein berührt, bekommt er die Tönung von leicht gebräuntem, alterspoliertem Elfenbein. In diesem Politurglanz ist auch ein grüner Hauch, vielleicht der Widerschein der Fichtenwälder an den Sockeln der eisgekrönten Dreitausender. So sattblau prunken die Föhnschatten, daß die Himmelsbläue ganz licht wird, dennoch als Farbe wirksam bleibt gegenüber den weißen Wetterwölkchen, die wie Flaumschwäne im Äther schwimmen. Ich kann keinen rechten Vergleich finden. Es ist auch falsch, vom Grün, Weiß, Elfenbeinton und von tiefschwarzen Schatten zu reden: alle Welt bis zur Unendlichkeit badet in gehauchtem Blau. Der Mode-Song 'The blue Canadian Rockies' verursacht mir zwar in jeder Cafeteria Übelkeit; aber hier sind sie nun wirklich in ewiger Schönheit: die Blauen Berge des kanadischen Westens (Bild 5 und 33).

*

Bei noch gutem Abendlicht entdecken wir dicht vor dem Städtchen Banff am Fuß der für den Highway senkrecht abgesprengten Felswand ein Wildschaf, bräunlich, fast schlank, auf hohen, dünnen Beinen: junger Widder! Sein kräftiges Gehörn will sich eben nach vorn runden. Was sucht der Ram hier im Tal? Er hat den Kopf gesenkt, klopft mit dem linken Vorderlauf gegen das Gestein, schnuppert, beißt, leckt. Wir halten an. Das Grattier dreht den Kopf zu uns. Seltsam, seine Muffel ist ockergelb gefärbt, und dadurch löst sich für uns das Rätsel. Hinter dem Bock verläuft ein feucht-dunkler Streifen nach unten auf der hellen Bergwand: eine salzige Flüssigkeit sickert aus dem Kalkstein (Bild 50). Durchaus verständlich, daß sich kein Wiederkäuer diesen Hochgenuß entgehen läßt. Schon bürstet die Zunge erneut an der bröckelig-sulzigen Masse. Unsere arbeitenden Kameras sind keine Störung für den jungen Widder; er macht wohl nur zur Verlängerung des Genusses ein paar Schrittlein hin und her. Leider bremsen hinter uns andere Autos ab; naturfremde Damen verlocken mit lautem Gerufe, mit Schokolade und Keksen das Bergtier zum Herankommen. Es hat sich höflicherweise stumm hinaufgeschoben in die vor Belästigungen schützende Felsregion.

*

Bei der nie unterbleibenden Patrouillenfahrt, an den Vermilion-Seen entlang bis zum Götterthron, sehen wir – was uns am Cuthead nicht glückte – zwei Schneeziegen hoch oben auf einem schmalen Querband der 'Goat Ranch', unten am Seeufer wie gewohnt die alte Elchkuh, auch vier Schwarzbären und mit Hilfe unserer Ferngläser die im Horst sitzende Fischadlerin. Doch wer hätte geglaubt, daß wir zu guter Letzt (vielleicht als Willkommensgruß von Banff) noch den kapitalen Wapiti treffen sollten, der in der Mondnacht am anderen Ende des Ortes die Vorgärten abgraste! Nun ging er würdevoll langsam links am Rand der asphaltierten Waldstraße, ließ sich von keinem Auto aus der Ruhe bringen, auch nicht vom Lichtschein der Cabins, schüttelte nur den Kopf mit dem Zackengestrüpp des Riesengeweihs. »Guck Dir den Bast genau an«, flüsterte Eugen, »er ist schon ganz trocken und verschrumpft; bald werden die Hirsche zu fegen beginnen.«



34. Die größte Hirsch-Art der Gegenwart: kapitaler Elchschaufler im Sumpfwald



35. Nah beim Bahndamm der C. P. R. nehmen zwei Elchkühe ihr abendliches Bad

Die gestrige Nacht hielt uns noch lange wach. Erfreulich, daß zunächst und trotz der späten Stunde ein Koch im Quaker Shop unsere neun Forellen tischfertig machte. Etwas weniger beglückte uns das Lesen der vielen Briefe. Einer davon schien allerdings Eugen sehr zu beeindrucken. »Was haltet Ihr von Luftveränderung«, fragte er plötzlich, sah unsere erstaunten Gesichter und ergänzte: »Von einer großen, selbstverständlich! Mir schreibt eben mein bayerischer Bergfreund Toni, den ich zuletzt im Himalaja traf und der irgendwo nördlich von hier Kletterkurse abhält, daß er in den nächsten Tagen nach Jasper kommt. Ich schlage vor, wir rutschen die paar hundert Kilometer zu ihm hinauf; in der Banffer Gegend kriege ich doch keine Grizzlies!«

Nicht nur die Tabakpfeifen glühten, auch unsere Köpfe, als zwei Stunden nach Mitternacht Veronika energisch 'Schluß der Debatte' verlangte und uns die Duschräume als Zwischenstation vor den Betten empfahl. »Morgen früh gehen wir aufs Government und planen dort weiter.«

*

Nun ist Klarheit. Das Steuer wird also nach Norden gedreht. Doch ich bestehe darauf, daß wir ungefähr im ersten Reiseviertel einen Haken nach West schlagen, über die Hauptkette des Felsengebirges hinweg in den Yoho-Park vorstoßen. »Wenigstens einmal will ich die Great Divide überschreiten, die Große Wasserscheide. Wenn schon Luftveränderung, dann bitte nach mehreren Himmelsrichtungen!«

Weil wir gute Kameraden sind, ordnen sich alle Wünsche ineinander. Vom Highway biegen wir links ab, auf die bekannte Waldberg-Straße, lassen aber die Zufahrten zum Lake Louise und zum Moränensee unbeachtet und geben dem Auto viele gute Worte, damit ihm die Fahrt ins Neue trotz der Gepäckbelastung Freude macht. Wir haben nämlich fast alle unsere Habseligkeiten in den Kombi gestopft; wer weiß, wie lange wir von Banff fortbleiben werden. Zum Glück verläuft nun die gestampfte Erdstraße ziemlich flach; wir überholen eine zwanzigköpfige Kolonne ungesattelter und nicht bepackter Pferde. Voraus trabt ein Cowboy auf lichtem Falbenroß, dessen schwarzer Schweif fast den Boden berührt.

Am Weg zeigt sich eine Tafel, eingefaßt vom entrindeten und gelbgelackten

Stammholz der Kugelwulst-Bäume: 'Ende des Banff-Parks.' Bald darauf kommt ein weit schwingender Balken-Torbogen: 'Great Divide. Kicking Horse Pass, British Columbia. The waters flowing from east fork reach Atlantic Ocean, the waters from west fork reach Pacific.' Ja, dies- und jenseits der Kuppe trennen sich die Wasser, fluten durch das weite Kanada in zwei verschiedene Ozeane.

*

Es erscheint mir ratsam, nun einmal die großen geographisch-geologischen Zusammenhänge wenigstens kurz zu umreißen. An der Westseite beider Amerika, vom Bering-Meer bis Feuerland, erstrecken sich auf rund 15 000 km Länge die Kettengebirge der Kordilleren. Dazu gehören auch unsere Rocky Mountains; sie beginnen bereits hoch oben in Alaska und ziehen von Nordnordwest nach Südsüdost. Das kanadische Teilstück ist ungefähr 2 000 km lang und bis zu 120 km breit; ihm nach Westen vorgelagert befinden sich noch andere, parallele Ketten der Kordilleren, z.B. die Selkirks und das pazifiknahe Küstengebirge.

Die Rockies sind wohl fast gleichzeitig mit den Alpen und dem Himalaja, vor rund 60 Millionen Jahren, zu ihrer heutigen Form emporgehoben und aufgewölbt worden. Die damals schon vorhandenen Berge der erdgeschichtlich viel früheren Schichten und Ablagerungen wurden dadurch gefaltet; Brüche und Überschneidungen, Verwerfungen entstanden.

Der Nordsüd-Zug der Rocky Mountains im Westen von Kanada bildet die kontinentale Wasserscheide des Landes; wir werden auf unseren Wanderungen noch an mancher Paßhöhe einen solchen Divide-Hinweis finden. Nebenbei: die Rockies sind auch eine Klimascheide zwischen dem pazifischen Küstenland und dem Präriengebiet der Mitte und des Ostens.

*

So, jetzt wollen wir das Auto wieder in Gang bringen und die Abfahrt genießen in das breite, grüne Tal zwischen den Felsbergen, vorbei an den unvergeßlich schönen Steinpyramiden, die links von uns ganz nah und immer steiler aufragen. Der Kicking Horse-Fluß begleitet uns und auch die C.P.R.; ihr Schienenstrang verschwindet allerdings zweimal in 'Spiraltunnels'. Es müssen mehrere hundert Meter Höhenunterschied überwunden werden. Unser Kombi-Wagen hat es einigermaßen bequem; gerade hier ist ein Teilstück des Trans-Canada Highway fertig geschottert. Aber eine Stunde nachdem wir am

Wapta-See entlanggerollt sind, wechselt unser Kurs. Wir biegen nun von der Autobahn nach Norden ab, zum Yoho River, winden uns auf einer schmalen Waldstraße empor, so dicht am Sturzhang, daß die Außenkante des Fahrwegs dann und wann ein Eisengeländer schützt und sichert. Der Wald wird zum düsteren Urwald: 30 m hohe, dickstämmige Fichten, auch schlanke Balsambäume, Riesen, ehrwürdig und ungebeugt.

Die Kuppe ist erreicht; es geht abwärts. Vom Waldsaum sehen wir ein Bachrevier im Tal und dahinter den Takakkaw-Wasserfall. Nüchtern ausgedrückt: an einer Steilwand des Kambrium-Kalkberges stürzt der Schmelzabfluß des Daly-Gletschers insgesamt 400 m in die Tiefe (Bild 20). Aus der Entfernung betrachtet, erkenne ich fürs erste nichts als ein langgestrecktes, schäumendes Rinnsal, dessen Großartigkeit und Stärke wir uns während der nächsten Stunden Schritt um Schritt entdecken müssen, mit den Augen, mit dem Gehör – ich darf sagen: auch mit unserer Hautoberfläche.

Je näher wir herankommen, um so machtvoller braust die Luft, tost, poltert, donnert und sprüht. Wir sind bereits durchnäßt, als wir Geröll- und Steinblock-überkletternd die naturgeschaffene Auffangmulde des Wasserfalls erreichen und hochsehen an der gelb, rötlich und dunkelgrau gescheckten, rauhen Steilwand. Ganz oben wirkt auf mich das stürzende Wasser als dichte, weiße Masse, vergleichbar mit einem eng geflochtenen Zopf aus welligen Seilsträngen. Dann, nach vielleicht 100 m, prallt es auf einem Steinband auf. Der Strahl zerplatzt und fällt schäumend weitere 150 m abwärts. Jetzt ist er keine kompakte Masse mehr, sondern locker, durchsichtig, in der Form sich immerzu verändernd. Sprühzungen, bauchige Vorwölbungen, korkzieherartige Wasserzipfel stoßen in den Luftraum, fallen, werden zu schaumigem Gewirbel, das links und rechts die Felswand näßt, die Bäume und auch uns Menschen.

Noch eine Steinterrasse, und nun, beim Sturz in das während vieler Jahrhunderte ausgehöhlte Auffangbecken, entsteht das große Tosen, der heulende Donner. Gleichzeitig verlieren – wenigstens für meinen Blick – die Wasser alle Stofflichkeit; ich sehe nur noch einen schimmernden Schleiervorhang, irisierend im Sonnenlicht. Die Schleier ziehen jedoch nicht von oben nach unten; sie steigen, sie fluten empor, tanzen fast zur Höhe des mittleren Steinvorsprungs und verwehen dann nach beiden Seiten. Hinter ihnen, unmittelbar am Fels, entdecke ich 9 oder 10 dünne aber dichte Wasserfälle nebeneinander.

Veronika und ich sitzen auf einem großen, braunroten Steinblock, dessen Kuppe glatt, fast rundgeschliffen ist vom Wassersturz, schauen zur Höhe, sehen in die Talsohle hinein, auf den Wildbach, der vom überlaufenden Auffangbecken kommt und sich sehr eilig, sprühend durch das Geröllfeld schlängelt. Doch schon nach kaum 150 m wird er friedlicher, macht nur noch kleine Hupfer. Ich finde nicht die rechten Worte für das Erlebnis dieses Wasserfalls; aber Veronika sagt leis den Goethe-Vers, der Gültigkeit hat für alle Zeit:

'. . . Strömt von der hohen, steilen Felswand der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich in Wolkenwellen zum glatten Fels,
Und leicht empfangen, wallt er verschleiernd,
Leis rauschend zur Tiefe nieder.'

*

Ohne daß wir es bemerkten, zogen Wolken auf. Jäh verlor der Wasserfall sein Silberleuchten, wurde lehmgrau düster und orgelte nun geradezu beängstigend. Es reichte just noch zur Flucht in einen Camping-Unterstand, als der erste Regen losprasselte. Ihm folgten während der nächsten 80 Minuten noch fünf Himmelsgüsse; sie waren nur kurz und unterteilt von grellem Sonnenschein. So sahen wir in wechselnder Beleuchtung die Felsberge gegenüber dem Takakkaw-Fall: einen klobigen, schwarzen Turm, einen Zuckerhut mit weißer Haube, zwei Gletscher und viele Moränenzüge an einer langgestreckten Tafelfront, auch eine gezackte Kalkstein-Kathedrale. Ein breiter Saum von Schneerutsch-Deltas staute sich zu Geröllkegeln. Nicht genug! Nach rechts weitete sich der Talkessel. Nur scheinbar schloß ihn ein Fichten-Vorberg ab. Dahinter, in der Ferne, wuchtete ein Riesen-Massiv empor, das Wapta-Eisfeld; es füllte den ganzen Horizont.

Wir Menschen möchten näher heran an diese zum Himmel strebende Firneis-Rampe; wenigstens bis zum Vorberg müßten wir kommen können. Es regnet auch gerade mal nicht. Aber nach kaum 100 m stirbt die aufgeweichte Erdstraße in Schutt und Öde, in einem Wirrwarr von Baumtrümmern und Wurzelfetzen. Kein Zweifel, hier ist vor gar nicht langer Zeit eine Mure vom Berg heruntergebrochen; unmöglich, durch das Chaos der Zerstörung voranzukommen. Nur die Felsenhörnchen schaffen es, die zu Dutzenden umherhuschen, pfeifend und sehr vergnügt.

Auf der Rückfahrt zeigt sich uns an einer Buschhalde die halbverdeckte

Kontur eines dunklen, massigen Tiers. Grizzly-süchtig, vermuten wir sofort und gemeinsam: Graubär! Doch schon nimmt das Tier den Kopf hoch und weist sich durch Geweihschaufeln als ein Elchbulle aus. Weil nicht weit davon entfernt ein Wapiti-Rudel äst, machen wir Halt und beobachten, wie sich die Hirsche mit dem neuen Platzregen abfinden. Sie sind sehr wahrscheinlich weniger naß geworden als wir, haben sich geschickt in besonders dichte Büsche hineingeschoben.

Als wir wieder beim Kicking Horse River angelangt waren, hellte sich der Himmel auf. Eugen filmte einen Regenbogen, und wir entschlossen uns, noch mehr nach Westen zu fahren. So fanden wir den zweiten Wasserfall dieses Tages, keinen himmelhohen, die 'Natürliche Brücke'. Der Flußlauf wird plötzlich im engen Waldtal gehemmt; eine Steinbarriere, vielleicht 8 m hoch, stellt sich quer vor ihn. Ausweichen kann das Wasser nicht; deshalb nagt und schleift es seit ungezählten Jahren am Gestein. Mit Erfolg. An zwei Stellen wurde je ein Durchschlupf geschaffen: spitzbogige Tunnels, Felsentore, nach unten sich verbreiternd. Man kann diese naturgeformte Brücke zu Fuß überschreiten, schaut senkrecht auf die umschäumten Klippen des linken, etwas aufgestauten Flußbettes, blickt nach rechts, wo aus dem Haupttunnel die Kicking Horse-Wasser brausend hervorstoßen und ungefähr 12 m abwärtsstürzen zum nun ungehinderten Weiterlauf.

Es regnet schon wieder. Veronika fröstelt in ihren nassen Kleidern. »Wohin nun?« Blick auf die Karte. »Geradeaus durch Wald, 9 km, dann sind wir an jenem See, den uns die Warden-Freunde besonders empfohlen haben: am Emerald Lake!« Ich rate energisch zu, mit einem Hintergedanken: beim Emerald-See ist eine Lodge; vielleicht bekommen wir dort Quartier. Veronika soll heute nacht nicht im Zelt schlafen und nicht im Auto; ich kenne die Empfindlichkeit ihrer Bronchien.

Der Emerald-, der Smaragd-See gilt als ein Kleinod der Rockies; man sagt, sein grüner Glanz wechsle in über zwanzig Abtönungen während eines Tages. Auch wir sind von ihm begeistert, von der Stille, vom Abendfrieden der Waldhügel, die unmittelbar aus dem See kommen und ihn völlig umschließen. Aber leider ist kein Raum frei in der Lodge; viele Gäste sitzen gedrängt im Speisesaal. Wir wandern, in unsere Ölhaut-Mäntel gehüllt, noch eine Weile am Ufer und haben die reizende Begleitung eines jungen, tolpatschigen Schwarzbären,

der auch nicht weicht, als wir dem Spiel zweier Eisvögel zusehen, ihrem Fischfang-Stoßtauchen vom vorgreifenden Ast einer Fichte am Seerand.

Aber die Dämmerung nimmt zu, die Kühle auch. Wir müssen nun das Übernachtungsproblem lösen. Die nächste Quartiermöglichkeit ist der Ort Lake Louise, mindestens 40 km von hier entfernt, auf zum Teil bös holprigen Straßen. »Gibt eben eine Schaukelfahrt durch finstere Regenwälder«, lacht Eugen. »Scheinwerfer hat der Wagen, eine Innenheizung auch. Schadet nichts, wenn wir endlich mal unsere Notreserve anknacken, die kleine Rumflasche.«

Dennoch fror Veronika, als wir eine Stunde später an sämtlichen Häuschen von Lake Louise – leider erfolglos – nach Schlafplätzen fragten. »Bleiben wir doch im Auto; das bißchen Halsweh vergeht wieder«, meinte Veronika. Ein mitfühlender Kanadier wußte besseren Rat: »Der kleine Bahnhof hat einen Wartesaal für Frauen, der durch Erdgas-Heizung auch in der Nacht warm ist. Niemand kontrolliert das unversperrte Gebäude. Der Abendzug fuhr bereits durch; der nächste kommt erst morgen gegen Mittag.«

Wir pirschen uns an, und alle meine Sorgen lösen sich auf. Am blitzblank gebohnerten Fußboden werden die Luftmatratzen ausgebreitet, auch die Schlafsäcke. »Schwitz Dich gesund, Veronika. Die Heizung glüht fast und läßt sich nicht abstellen. Ich kampiere im Auto«, so verabschiedet sich Eugen, »wenn es Euch recht ist, lasse ich mein nasses Zeug in Eurer Backstube.«

*

Die Wartesaal-Sauna bekam Veronika gut. Trotzdem das stundenlange Hin- und Herrangieren eines Güterzugs die Bahnhof-Bretterwände wie unter Erdbebenstößen immer wieder zum Schwanken brachte, spazierten wir ausgeruht und fieberfrei – die ersten Morgengäste! – in den Coffee Shop. »Vielleicht regnet es heut ausnahmsweise nicht«, wagte ich zu prophezeien. Als wir bald darauf mit Nordkurs den Banff-Jasper Highway ansteuerten, wurden tatsächlich die Wolken licht und weiß; der Nebeldunst hob sich aus dem Wald, die Sonne strahlte. Ich kann es nicht anders ausdrücken: wir erlebten das Auferstehungswunder der Felsen, der Firngipfel und der Gletscher, die zartblaue Glorie des immer höher werdenden Himmels.

Mitten in einem grüngläsernen See links vom Highway stand ein Schaufler-Elch, badete, rupfte Pflanzen vom Grund, schüttelte sich, daß glitzernde Wasserperlen aus seinem Pelz sprühten. Wellenkreise formten sich um ihn, liefen

konzentrisch durch den ganzen Seespiegel. Dahinter reckte sich der dunkle Bergwald, und über seiner Fichtenspitzen-Kuppe fing dann die eigentliche Rockywelt an, das Felsengestein, der Firnberg, von dem sich ein langer Gletscher abwärts schob, scheinbar oder wirklich in den Wald hinein. Elchbullen sind zwar Kolosse, fast 12 Ztr. schwer, die größten Hirsche der Gegenwart. Dennoch wirkte dieser Elch auf mich wie ein Käfer in einer kleinen, grünen Wasserschüssel, sah ich von ihm hoch zu Wald, Gletscher, Fels und Eisgipfel.

Kein Zweifel, wir sind jetzt im Herzstück der Rockies. Was ich bislang an Bergen kennenlernte, verblaßt gegen diese Panorama-Schau, die einen Felsblock, einen Hängegletscher an den anderen reiht zur großen Gebirgsfront: Eismassen, Hörner, Pyramidenspitzen, Kegel, Zackengrate. Keiner gleicht dem Nachbarn. Graugelb ist bekanntlich das Kalkgestein; aber unmittelbar neben solch einem lichten Berg steht ein ziegelroter, dann ein violetter und schließlich – trotz voller Sonnenbestrahlung – ein sattbrauner.

Ich möchte ein wenig den Waldhang hinauf, rechts der Autobahn. Acht oder zehn Schritte gelingen mir einwärts in den Forst, doch nun nützt kein Schlüpfen mehr, kein Kriechen oder Klettern: Urwildnis, unmittelbar neben der geteerten, breiten Fahrstraße des 20. Jahrhunderts! Ja, dieser Banff-Jasper Highway ist ein wirkliches Geschenk unserer technisierten Gegenwart, auch für den Freund der lebendigen Natur. Noch vor wenigen Jahren gab es hier nur einen Pferde-Trail, und wer bequem von Banff nach Jasper reisen wollte, war auf die Eisenbahn angewiesen, mußte weit nach Osten ausbiegen in die Prärie, hatte mehr als 800 km zu fahren. Er sah nichts vom Glanz, vom Zauber der Rocky-Berge und Gletscher, an denen unser Kombi fast in Greifweite entlangrollt, nur 296 km von Banff nach Jasper.

Leider bewölkt sich in der nächsten halben Stunde wiederum der Himmel. Aber wir kommen gerade noch rechtzeitig zum Bow-Paß, um bei verschleierter Sonne hinunterzublicken auf den Peyto-See, dessen milchig-helle Wasserflur vom dunkelgrünen Samt endloser Fichtenwälder umrundet ist (Bild 9). Sagte ich 'endlos'? Zwar ziehen diese Wälder weit hinaus ins Tal; aber noch viel weiter greifen die Felsberge in den Horizont, die Steingipfel und Firnkuppen. Hintereinander gestaffelt verdunsten sie und vermählen sich schließlich, blau überhaucht, mit dem Wolkendom der Unendlichkeit.

Bei der Abfahrt über die steil sich senkende Paßstraße beglückwünschten

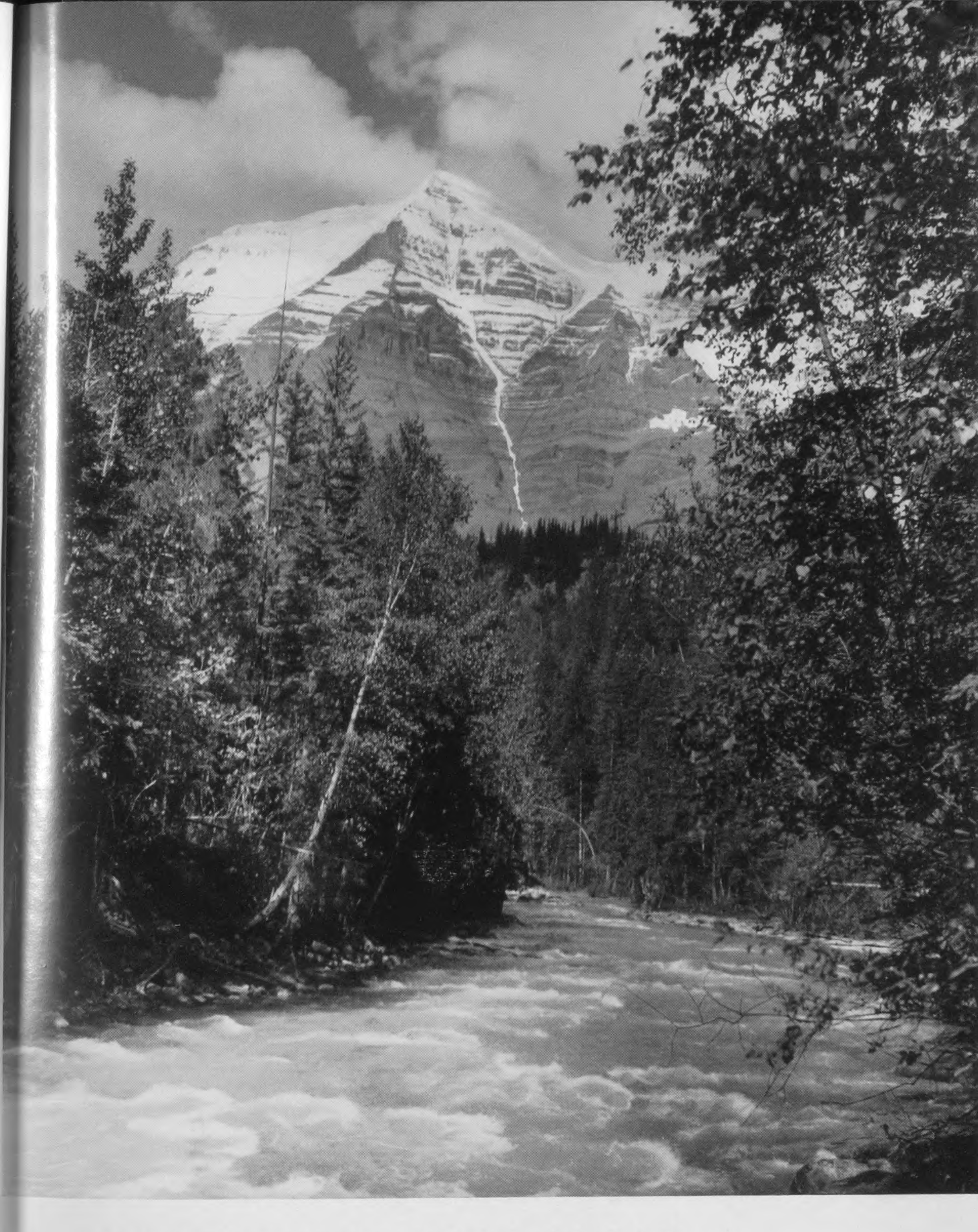
wir das amtliche Kanada zu der anmutigen Formulierung seiner Hinweise an die motorfahrende Bevölkerung. Auf einer breiten Holztafel stand ganz groß das Wort SORRY, und darunter las ich dem Sinn nach: 'Das Government bedauert, während der nächsten 12 Meilen die Freude der Automobilisten ein wenig trüben zu müssen. Unser Highway ist noch nicht fertig; wir haben alljährlich nur eine ganz kurze Schönwetter-Periode für den Straßenbau.' – Im Vertrauen gesagt, die Umgehungsstraße war auch nicht schlechter als die mit Verbotsschildern bepflasterten Frostaufbruch-Strecken Süddeutschlands.

Zweimal kurvt nun die Fahrrampe zwischen den Waldbergen links und rechts. Plötzlich öffnet sich der Blick in die Tiefe, in die Weite. Dort unten durchschneidet ein breites Quertal, vom Westen kommend, den Nordsüd-Zug der Rocky-Kette; ein Strom, der Saskatchewan River, hat sich selbstherrlich-kraftvoll diesen gewiß uralten Weg zur Weiterreise in den Atlantik geschaffen. Die optische Schau ist überwältigend. Für mich kommt noch ein kleines Glanzlicht des Herzens dazu: der Flußname 'Saskatchewan' läßt alle Indianerträume meiner Knabenzeit wieder aufblühen; ich bilde mir ein, sie stünden nun lebendig um unser Auto: die Trapper, die Rothäute, die Mustangs . . .

»Worüber freust Du Dich«, fragt Eugen. Ich erzähl's ihm, und sogleich läßt er mit einem schrillen Sioux-Schrei den Motor an. »Gib dem Gaul die Zügel frei, dem Renner der Prärie! Sausen wir hinunter zum Fluß, über die klappernde Bohlenbrücke. Am anderen Ufer warten die Apachen.«

Vielleicht hat unsere Fröhlichkeit die Sonne aus dem Gewölk herausgeholt. In ihrem Lichtglanz trat vor die Rückschau-Fantasie eine noch viel schönere Wirklichkeit und Gegenwart. Das Auto mußte zwar fast immerzu seine Klagelieder singen, denn nun ging der Weg in vielen Serpentinen ungewöhnlich steil hinauf. Aber wir schraubten uns so vorbei an der bizarrsten Bergformung: ich sah Felsen-Obeliske, schwarze Zyklopen-Quader, Wände, die wie Reibeisen oder Igel überall Zackenspitzen aufsteilten, auch eine Maya-Stufenpyramide, durch Erdstoß-Gewalt emporgestemmt.

Noch einmal ging es über engste Kehren aufwärts durch eine Schlucht. Dann hatten wir die Waldgrenze unter uns. Voraus ein kahles Hochplateau. Die Ferne glitzerte und die Nähe auch. Wir waren am Ziel, an jener Stelle der Canadian Continental Divide, die man 'Mutter der Flüße' nennt, oft auch 'das Dach, das Firngewölbe des Kontinents'.



36. Der Mount Robson ist der höchste Berg in den kanadischen Rocky Mountains
37. Vor 26 Jahren wütete hier kilometerweit ein Waldbrand, vom Blitz entfacht
38. Durch Flugbesamung kommt neues Grün hoch zwischen den toten Stämmen







39. Der Mount Rundle, ein Verwerfungsblock, nach Osten steil abfallend. In der Uferfront der Fichten ist unser Adlerhorst. 40. Der Medizinsee hat sich durch unterirdischen Ablauf sehr gesenkt. Wie klein ist der Mensch zwischen den einst überspülten Blöcken!

Da wir keinen Hubschrauber zur Verfügung haben, kann ich die Gesamtheit des Columbia-Eisfeldes nicht überblicken. Es gehört zu den größten Binneneis-Anhäufungen des Nordens, bedeckt einschließlich der Gletscherzungen 337 qkm Bodenraum. Das zentrale Firneis-Becken, 130 qkm groß, sendet in drei vom Eisfeld nach verschiedenen Richtungen ausstrahlende Täler je einen Hauptgletscher; hier oben sind zugleich die Quell-Anfänge von drei gewaltigen Strömen. Einen kennen wir bereits, den Saskatchewan, der nach 2 500 km über die Hudson Bay in den Atlantik mündet. Der kaum weniger lange Columbia River muß sich westwärts durch die Rockies zwängen, um den Pazifischen Ozean zu erreichen. Einen etwas kürzeren Weg hat der dritte Strom, der Athabasca, dessen Wasser vom Mackenzie aufgenommen werden und sich ins Nordmeer ergießen, in den Arktischen Ozean.

Das Columbia-Eisfeld ist wirklich die 'Mutter der Ströme', ist eine üppig pulsende Wasserscheide. Außer den drei großen greifen nämlich noch viele verhältnismäßig kleinere Eiszungen in die Täler der Rockies. Das abwärtsgleitende Eis formt immer neue Gletscher. Dennoch müssen wir uns darüber klar sein, daß diese gigantische Eisflur ein Schrumpfrest jener gar nicht vorstellbaren Massen ist, die während der Glazialzeit den Norden der Erdkugel überlagerten und sehr wahrscheinlich auch alle Felsengebirgstäler ausfüllten.

*

Genug der sachlichen Berichterstattung, der Zahlenangaben und der Zusammenfassungen! Veronika, Eugen und ich sind mittlerweile über die Geröllsenke des Hochplateaus unmittelbar ans Zungenende des Athabasca-Gletschers gewandert, stehen der mindestens 12 m hohen Abbruchkante gegenüber, deren Eis im Sonnenlicht tiefgrün funkelt. Darunter ist ein See, der Auffangtopf des Schmelzwassers, und in ihm schwimmen bizarr geformte Eisberge, jetzt, an diesem heißen August-Mittag. Eine schlanke Pyramide aus Eis schimmert transparent; man könnte meinen, sie sei an ihren Kanten auf Hochglanz poliert (Bild 69 und 70).

Mehr als fünf Stunden waren wir am Athabasca-Gletscher, filmend, fotografierend, schauend – bei Sonne, Schlierdunst, dunkler Bewölkung und im Regen. Wir bestiegen auch die Gletscherzunge, gingen an ihrem Endrand hin

und her, auf dem griffigen, mit Steinmehl überpuderten Eis, sahen auf die beiden Seitenmoränen, die erstaunlich höher sind als die Gletscher-Oberfläche und weit hinausgreifen ins Tal. Sie bezeugen die Tatsache, daß der Athabasca-Gletscher wie fast alle Eiszüge der Welt dauernd zurückweicht, vermutlich durch die Klima-Veränderung seit Jahrtausenden, durch das langsame Ansteigen der Temperatur. Nach den jüngsten Messungen soll der Athabasca-Gletscher jährlich um 30 m schrumpfen.

*

Hinter mir, oben am Geröllhang des Plateaus, ist ein Chalet. Viele Autos parken dort; ein ungewohnter Anblick für uns, die wir an die Einsamkeit der Fire Roads gewöhnt sind. Truppweise kommen die Feriengäste herunter zum Eisberg-See, zur Gletscherzunge. Plötzlich schiebt sich farbiges Getupf auf das Eis: kleine grellrote, blaue, grüne, gelbe Kastenschlitten bilden eine Reihe, harren der Benutzer, der Gäste; sie warten nicht vergebens. Obwohl ich am liebsten fluchtartig verschwunden wäre aus dieser lauten Betriebsamkeit, gehen auch wir dorthin, und ich habe es nicht bereut. Jene 'Schlitten' sind Benzin-Autos, sogenannte Snowmobiles, mit denen man den Athabasca-Gletscher ein beträchtliches Stück hinauffahren kann. Zur besseren Lenkung haben sie statt der Vorderräder zwei Ski-Kufen anmontiert bekommen; die vier Paare der Hinterräder bewegen ein Raupenband.

Da wegen der Gletscherspalten von Fußwanderungen dringend abgeraten wird, besteige ich, meinen Widerwillen überwindend, gemeinsam mit Veronika und Eugen eines der oben offenen Fahrzeuge. Sein Lenker ist ein Student aus Toronto, der sich während der sommerlichen Universitätsferien auf diese Weise die Kolleggelder des Herbstes verdient. Er gibt sehr persönliche und aufschlußreiche Erklärungen, stoppt auch auf Wunsch da oder dort das Snowmobile. Wir schaffen einen Höhenunterschied von gut 300 m. Die Eisfläche ist holprig, hat Senken, die mich an gefrorene Wellentäler, an eine Ozeandünung erinnern; das Fahrzeug schwankt bisweilen. Ich sehe viele kleine Rinnsale von Schmelzwasser. Gletscherspalten umfahren wir mehrfach; eine soll 240 m tief sein. Unvorstellbar für mich, doch der Erklärer behauptet mit Nachdruck, die Mächtigkeit, die Dicke der Eiszunge selbst betrage hier gut 350 m.

An der linken Seite wird der Gletscher von einer rotbraunen, firngepolsterten Bergpyramide abgegrenzt, vom 3490 m hohen Mount Athabasca.

Seine uns zugekehrte Außenflanke heißt 'Dromedar'; sie läßt tatsächlich die Kontur eines gigantischen Steinkamels erkennen: schmaler Kopf, lang vorgereckter Hals, hoher Höcker, angewinkelte Hinterbeine.

Blick nach vorn! Wir sind bald oben, dort, wo die Gletscherzunge beginnt. Als ich noch unten am See stand, meinte ich, hier sei die Welt zu Ende. Trugschluß! Über der Gletscherzunge liegt noch eine Höhenschwelle, und erst dann breitet sich die Firnwanne des Eisfeldes nach links und rechts. Dort hinauf kann das Ski- und Raupenband-Fahrzeug nicht klettern. Wir steigen aus, schauen in die helle Eis-Unendlichkeit, empor zur dunkelblauen Himmelshöhe, atmen und schweigen. Hu, der Wind bläst bitterkalt! Zugleich brennt die Sonne. Vorsicht, Hut auf den Kopf, Hände in die Taschen; die vom Eis reflektierten Strahlen verträgt meine empfindliche Haut nicht.

Die Talfahrt wurde ein vergnügt-interessantes Abenteuer. Unsere kleine Benzinkutsche aus rotlackiertem Blech schaukelte und tanzte, als sie uns zickzackend hinunterschleuste, Kurs auf die weißen Pünktchen der Eisberge im grünen Seelein. »Yoho«, sagte ich beim Aussteigen zum stud. phil.-Chauffeur, und er verstand den Sinn dieses indianischen Wortes für 'wundervoll'.

*

Doch nun brauchen meine Füße Bewegung. 'Keine Angst, ihr werdet gleich und randvoll Gelegenheit dazu haben!' Seitlich vom Chalet ist eine alpine Buschregion, ein nur hüfthoher Urwald, aber mit Tücken. Dichtgedrängt, ineinandergefilzt, stehen wie senkrechte Lanzen viele starr benadelte Zwergfichten, durch die ich mich eigensinnig und gewalttätig hangaufwärts arbeite. Es ist ein Stolpern, krachendes Umknicken, Armeschlegeln, Stürzen und wieder Hochrappeln, das Schweißausbrüche verursacht. Nirgendwo finde ich Standgrund: lauter Fußangeln, Fallstricke, Fesselschlingen handhoch über der Erde, ein Labyrinth von Luftwurzeln, unsichtbar für mich wegen der dicken Zweigmäntel. »Wenn Du das Vergnügen ohne Knöchelbruch hinter Dich bringst, hast Du Dir einen Kaffee verdient«, ruft Eugen und zeigt mir, als wir uns auf dem endlich wieder normal werdenden Geröllhang zum Chalet treffen, ausgedehnte Polster seltsamer Pflänzchen mit gar nicht so sehr kleinen, harten Rundblättern, von denen einige feuerrot gefärbt sind. »Die Western-Leute nennen sie noch immer 'Rentierblut', weil in früherer Zeit die Indianer glaubten, daß solche Pflanzen nur dort wachsen, wo ein Rentier ge-

tötet worden sei. In Wirklichkeit verursachen jedoch wohl Nachtfröste die Rotfärbung der Blätter*.«

*

Leider ziehen nun erneut dicke Wolken auf. Es wäre gut, abzufahren, irgendwo im Tal einen Campingplatz zu suchen. Aber zuvor muß nicht nur der hart verdiente Kaffee getrunken, sondern auch gevespert werden; unsere Mägen sind seit zehn Stunden unversorgt. Beim Hinunterrollen über die Paßstraße beginnt es zu regnen. Schade! Dunst legt sich auf alle Fernsicht. Dabei muß gerade jetzt – links vom Highway und hinter den grauen Schleiern – ein großer, hoher und merkwürdig vergletscherter Berg sein. Ich ahne ihn nur; schemenhaft bleibt der sehr gerühmte Stutfield Glacier. Unten im Tal, zwischen alten Moränenzügen, ist ein Geröll- und Kiesbett mit vielen, nicht üppigen Wasserläufen und fünf oder sechs hintereinanderliegenden Seelein: die Deltawelt des Sunwapta River. Auch sie löscht aus. Viertelstundenlang besteht für uns die Wirklichkeit allein aus peitschenden Wolkengüssen. Eugen steuert den Wagen höchst behutsam durch enge Kurven und jähe Senken. Eine neue Erschwerung: Felsbrocken auf der Fahrbahn. Überreste eines Bergrutsches! Ob wir anhalten sollen? Nein, die Hindernisse werden im ersten Gang slalomartig gemeistert; der Motor schnurrt und will keine Pause.

»Regen endet; es klärt auf«, triumphiert Veronika. Wir freuen uns – an der Abendsonne, an den nun lackgrün glänzenden Fichtenmänteln, am Parallelzug der Fels- und Schneeberge, an einem kleinen Vogel, der zwitschernd aus dem Gebüsch kommt, sein nasses Gefieder schüttelt und über uns wegfliegt. Wenn nur die Dämmerung nicht so rasch zunehmen wollte! Der Platz für unsere Übernachtung sollte jetzt bald gefunden werden.

»Glück braucht man dazu, sonst nichts«, ruft Eugen und zeigt auf eine Holztafel: 'Campground Jonas Creek'. Rechts einbiegen, dann über eine Bohlenbrücke. Ein Bergbach schäumt, Kaskadenfall. Im Wald eine Lichtung; mitten drin, aus Stammholz errichtet, ein bedachter, an den Seiten offener Schuppen mit Kochherd. »Hier bleiben wir!« Eugen baut mit verblüffender Schnelligkeit sein Zelt auf; ich mache Feuer. Veronika schafft mühsam Raum im vollge-

* Durch Nachschlagen in der Museumsbibliothek erfuhr ich später, daß wir am Columbia-Eisfeld die Gletscher- oder Polarweide sahen, die zuweilen 'der kleinste Baum' genannt wird. Stamm und Astwerk wachsen unter der Erde; nur die Zweigspitzen und die Blätter ragen wenige Zentimeter aus dem Boden

stopften Auto, verwandelt die Sitzbank des Hinterabteils in zwei schmale Betten, und schließlich brutzeln Eier, Speck, Tomaten und Nudeln in der Pfanne über der Feuerstelle des Schuppens. »Kerzen auf dem Tisch, Rauschen des Bergbachs, Eure so geliebte Waldeinsamkeit; ich gratuliere unserem Appetit.« Auf diese frohgelaunte Feststellung von Eugen setzt Veronika schnell den i-Punkt. »Aber wie gut, daß wir die oberbayerischen Lodenmäntel mit in die Rockies nahmen. Mir ist mal wieder kalt, trotz einer Doppelportion Tee.« – »Und wieviel Rum?«, foppe ich. »Fehlanzeige!«

Eugen verschwindet wortlos. Ich gehe mit, weil zum Tagebuchschreiben das flackernde Kerzenlicht nicht ausreicht und mir überdies dauernd ein Mäuslein am Bein hochklettern will. Dicht über dem Bach, dort, wo keine Bäume sind, kanten wir Steinbrocken zu einem Kreis zusammen, schichten Reisig, Knüppel, Zweige und Scheiter auf. Zündholz wird angerieben. Es knistert und knackt. Feuerfunken-Sterne sprühen, tanzen zum schäumenden Wasser hinab, steigen empor in den noch blaßhellen Nachthimmel. Drei Menschen stehen stumm um die meterhoch züngelnden Flammen, schnuppern den Holzrauch; vielleicht hören sie auch etwas, sehen die Spuren ihres Lebens im Schattengeflecht des Waldbodens. Uralter Drang zum Feuer, zum wärmenden Mittelpunkt der schweifenden Eiszeit-Jägerhorde – auch wir Heutigen kennen seine Macht, den Großen Zauber, und wir sind glücklich, sind dankbar . . .

*

Als nach geraumer Zeit die letzte Glut schwarz geworden war, bildeten wir eine Kette zum Bach hinunter und gossen eimerweise Wasser auf das verkohlte Holz. »Gute Nacht und schlaft wohl«, sagte Eugen, nahm zwinkernd die Axt mit sich ins Zelt. »Für den Fall, daß mich ein hungriger Grizzly besuchen sollte.« Am Leitseil von Veronikas Taschenlampe kam ich mühelos in den Kombi-Wagen, wo mir eine anstrengende Tätigkeit bevorstand: die Akrobatik des Einschliefens in den Schlafsack auf dem schmalen Bettrost der engen 'Kajüte'. Zur Belohnung ließ mich ein Traum vogelgleich noch einmal über das Eisfeld schweben, so hoch und weit, daß ich im Silberglanz des Firns auch den Buben wiederfand, der sich vor 57 oder 58 Jahren in Stuttgart eine Wanderung durchs Felsengebirge der Indianer sehnlich gewünscht hatte.

»Mit wem sprichst Du«, fragte schlafmüd Veronika. »Du sagtest eben ganz laut 'danke schön'.«

Hartes Poltern gegen die Wagentür. »Den Sonnenaufgang habt Ihr verschlafen! Ich will Euch nur die Axt zurückbringen, damit PE holzspalten kann fürs verspätete Frühstück«, so grüßt Eugen. Das Herauskrabbeln aus dem Schlafsack gelingt mir erstaunlich schnell. Die Lebensgeister werden gestärkt durch eine Körperwäsche am Bergbach; mein Magen knurrt, will heißen Kaffee. 50 Minuten später sagen wir 'Lebewohl' zum Campground am Jonas Creek.

Das trübe Wetter artet leider in Landregen aus. Möglich, ja wahrscheinlich, daß links und rechts hinter den Wäldern, die wir durchfahren, auch hohe Gletscherberge sind; wir sehen nur Dunst und dicht über dem Flußtal den langen, weißgrauen Tausendfüßler-Wurm des Wassernebels. »Nicht gerade reizvoll, der Empfang, den uns der Jasper Park bietet«, meint Veronika, »auch die Straße könnte besser sein. Ein Schlagloch nach dem andern. Ich möchte hier nicht bei Glatteis und Schneeverwehungen chauffieren müssen.« Eugen schmunzelt: »Erstens hast Du gar keine Möglichkeit dazu, weil der Highway über den Paß von Oktober bis Ende Mai gesperrt ist, und zweitens wirst Du seit einer Stunde immerzu auf die netten Höcker, die Straßenbeulen, aufmerksam gemacht. Alle nasenlang warnt das kleine gelbe Wegschild BUMP.«

Auch eine 'zoologische' Tafel trafen wir. Doch zuvor wurde uns jene Begegnung zuteil, die mir für den ganzen, reichlich ausgedehnten Regentag Fröhlichkeit schenkte. Wir bremsten an einem Viewpoint ab, und als wir mantelverhüllt den Hang emporstiegen, kam von oben herunter ein alter, sehr schlanker Herr. Seine rosige Gesichtshaut glänzte, vor Regennässe – gewiß, aber auch von innen her. Die Augen strahlten fast schelmisch heiter, und im Vorübergehen sagte er, Veronika zunickend, mit heller, überzeugender Stimme: »What a nice day!« Auch jetzt, während der Buchniederschrift, grüße ich in der Rückerinnerung dankbar diesen Lebenskünstler; durch das Zitieren seines Sprüchleins habe ich mir inzwischen schon manches Mal eine Umwelt-Verstimmung befreiend von der Seele gejagt.

Der Aussichtspunkt selbst, eine schmale Naturterrasse, war mit Stacheldraht und Holzgeländer abgesichert. Hier entdeckte ich die zoologische Tafel: 'Die Mineralsalze dieses Tonerde-Hangs sind unentbehrlich für das Wohlbefinden der Bergziegen. Steigen Sie bitte nicht über den Zaun; die jenseits

von ihm Äsung suchenden Wildtiere sollen weder gestört noch belästigt werden durch das Publikum.'

Nun, heute war nichts zu befürchten; die weißen Rocky-Gemsen zogen es vor, in der Gratregion den Regen abzuwarten, geschützt unter einem Felsvorsprung. Wir hatten als vollwertigen Ersatz den Tiefenblick zum Athabasca-Tal. Welch eine großräumige Urlandschaft! Hier gibt es keine 'menschenklugen' Flußbegradigungen, dadurch auch kaum Hochwasser- und Überschwemmungssorgen. Der Strom hat sich selbst alle Regulierungs-Möglichkeiten geschaffen im breitgedehnten, flachen Raum zwischen der Doppelkette des Gebirgs. Jetzt, da die Hauptschmelzzeit vorüber ist, führt der Strom nur wenig Wasser. Man könnte sagen: bescheidene Flüßlein schlängeln sich nebeneinander durch das Kies- und Geröllbett. Spielerisch sparen sie zwischen sich Sandbänke aus, Inselchen, irgendwo sogar ein strauchbegrüntes, langgestrecktes Eiland. Im nächsten Frühjahr wird nichts davon zu sehen sein, nichts als der mächtige Schneewasserstrom, der jederzeit Platz hat zur Verbreiterung nach beiden Seiten, der aber zugleich seinen schäumenden, reißenden Lauf naturhaft bremst durch die Windungen im Tal der Felsberge.

Gern hätte ich mir auch den Athabasca-Fall genau betrachtet, den Sturz des Wassers unterhalb der Autobahn, 25 m tief in ein stilles Waldtal. Doch ich hörte nur die zischenden, spritzenden Fanfaren, den Donner, hielt dem Geschütt der Wolken nicht stand. »What a nice day«, sagte ich. »Am besten, wir fahren zügig durch nach Jasper; es können nicht mehr als 30 km bis dorthin sein. Vielleicht finden wir dann die Sonne wieder.«

Irrtum; der Landregen blieb uns treu. Kurz ehe wir in dieses Rocky-Städtchen hineinfuhren (unser erstes seit dem 296 km südwärts liegenden Banff!), sahen wir dicht beim Bahnhof unseren bislang größten, aus einer mehr als 20 m hohen Zeder geschnitzten, vielfarbigen Totempfahl vor der regengrauen Bergwand (Bild 54).

Auf dem Postamt ist Nachricht für Eugen: Toni schreibt, daß sein Kletter-Schulungskurs am Maligne-See noch bis zur nächsten Woche dauert. Er habe uns im Jasper Park-Government angekündigt; dort sei ein Warden mit jahrzehntelanger Grizzly-Erfahrung. Das Quartierproblem könne mit seinen Freunden Hermann und Kay besprochen werden, einem deutschen Ehepaar.

Leider trafen wir den Warden Frank nicht an: Dienstreise für vier Tage. Um

so positiver war der darauffolgende Besuch bei Tonis Freunden. Herzliche Bewillkommnung. Hermann, ein junger, temperamentvoller Ingenieur und Sportlehrer aus dem Sudetenland, arbeitet jetzt als Hauptsteward, fährt zweimal wöchentlich im Speisewagen der Canadian National Railways (C.N.R.) von Jasper nach der Westküste und zurück. Er erzählt begeistert von seinen Naturbeobachtungen durchs Diningcar-Fenster während der jeweils 35-stündigen Fahrt. Heute morgen brachte er vom Pazifik einen großen Lachs mit, den die vergnügte Hausfrau Kay nun schnell entschlossen in die Bratröhre schiebt. Unvorstellbarer Genuß für uns Biwakler und Konservenbüchsen-Selbstversorger! Die Wohnküche ist mollig warm und freut sich mit uns am lebhaften Rundgespräch. Doch unverändert trommelt der Regen.

»Was sagt Euer Radio über die Wetteraussichten«, fragt Eugen. Antwort unnötig; uns genügt Hermanns Mienenspiel. »Herrschaften, es ist urgemütlich bei Euch. Aber wir können uns das Herumhocken und Abwarten nicht leisten. Programmwechsel muß sein. Das Auto braucht eine gründliche Überholung; wir haben ihm ein paar tausend schlimme Kilometer aufgebrummt bei unseren Rocky-Fahrten. In Edmonton soll's eine VW-Hauptvertretung geben. Außerdem ist dort, 60 km östlich, der Elk Island-Nationalpark mit vielen hundert Bisons. Fahren wir los, jetzt gleich! Draußen in der Prärie kann die Sommersonne scheinen. Nächste Woche findet dann hier bei Euch das große Jasper-Treffen aller Beteiligten statt, der Bergsteiger, Warden und Grizzlybären.«

Hermann findet irgendwo im Schrank noch einen Schnaps. Wir stoßen an aufs Wiedersehen. »Kay besorgt Euch ein billiges und sauberes Quartier.«

*

Eine knappe Stunde später sind wir schon an der Grenze des Jasper Parks und drehen das Steuer nach Osten. 325 km muß der Wagen heute noch schaffen. So gut oder schlecht es der graue Regenvorhang zuläßt, sehen wir anfänglich Felsenberge, die aber immer niedriger werden. Dann nichts als Wald, lange Zeit. Wir sind aus den Rocky Mountains heraus. Viele große und kleine Seen, auch Sumpfgebiete. Kein Tier, nur ein Krähenschwarm über einem hellgrünen Aspengehölz. Wieder die langgespitzten, dunklen Fichten. Als frohmachender Gruß goldgelbe und weiße, hochgestielte Margeriten am Wegrand. Links ein breiter Fluß, unser alter Athabasca. Zwei Falken spielen über ihm. Jetzt Buschsteppe, ein lilarotes Meer blühender Weidenröschen. Prärie, deren Langwei-

ligkeit im Regen abschattet und in der Abenddämmerung. »Schlaf mir nicht ein am Steuer, Veronika! Ich blas' Dir ein Lied auf dem Maul-Örgeli. Gegen 9 Uhr werden wir in Edmonton sein, in der Konjunktur-pulsenden, Öl-fiebernden Hauptstadt von Alberta!«

Stadt, Hauptstadt? Zunächst sehe ich nur Bretterhütten, Blechbaracken auf Ödland, kilometerweit. Dann kommen moderne Häuser-Würfel, bunt bemalt, meist einstöckig und mit Ladengeschäften. Übergroße Parkplätze, vollgestopft von Gebrauchtwagen zum Verkauf. Schließlich sind wir im Stadtzentrum: Orgie des rollenden Verkehrs und der knallend vielfarbigen Lichtreklamen. Gigantische Hochhäuser, einige davon fast ganz aus Glas.

Eugen hat im vorigen Jahr bereits eine Nacht in Edmonton geschlafen. »Das Hotel war nicht gerade luxuriös, aber ziemlich nah beim Bahnhof«, erzählt er während des Durchfahrens der Außenbezirke. Sein Orientierungssinn ist ebenso vortrefflich wie sein Gedächtnis: nach ein paar Schlenkern durch halbdunkle Seitenstraßen steht um 21.10 Uhr das Auto vor dem Hotel. »Sieht ganz ordentlich aus«, meint Veronika.

Dies war die letzte Zustimmung von unserer Seite. Jetzt zeigt sich: 'Außen hui, innen pfui!' Im Vestibül hocken auf schäbigen Sesseln längs der Spiegelwand und dichtgedrängt Männergestalten, die ich nur von den Goldgräberfilmen her kenne. Sie starren stumm vor sich hin, strecken die Beine weit aus. Der breitkrempige, verknautschte Hut ist ins Genick zurückgeschoben; Zeitungen liegen aufgefaltet über den Knien oder sind am Boden verstreut. Der Portier hat offenbar eine Dauerbeziehung mit schärfstem Alkohol; er begrüßt uns zwar, als seien wir Schulkameraden von ihm, muß aber zur Kontrolle der von uns ausgefüllten Anmeldungsformulare den Boß herbeiholen. Auch dieser steht nicht ganz fest auf den Füßen. Immerhin, wir dürfen vorausbezahlen und bekommen endlich zwei Zimmerschlüssel.

Kein Fahrstuhl, kein Hausdiener. Ziemlich anstrengend, die schweren Koffer in den 3. Stock hinaufzuschleppen. »What a nice day«, rufe ich ganz laut, als Veronika wie ein Häufchen Unglück in unserer Kammer steht und fassungslos das Mobiliar betrachtet: vier Nägel an der Wand, zwei wackelige Stühle mit insgesamt sieben Beinen, ein kleiner Tisch und eine Kommode, die in Eichenfurnier-Bemalung glänzen, jedoch beide aus Eisenblech sind. Vom Bett wollen wir nicht reden.

Eugen kommt durch die Tür. »Bin sehr beruhigt! Bei Euch ist's so elegant wie bei mir. Ein Glück, daß wir unsere Schlafsäcke haben und daß wir nicht gleich für vier Nächte das Geld auf die Theke legten. Ich schlage vor, wir suchen jetzt für das Wägele einen Stall und für uns selbst eine Futterkrippe. Wahrhaftig: What a nice day!«

Zwar plärrte im Coffee Shop pausenlos Automaten-Musik; aber wir lernten dort, gerade dort, wiederum das Schmunzeln. Eine altjüngferliche, beängstigend dünne Lady brachte uns erstaunlich schnell und beflissen alles, was wir bestellten; sie machte sogar nützliche Ergänzungsvorschläge. Einerlei, ob wir bejahten oder ablehnten, stets und mit strahlendem Augenaufschlag rief die lispelnde Fee pathetisch und laut: »O, that's fine!«

*

Noch lauter, dafür mit krächzendem Baß, rief am anderen Morgen eine Männerstimme schon vor 6 Uhr auf dem Hotelflur, nah bei unserem Zimmer: »Freund, ich bin Dein Freund. Mach auf! Der Gentleman vom Office hat mich heraufgelassen. Öffne mir, ganz schnell.« Schweigen. Dann Trommelwirbel, zum Glück an der Nachbartüre. »Verstecken nützt Dir nichts. Ich bin Dein Freund und hab' den ganzen Tag Zeit!« Neues Schweigen. Noch heftiger trommeln die Fäuste. »Einen anderen Freund hab' ich zweieinhalb Jahre ins Gefängnis gebracht, weil er seine Schulden nicht bezahlte; mach auf, Du Freund. Sag doch etwas!« Keine Antwort. Wiederum werbende Lockung, herrisches Fordern, auch weinerliches, trunkenes Gelall. Die Fäuste sind wohl müde geworden; nun poltern Stiefel gegen die hölzerne Türfüllung, so, daß der Verputz von unserer Wand aufs Bett rieselt. Trotz Veronikas Protest fordere ich mit einigem Stimmaufwand Ruhe. Wirkungslos. Im Gegenteil, der 'Freund' wird zornig: »Hörst Du mich? Ich zähle auf zehn, dann schieße ich meinen Revolver leer, rings ums Türschloß, und haue Dir den Schädel vom Hals, rolle ihn durch den Korridor.«

Einzig und allein Eugen ist es gegeben, dieses Spektakelstück des frühen Morgens zu beenden. Aus seinem Zimmer brüllt er, noch viel gewaltiger als einst beim Rede-Duell am Schneeziegenberg: »Shut up. Go to hell!« – Gehorsam stampfen Holzfällerstiefel die Treppe hinunter.

Wie still ist nun plötzlich das Hotel! Wir packen, begrüßen heiter die Lisplerin im Coffee Shop, beladen unseren Kombi und sind glücklich, weil die Sonne vom wolkenlosen Himmel herunterscheint. »Auf Nimmerwiedersehn, du Alpdruck-Palast in Bahnhofsnähe!«

Man sollte meinen, infolge der fast immer rechtwinklig sich kreuzenden, meist fortlaufend numerierten Straßen und Avenuen sei auch für den Fremden die Orientierung in Edmonton leicht; aber wir zickzackten doch stundenlang hin und her durch die sehr auseinandergezogene Stadt, bis wir den VW-Betrieb fanden. Ein guter Fund! Der Boß 'Gene' sprach nur den ersten Satz auf englisch, dann wurde schwäbisch geschwätzt; er stammt nämlich wie Eugen und ich aus Stuttgart. »Kutschiert Euer Wägele vertrauensvoll in Halle 2; bis morge früh ischt's prima in Ordnung. Bei mir schaffet lauter deutsche Leut; die verstehet sich aufs 'Kleine Wunder'. So heißt hier in Kanada der VW. Was kann i Euch no helfe?«

Ach, wir haben einen langen Wunschzettel! Obenauf steht das Quartier-Problem. Problem? Spielerei für den smarten Gene vom Neckarstrand! Dicht beim Werkbetrieb ist ein Motel-Camp, der 'Alaskan Auto Court' mit zwei neubemalten Totempfählen an der Einfahrt. Auf weiter Grünfläche stehen entzückende, kleine Holzhäuser. Eines davon mieten wir: blitzblank, elektrisches Licht, Erdgasheizung, Duschraum, zwei Zimmer, auf Wunsch Radio und Fernsehapparat, Vorplatz fürs Auto unmittelbar an der Haustüre.

*

Wir wohnten vier Tage in Edmonton. Ich habe dort seit fast sechs Wochen zum erstenmal wieder eine Zeitung gelesen, habe viel telefoniert und manchen Menschen die Hand gegeben: Altpionieren, Neueinwanderern, auch Deutschstämmigen. Aber meine Kenntnisse von der Stadt selbst sind kümmerlich; wir waren die meiste Zeit draußen bei den Wildtieren von Elk Island. Immerhin, ich sah im Vorüberfahren den Palast des Regierungssitzes von Alberta, der mit seiner hellen Rundkuppel dem Weißen Haus von Washington verblüffend gleicht, sah Wolkenkratzer-Hotels, turmhohe Ölraffinerien, dazwischen meist einstöckige Kleinstadthäuser, armselige Baracken mit provinziellen Verkaufsläden, Bumskinos, auch modernste Hospital-Komplexe, sah die Universität,

Mietskasernen und Büro-Quader, eine lange, kühne Brücke über die Talschlucht des Saskatchewan, doch nur selten einen Fußgänger. Viele Straßen sind ohne Bürgersteige. Jeder Arbeiter fährt seinen wenn auch klapprigen Car; manche Familien sollen drei, ja vier Autos besitzen. Zwischen den windschiefen Bretterhütten der Außenbezirke gibt es sehr kultivierte Bungalows mit blumenprangenden, weiten Gartenanlagen. Ich bestaunte das Nebeneinander breitester, bisweilen vierbahniger Asphalt-Rennbahnen, staubiger Erd- und grausamer Schotterstraßen, lebensgefährlicher Sandschlucht-Pfade. Alles ist selbstverständlich in diesem Land von morgen, in dieser nördlichst gelegenen Großstadt Kanadas. Die Menschen müssen hier schwer und viel arbeiten; aber sie verdienen gut, sind freundlich, hilfsbereit und mitteilsam-aufgeschlossen. Sie glauben an ihre Zukunft, sind stolz auf ihre Vergangenheit.

1795 gründete die Hudson's Bay Company das Fort Edmonton. Als ungefähr 100 Jahre später die Eisenbahn von Calgary zum Saskatchewan-Fluß fertig war, besaß Edmonton 400 Einwohner und 1 Polizisten. 1898, in der Zeit des Klondike-Goldrauschs, stieg die Bevölkerungsziffer auf 3000, während der nächsten zehn Jahre auf fast 30000. Jetzt dürfte die erste Viertelmillion bereits überschritten sein, und immerfort, durchaus nicht ungehört, erklingt der Lockruf: »Come North, young man, come North!«

Edmonton, der Zugang zum Norden, ist das Zentrum der kanadischen Petroleum-, Öl- und Erdgas-Industrie, ist, umgeben von landwirtschaftlichem Wohlstand, ein bedeutender Welt-Knotenpunkt, auch für den transpolaren und arktischen Flugverkehr – eine Metropole, deren Großhandels-Umsatz 1956 rund 575 Millionen Dollar betragen haben soll.

Genug davon! Es lockt mich zwar, die geradezu abenteuerliche Geschichte des Erdgases zu erzählen, das vor noch gar nicht langer Zeit als lästige Beigabe des Edmontoner Petroleum-Bohrens auf offenem Feld angezündet und verbrannt wurde. Heute ermöglicht dieses hochwertige Naturgas den Familien in Stadt und Land, ihr Haus für wenige Dollar das ganze Jahr hindurch zu heizen. In Pipelines wird es quer über den Kontinent geschleust, hat jetzt wohl schon die Küchen von Toronto erreicht. Auch vom berühmten Stetson-Hut aus echten Biberhaaren sollte ich erzählen, der 100 kanadische Dollar kostet und geradezu das Zunft-Merkmal der erfolgreichen, hemdsärmeligen Ölleute ist. Aber in diesem Augenblick kommt Al durch die Türe.

Wie kann ich diesen Mann beschreiben? Vor mir steht ein wohlproportionierter, gut aussehender Athlet, Anfang der Dreißig, und über seinen breiten Schultern lacht ein liebes, vergnügtes Jungensgesicht. Mancher Wildhüter, mancher 'Tiermensch', Warden und Naturfreund da und dort in den Rockies sprach mir von ihm. Ich hörte vor einer Stunde zum erstenmal seine Stimme am Telefon, versuchte auch, erfolglos trotz eines ortsansässigen Fahrers, die Wohnung von Al zu finden, vor der Stadt zwischen Prärie und Wald. Jetzt blicken wir uns in die Augen und sind Freunde – er, Eugen, Veronika und ich.

»Wie lange habt Ihr Zeit – eine Woche, einen Monat? Wir können vieles gemeinsam machen. Ich weiß, wo weißköpfige Adler horsten, wo es noch die große Eule gibt, die man für ausgestorben gehalten hat. Wir könnten auch in die Swan Hills hinauf, zu den Rekord-Grizzlies. Aber jetzt zeige ich Euch erst mal was Interessantes in Edmonton, und dann fahren wir zu May«, sprudelt Al, mischt Deutsch und Englisch durcheinander.

Eine halbe Stunde später bremst er seinen Wagen irgendwo in der Innenstadt vor einem ziemlich großen Schuppen ab. Wir alle sind zwar gleichermaßen der Überzeugung, daß die Trophäen- und Sportschießerei wesentlich mit schuld ist am schlimmen Rückgang des Wildbestandes, daß international eingeschritten werden müßte, um das Aussterben vieler Tierarten auf unserer Welt im letzten Augenblick zu verhindern. Doch was ich in diesem Arbeits- und Lagerhaus des Edmontoner Präparators vorfand, war auch für den Tierfreund ein Erlebnis: Schädel von urgewaltigen Moschusochsen, von weißen, hochnordischen Bighorn-Rams, von Riesen-Karibus, Gabelböcken, vom Alaska-Elch. Ich habe solche Geweih-Giganten kaum je gesehen. Staunen, Bedauern; welche Empfindung ist stärker in mir?

»Jetzt noch hinauf zum Hängeboden. Vorsicht, die Leiter ist steil und schwankend!« Hier liegen viele Felle; zwei davon werde ich nie vergessen: ein ungeheuer großes, dunkel-graubraunes Grizzly-Fell mit starren, ziemlich langen Haaren, hell am Rücken (»Silvertip vom Plains-Grizzly«, erklärt Al) und ein beträchtlich kleineres, sehr seltsames. Ich kann es nicht einordnen in meine Tierkenntnisse; vermutlich ebenfalls Bär? Aber wo gibt es Bären mit isabellfarbenem, ganz weichem und fast gelocktem Pelz? »Hier in Kanada, droben beim Polarkreis, in den Barren Grounds«, lacht Al. »Das ist wahrscheinlich eine dritte Grizzly-Art. Man weiß noch wenig davon; meine Dok-

torarbeit wird vielleicht den ersten, beweiskräftigen Aufschluß geben.«

Ja, Al ist Zoologiestudent – nebenbei, müßte man sagen, wäre die Beziehung zum Tier nicht sein Wesenskern. Etwas schwierig, diesen Kanadier in all seinen Facetten zu skizzieren. Eltern von Deutschland eingewandert, Naturfreunde. Al, schon von Kindheit an zum Umwelt-Erlebnis drängend, wird Trapper, Warden, lernt Busch und Wald, Gebirge und Tundra durch Alleinwanderungen kennen, will immer mehr wissen, möchte auf die Universität. Also Geld verdienen fürs Studium! Wozu hat man die Statur eines Riesen, hat athletische Kräfte? Al tritt als Ringkämpfer auf, wertet seine Erfolge klug und praktisch aus. Innerhalb weniger Jahre wird er Manager von Sportveranstaltungen, die sich durchsetzen in Kanada und ihn überall populär machen. Seine Pläne wachsen; er findet bei den maßgebenden Stellen Verständnis für das Hauptziel seines Lebens, für die Schaffung einer großen, naturhaften Zuchtfarm nordischer Tiere. »Das Gelände hab' ich schon. Jetzt muß ich tüchtig Propaganda machen: Radio, Television, Vorträge, Umzüge, öffentliche Veranstaltungen. Die Leute sind sehr interessiert; unser Spenden-Konto wächst dauernd.«

So berichtet Al auf der Geländefahrt vom Präparator zu seiner Wohnung. »Glaubt aber nicht, daß ich durch diesen Rummel zum Stadtmenschen werde. Wenn's irgend angeht, verdrücke ich mich immer mal für ein paar Wochen oder Monate und bin wieder dort, wo die Natur noch echt und wild ist, lebe mit den Indianern, Eskimos, mit den Tieren. Ich will aufklären, will erreichen, daß die nordische Tierwelt noch besser geschützt und vor der Ausrottung bewahrt wird. – Verzeiht, ich rede Euch Löcher in die Köpfe. May wartet schon lang mit dem Abendbrot. Ich muß ein bißchen aufs Gas treten.«

*

Das Edmontoner Haus von Al, das wir heute nachmittag vergebens gesucht hatten, steht auf einem Fichtenhügel über der Prärie. »Nicht schlecht; auch hier kann man den Stadtbetrieb vergessen«, sagten wir, und unsere Begeisterung wuchs nun von Minute zu Minute. In den Waldgehegen entdeckten wir viele, meist handzahme Tiere. Die Hausfrau begrüßte uns mit einem liebenswürdig schmeichelnden Skunk; zwei Deutsch Kurzhaar-Jagdhunde sprangen an mir hoch, ein Coyote drängte sich dazwischen, und der 'Pflegesohn' von Al, ein Indianerjüngling, stellte uns den Stolz der Familie vor, einen

hochbeinigen, schnurrenden Geparden. Wir sahen verwirrend schöne, lichtgraue Luchse mit flatternden Backenbärten, einen weißen Falken, und als die Dämmerung zur Dunkelheit geworden war, saßen wir in der großen Arbeitsstube, umringt von Büchern, Bildern, Sammlungsschätzen. Unvorstellbar, daß noch vor fünf Stunden Al für uns ein Fremder gewesen war. Es gibt wirklich einen Geheimbund des Herzens, der die Naturliebenden sogleich eint, diesseits und jenseits der Ozeane. Gastfreundschaft ist wohltuend. Hier war mehr: Gleichklang und Zusammengehörigkeit.

Um Mitternacht brachte uns Al zur Stadt zurück. »Eigentlich viel zu früh«, sagte er. »Aber wir wollen morgen sehr zeitig losfahren. Euer Wagen wird dann noch nicht fertig sein; ich hole Euch mit meinem alten 'Straßenkreuzer' ab. Macht Euch keine Sorgen um das bißchen Nebel; wir bekommen einen leuchtenden Sonnentag.«

Weil die Schlafstube im Motel überwarm war, drosselte ich den Heizkörper. Was zur Folge hatte, daß sich Veronika eine Stunde später noch eine Decke holte; die Augustnacht bescherte uns Frost. Doppelt genossen wir die guten Betten; durchaus verständlich. Vorvorgestern um diese Zeit lagen wir auf dem Fußboden des Wartesaals, vorgestern im regenfeuchten Kombi und gestern 'entzückte' uns das Krach-Hotel. Wie lang ist das her! Wieviel Freude haben wir inzwischen erfahren dürfen!

*

Der Nationalpark 'Elk Island' ist nicht groß, hat nur 194 qkm Ausdehnung. In ihm stehen rund 1 000 Wapitis, 200 Mule Deers, 600–800 Elche und zwischen 1 200 und 1 400 Bisons. Wegen der besonders schutzbedürftigen und nicht gerade harmlosen Bisons braucht dieser Nationalpark, im Gegensatz zu den anderen in Kanada, eine Umzäunung.

Freund Al wird von den Wildhütern, Warden und Waldarbeitern kameradschaftlich herzlich begrüßt; er hat vor Jahren hier ebenfalls mit Axt und Schaufel gewerkt. »Du kommst doch heut mittag zum Essen ins Kasino«, ruft es von links und rechts.

Zunächst bleiben wir auf dem breiten Publikumsweg, fahren eine Orientierungsrunde, die uns das sehr wechselvolle Gelände zeigt: Busch und Steppe, Sumpf, Seen und Wald. Wenig Nadelholz, meist Aspen und Ahorn; viele Sträucher, Zwergweiden, wilde Stachelbeeren, Quecken, Goldruten.

Jetzt zum Oberwarden, Umstieg in sein geländegängiges Fahrzeug. Das Erlebnis beginnt. Unser 'Boß' ist so groß, so breit wie Freund Al, ruhig und ein Meister am Steuer. Er kennt jeden Winkel im Park, hat während der fast 20-jährigen Dienstzeit die meisten Erdwege und Fire Roads angelegt, die wir während der nächsten 7 Stunden wiederholt durchfahren. Sein Truck dringt auch durch die weglose Prärie, schiebt sich über Wildwechsel in den Busch, kurvt um Sümpfe, klettert in tiefe Senken, auf steile Hänge. Der Vierrad-Antrieb schafft alles mühelos, still und gemütlich, könnte man sagen. Aber man hat keine Zeit dafür; Aug' und Ohr sind dauernd in Anspruch genommen. Wir sollen auch nicht reden.

Achtung! Der Mann hebt die linke Hand um ein paar Zentimeter vom Lenkrad. Schon kommt aus dem Aspengehölz der gleichen Seite eine Elchkuh, trollt fast unmittelbar vor dem Kühler nach rechts. Kurz darauf flüstert der Warden ein einsilbiges Wort: »Baisn«! Was meint er damit? Ach ja – Bison! Dort im Halbschatten steht ein kleines Rudel, 14 Indianerbüffel. Cowbirds – Stärlinge – laufen über ihre Rücken, hängen an den Flanken, picken und zupfen Insekten aus der Pelzwolle. Kein Tier läßt sich durch uns stören; der Boß gehört zum Biotop, sein Wagen auch.

Hinaus zur offenen Prärie! Bunte Fälklein spielen hoch in der Luft. Oder haben sie Gelüste auf die Fliegenschnäpper, die plötzlich abschwirren? Wohl kaum. Jedenfalls zieht der Warden nicht ihretwegen das Steuer so kräftig nach links; er will um die Buschgruppe herum, damit wir auch in dieser Richtung freie Sicht haben. Donnerwetter! Für ein paar Sekunden stockt mir der Atem. Ist's Wirklichkeit? Auf einem Sandhöcker, daher besonders auffallend in der flachen Prärie, steht ein Bisonstier. 60 Schritt nur entfernt, ganz allein, riesengroß, eine zottige, schwarzbraune Silhouette vor dem blauen Himmel. Er dreht den dicken Kopf zu uns, schüttelt ihn zwei- oder dreimal, brummt und stakt dann davon. Wir sehen ihn nun spitz von hinten, den Höcker über der Rückenlinie, den lebhaft pendelnden Quastenschweif, die unbehosten, geradezu dünnen Hinterbeine. »Pech«, sagt Eugen. »Wenn er ein paar Sekunden länger stehengeblieben wäre, hätt's ein gutes Bild gegeben.« Der Warden fühlt sich fast zu einer Entschuldigung verpflichtet. »Durfte nicht näher heranfahren. Es ist ein Outcast, den sein Sohn aus dem Rudel gestoßen hat. Diese überalterten Einzelgänger sind mißlaunig, greifen plötzlich an.«

In der nächsten halben Stunde sichten wir nichts außer einem Waldmurmeltier. Aber der Boß hat irgendein Ziel, fährt den Wagen über welliges Gelände genau südostwärts. »Du spürst wohl was in der Nase«, neckt ihn Al. »Möglich!« Schweigen und bald darauf Schmunzeln. Kleiner Steilhang, Biegung nach links: eine vielköpfige Bisonherde zieht äsend über das Grasland in langer, lockerer Kolonne. »Warten wir ein bißchen. Wahrscheinlich bleiben auch sie nicht stehen. Könnt Ihr von hier Aufnahmen machen?« – Eugen ist schon tüchtig an der Arbeit. Veronika und ich zählen; 42 Büffel bekomme ich zusammen, die Falkenäugige 2 mehr.

Der Warden läßt den Motor an. »Ich weiß jetzt, wohin die Herde will. Wir fahren zurück, schlagen einen Bogen, dann sind wir vor ihr an der Sumpfsuhle.«

Erfolg, sogar ein doppelter. Das Auto ist am Saum eines Kieferngehölzes angelangt. Vor uns Grassteppe, leicht sich senkend. Ich sehe auf der grünen Flur viele braune Flecken. »Die Büffel haben es also doch schneller geschafft als wir.« Der Warden schüttelt den Kopf. »Nein, hier weidet eine andere Herde. Die unsere muß von rechts kommen. Ihr könnt jetzt unbesorgt aussteigen. Bis auf 30 Schritt läßt Euch das Rudel heran.«

Zwar nehmen einige Tiere den Kopf hoch; aber sie fliehen nicht, greifen auch nicht an. Wir schlendern langsam vom Waldrand nach vorn, machen beglückende Einzelbeobachtungen. Da, dort, an vielen Stellen zugleich sehen wir spielerisches Sichboxen ganz junger Kälber, die erstaunlicherweise graubraun sind; nur eines hat die übliche Rotfärbung. Drei Jährlinge mit noch kurzen, geraden Hörnern beginnen plötzlich einen vergnügten Galopplauf, Schwänzchen in die Höhe und nach rückwärts umgebogen, merkwürdig steif wirkende Hinterbeine. Eine alte Kuh läßt sich ins Gras plumpsen, wälzt sich auf dem Rücken, stemmt schnaubend alle viere empor. Die dunkle Zunge des Hauptbullen versucht, bis an den üppigen Kinnbart zu schnellen; weil's ihr nicht gelingt, bürstet sie die feuchtglänzende Muffel.

»Du, schau nach rechts«, raunt Veronika. Der Warden hat gut prophezeit: aus dem Busch kommt 'unsere' Bisonherde, schiebt sich ganz selbstverständlich auf die äsenden 'Grundbesitzer' zu. Nun ist das Grasland wirklich übersät von Büffelkörpern; unmöglich, sie zu zählen im Hin und Her des Weidegangs. Ich will auch gar nicht wissen, ob hier 100 Tiere sind, 150 oder weniger; ich bin glücklich im Schauen, im Staunen. Wo auf unserer Welt mag heute solch ein

Anblick noch möglich sein? Wer hätte geglaubt, daß Eugen und Veronika auf 20, ja auf 15 Schritt an Bisons herangehen können mit den Kameras?

Ich möchte nicht überschwenglich werden; aber der Lichtglanz dieses Sonnentags schenkte uns ein Stück vom Paradies, vom Urfrieden. Irgendwann zogen die großen Tiere still hinunter zum verkrauteten See in der Senke, plantschten eine Weile suhlend im Wasser und verschwanden dann zwischen den hellen, schwarzgeringelten Aspenstämmen (Bild 51 und 52). Nur eine jüngere Kuh konnte des Badens nicht genug bekommen; immer wieder tauchte sie bis zum Hornansatz unter. Als sie endlich ihr Alleinsein erkannte, schoß sie schreckgepeitscht ans Ufer, schüttelte sich und rannte mit grotesken Bocksprüngen dem Rudel nach, in den Wald hinein.

»Mittagspause«, sagt unser Boß. »Die Büffel wollen verdauen, und wir Menschen brauchen schließlich auch mal was in den Magen.« Keine Sorge! Das Kasino ist zwar lediglich ein kleines, hellgetünchtes Bretterhaus, doch was jetzt vom Küchenraum auf den langen Gemeinschaftstisch kommt, muß in Menge und Qualität hoch gerühmt werden. Ebenso unsere Tafelrunde. Veronika, die einzige Frau zwischen den Wildhütern und Holzarbeitern, wird auf reizende Weise bemuttert und verwöhnt. Die jungenhafte Fröhlichkeit von Al schafft eine Männerkameradschaft, die alle Zungen löst und dennoch stets manierlich, harmlos ist.

*

Am Nachmittag fahren wir weiter kreuz und quer durchs Gelände. »Sonne sticht; wenig Hoffnung, jetzt noch ziehende Büffelherden zu finden. Sie bleiben im dichten Holz«, sagt der Warden und hat auch diesmal recht. Obwohl wir in die heimlichsten Ecken eindringen, den Truck durch enge Hohlwege zwängen, oft halsbrecherisch schräg eine Steilhalde hinunterschaukeln, lendenlahm werden vom Gerüttel – nirgendwo läßt sich ein Bison blicken. Unbegreiflich, mindestens 1 200 leben in diesem Park. »Und wo stecken Eure Wapitis, Ohrenhirsche, Elche? Nach den Narben der Verbiß-, Schäl- und Fegstellen an fast jedem Stamm müssen doch nicht wenige hier umherwechseln.«

Geduld, lieber Freund! Schon nähern wir uns einem Erlebnis, das ich nur zögernd niederschreibe, weil es durchaus unglaubhaft klingt. In langsamem Pirschtempo rollt der Wagen über die Waldstraße, die topfeben und schnurgerade ist, zu beiden Seiten flankiert wird von ineinandergreifenden Aspen-

kronen. In der lichtgrünen Front rechts öffnet sich auf einer Strecke von 80 m dreimal ein grünes Fenster, und heraus schaut ein langer, schwerer Schädel mit breitem Schaufelgeweih. Nichts von Hals, Körper, Beinstelzen. Nichts als der schwarze, völlig bewegungslose Elchkopf, beim ersten, beim zweiten und beim dritten Fenster. Als habe ein humorbegabter Waldkobold den gleichen, naturecht bemalten Wachsfiguren-Schädel im Rhythmus unserer Vorbeifahrt dreimal auf die grüne Blätterwand gezaubert. Beim drittenmal reißt der Boß hart die Bremse an. Sogleich kommt Leben in die glotzende Starrheit; das Aspenfenster klappt zu – verschwunden sind die wollbepelzten Tellerschaufeln und das Elchgesicht. »Entweder haben wir gemeinsam geträumt oder es gibt Drillinge bei den Elchen.«

Nach dieser Trio-Schau begann die Vielfalt unserer Elch-Erlebnisse. Vier-, nein fünfmal sahen wir Mütter mit einem oder zwei Kälbchen, sitzend, zweigrupfend, die Stöße der durstigen Kinder erduldend. Ein Stangenelch zog 20 m von uns entfernt durchs Altholz, war plötzlich ausgelöscht, wegradiert. Wahrhaftig, es genügt ein Baumstamm, um solch ein großes, sich spitzwinklig dahinter stellendes Tier für den Menschen unsichtbar zu machen! Der merkwürdigste Elch schaute von einer hohen Sandhang-Kuppe auf uns herunter: seine linke Geweihhälfte schmückten breite Teller und lange Zacken; rechts klumpte nur ein kurzer Stumpf. Der Elch hielt den Kopf schräg, als wolle er die unnormale Gewichtsverteilung ausgleichen.

*

Lagerung an einem langgestreckten See. Die Nachmittagssonne flimmert auf dem farblos-hellen Wasser. Doch dann kommt Wind auf, erquickt nicht nur uns, sondern auch unzählige Vögel. Wildenten ziehen rufend in der Luft und große, weiße Möwen. Bläßhühner, Rotschenkel, Grünschenkel, Taucher, immer neue Vogelarten schwimmen um uns, waten und stelzen am Ufer, huschen durchs Schilf, bohren ihre Schnäbel in die moorig-schwarze Erde. Veronika findet ein entzückendes, ganz winziges Fröschlein; es badete in der wassergefüllten Mulde einer Wapiti-Fährte. Der böige Wind vermengt die abertausend Vogelstimmen, trägt sie fort, bringt sie anschwellend zu uns zurück. Wir sind umfangen von Pans Musik, von lautem Rufen, von Gewisper und melodisch glucksendem Wellengeplätscher.

Ich überdenke die Erlebnisse des heutigen Tages, stelle manche Fragen

und ergänze dadurch, was uns Al und seine Freunde bereits erzählt haben. Vieles ist neu für mich. Am stärksten bewegt Veronikas und mein Gemüt das Schicksal der Bisons. Man schätzt ihren einstigen Bestand in Nordamerika auf 70 Millionen. Dann kam der Weiße Mann, wollte siedeln, baute Straßen, Eisenbahnwege und – schoß die Bisons erbarmungslos und massenweise tot. Um 1900 sollen die letzten 23 (?) Präriebüffel von den Regierungen Kanadas und der USA aufgekauft, unter Staats-Schutz gestellt worden sein. Der Hege eines Halbblut-Indianers, Pablo, sei es zu verdanken, daß dieser kümmerliche Rest die Steppenbison-Ausrottung aufhielt, Grundzelle einer erstaunlich raschen Vermehrung wurde. Zwar ziehen nirgendwo in der Jetztzeit Bisons durch die freie Prärie; aber in den Schongebieten, den Reservationen, ist während knapp 60 Jahren nach menschlicher Voraussicht die Zukunft dieser Wildrinder gesichert worden, falls es gelingt, die immer drohende Seuchengefahr wirksam zu bekämpfen.

Zwei der Reservate kennen wir, den kleinen Banffer Paddock und den Nationalpark 'Elk Island', der uns zur Zeit seine Gastfreundschaft schenkt. Die beiden größten Schutzgebiete sind in Montana/USA (mit einem Bestand von gut 15 000 Bisons) und im Norden von Kanada, beim Großen Sklavensee. Al war einige Zeit in diesem schwer zugänglichen 'Wood Buffalo Park', der nicht umzäunt ist und durch seine gewaltige Ausdehnung von 44 807 qkm jedes andere Schutzgebiet der Welt an Rauminhalt übertrifft. Ursprünglich lebten dort nur reinblütige Waldbüffel, die wesentlich dunkler sein sollen, fast schwarz, und beinahe 2 m Schulterhöhe erreichen können. Neuerdings hat man auch Präriebüffel dazugesellt, hoffentlich ohne gleichzeitig Rinder-Tuberkulose hervorzurufen. Jedenfalls kann nun mit ungefähr 20 000 Bisons im Wood Buffalo Park gerechnet werden. Der Naturschutz des 20. Jahrhunderts ist im Begriff, die Sünden der Vergangenheit am Indianerbüffel einigermaßen wiedergutzumachen. Das wollen wir dankbar anerkennen ...

Aufbruch vom See. Der Tag verdämmert, der schöne Tag zwischen Bisons und Elchen. Bei der Rückfahrt hören wir von Al, daß er morgen außerhalb von Edmonton Verhandlungen führen muß. »Abends bin ich wieder zurück. Ruft mich an, damit wir für übermorgen und die nächsten Tage planen können. Ich will einen großen Trip mit Euch machen. Den Indianer, meinen Pflegesohn, nehmen wir mit. Ihr erfahrt dann, was Naturverbundenheit ist.«

Das Gespräch über die freilebenden Indianer des Nordens endet erst, als wir am Motel aussteigen. Tagebuchschreiben fällt mir heute besonders schwer; immerzu schiebt sich vor die chronologische Berichterstattung, was Al von seinen roten Freunden erzählte. 'Sie sind nicht zu vergleichen mit jenem Volk, das im Reservat meist verkümmert oder allzu geschäftstüchtig wird. Ein noch ursprünglicher Indianer ist zwar verschlossen-ernst und wortkarg, doch nur, bis er erkennt, daß wir Weißhäute ihn nicht dünkelhaft von oben herab behandeln. Dann hält er Dir wirkliche Treue, und Du staunst über seine Begabung für jegliche Handarbeit, bewunderst seine Lernfähigkeit und den angeborenen Takt. Keine Gier. Immer anspruchslos, dankbar auch für Kleinigkeiten und dennoch nie unterwürfig. Naturhafte Würde, stilles Sichfreuenkönnen, Haltung!'

*

In dieser Nacht ließ ich die Heizung eingeschaltet. Draußen war wieder Frost. Doch als wir nach abgekürztem Morgenessen erwartungsvoll-neugierig zur VW-Werkstatt pilgerten, brannte schon die Sonne. Unser Wagen war fahrbereit, glänzte auf der saubergewaschenen Außenhaut; sein innerer Organismus soll von sämtlichen Abnützungs-Nöten an Motor und Getriebe befreit sein. »Nur noch eine Kleinigkeit. Die Rocky Fire Roads sind den Gummi-Mänteln der Bereifung nicht gut bekommen; zwei neue Decken braucht Ihr!«

»Was sein muß, muß sein. Safety first!« Als nächstes entsteht dann allerdings ein ziemlich erregtes Geflüster zwischen uns – beim Anblick der Rechnung. »Können wir es uns jetzt noch leisten, teure Abstecher in den Norden zu machen? Vernünftiger wäre ...« Ein Mann vom Büro fällt mir ins Wort: »Telefon, ein Anruf für Herrn Schuhmacher aus Jasper!« Eugen eilt, kommt bald wieder zurück, und sein Bericht ermöglicht uns, augenblicklich den gordischen Knoten zu lösen. »Gestern abend, kurz nach Sonnenuntergang, waren fünf Grizzlies am Wald-Dump. Wir sollen schnellstens aufkreuzen.«

»Armer Al, Du wirst schwer enttäuscht sein, wenn wir heut abend mit Dir telefonieren«, sagt Veronika. »Ist auch jammerschade um die Weißkopf-Adler, um den Swan Hills Trip. Aber die Jasper Grizzly-Spatzen sind besser als die Tauben im Hohen Norden. Ich bin dafür, daß Ihr Eure Schulden bezahlt und ich die Cabin im Alaskan Auto Court abbestelle. Wir starten doch wohl morgen früh?« – »In Ordnung«, lobt Eugen. »Dennoch keine Über-

stürzung. Den heutigen Tag verbringen wir draußen in Elk Island. Vielleicht gehen wieder die Aspen-Fenster auf.«

Lieber Freund, so wiederholt sich der Waldkobold nicht! Dafür bekamen wir neben vielen Freuden auch zwei Sensationen. Wir waren kaum 15 Minuten im Park, als ein Elch-Spießer mit ziemlichem Schwung über die Waldstraße lief. Von seiner linken Geweih-Hälfte hing ein langer, brauner Wollfetzen herunter. »Guck an, du fegst schon, Jüngling! Ein bißchen früh; aber mir soll's recht sein. Liebe Leute, wenn erst mal die großen Bullen ihre Schaufeln blankmachen, wenn die Wapitis schreien. Brunft, goldenes Herbstlaub; Ihr werdet in ein paar Wochen was erleben . . .«

So lang brauchen wir gar nicht zu warten. 5 Minuten später sehen wir als zweite Sensation goldgelbe Blätter in einer grünen Aspenkrone, nur fünf oder sechs; immerhin, sie leuchten. »Das kommt davon, wenn schon gegen Ende August die Nächte Frost haben«, orakelt Eugen.

Große Schmetterlinge, Trauermäntel mit lichter Bebänderung, gaukeln jetzt die Fahrstraße entlang. Einer treibt auf unsere Windschutzscheibe zu; gleich wird er sein Leben lassen müssen. Nein! Kurz vor dem Aufprall steigt er senkrecht empor, rutscht eben noch über das Wagendach in Sicherheit. Half ihm die Luft, das Polster, das wir vor uns herdrücken? Oder stellte er instinktiv seine Flügel so, daß er aus eigener Kraft dem Tod an der Glasscheibe entwischte?

Weil wir heute nicht im Warden-Truck, sondern in unserem bescheidenen VW kutschieren, verbietet sich die Kreuz-und-quer-Pirsch durchs Gelände; wir bleiben auf den Fire Roads, den immerzu kurvenden, schmalen Erdstraßen. Es ist bullig heiß geworden. Picknick in der Buschsteppe. Dann nimmt Veronika irgendwo ein Sonnenbad. Eugen klopft seine Pfeife aus. »Wenn Ihr erlaubt, macht meines Vaters Sohn ein Nickerchen im Wagen. Mir hat's hier zuviele Mücken und andere Stech-Ungeheuer.«

Eines dieser Ungeheuer fliegt dauernd um mich herum, eine große, schwarze Wespe. Ihr Hinterleib ist weiß geringelt, der Kopf eine Teufelsmaske, schwarz mit vier weißen Tupfen. Mir wird fast unheimlich. Ich stehe auf, schlendere in die Prärie und erlebe so die Schönheit des Kleinen, des Unscheinbaren. Ein Büffelpfad, nur 25 cm breit, schnurgerade eingeschnitten ins harte Gras, das umgeknickt ist vom Tritt der Hufe. Es muß ein Hauptwechsel

sein; viel Losung liegt hier. Einige der flachen Fladen sind noch frisch, dunkelbraun und weich, andere vertrocknet, steinhart, rissig, aschgrau. Doch fast jeder wurde zum Nährboden für entzückende und sehr appetitliche, ganz kleine Pilze mit Kugelköpfchen, gelb, lichtgrün, rötlich, sepiabraun, sogar blinkend weiß. Nichts geht verloren in der Natur!

Winzige Flechten, silbergrau. Dann Moospolster mit weißen Sternchen. Orangefarbene Gallen, die Indianerpinsel-Blume, lila Astern, dicht an der Erde, fast ohne Stengel. Hartblättriges Beerengestrüpp, und plötzlich auf federndem, schwarzem Moorboden eine kreisrunde, etwas eingedrückte Fläche, über und über mit braunen Büffelhaaren ausgepolstert. Hier pflegt sich wohl der alte Bisonbulle jeden Morgen zu wälzen, zu scheuern, zu suhlen.

Am meisten beschäftigt mich der Wildweizen, die Quecke. Ich weiß, der Landmann haßt dieses lästige Unkraut. Dennoch ist es schön, solch ein Meer von aufrechtstehenden, kurzstieligen Ähren genau zu beobachten. Die jungen sind schmal, leicht nach vorn gekurvt, die reifenden gelblichgrün, ihre langen Haarborsten rotviolett. Je älter die Pflanze, um so weiter stehen die Borsten ab nach allen Seiten; sattgelb, so wie ausgereifte Körner sein müssen, zeigen sich dazwischen die Samen. Ich setze mich in die Quecken-Unendlichkeit. Ein leiser Wind – meine Haut spürt ihn kaum – wirbelt eines der obersten Körnlein davon. Die Borstenhaare werden zu Tragflächen, zu Hubschrauber-Propellern; bald löst sich Weizenkorn um Weizenkorn, reist in seine Zukunft. Schließlich bleibt nur noch der Ährenstiel am Boden und auf ihm ein silbernes Grannen-Rad mit dem Goldzentrum des allerletzten Korns.

Veronika kommt; wir freuen uns gemeinsam an der Engelshaar-Welt im Kleinen, an den nur fingerlangen Fächerpalmen mit dem violettroten Hauch. »Sehr schön, aber Du solltest nun Eugen wecken; er möchte doch noch über die Waldkuppe fahren.«

Veronikas Vorschlag brachte Gewinn. Als wir 20 Minuten später oben waren, den Schalthebel auf Leerlauf stellten, schoben sich zwischen den Bäumen 4 Büffel hervor, ziemlich dicht vor dem Wagen, trotteten die Erdstraße hinunter und blieben mitten auf dem Weg stehen. Unmöglich, jetzt das Auto hinterdrein rollen zu lassen; wir wünschen uns doch keinen Boxkampf mit Indianerbüffeln! Geduldig sein, warten. Während ich meinen Tabaksbeutel aus der Tasche ziehe, stupst mich Eugen. »Links im Gebüsch!« Ja, ich

sehe die braunen Flecken; ein Bisonrudel liegt dort. »31 Tiere«, flüstert Veronika. Einige stehen auf und rupfen. Kälber trinken. Schließlich ziehen sie alle an uns vorbei zur Senke und stellen sich zu den ersten 4 Jungstieren. Alle? Schau, der Koloß, der Altbulle dreht sich um, stakt ungefähr auf Hangmitte erneut ins Gebüsch hinein. Dort sind noch mehr Büffel; weil sie wiederkäuend am Boden sitzen, haben wir sie vorhin nicht bemerkt. Der große Alte geht nun von einem Tier zum anderen, bürstet jedem mit der Zunge über den Rücken und bringt durch diese so sanfte Herrschergewalt auch die faulsten in Marsch. Jetzt ist wirklich das ganze Rudel drunten in der Wegsenke; ich bilde mir ein, es sei zahlenmäßig größer als die Doppelherde des gestrigen Tags. »Trudeln wir noch ein bißchen näher heran, im Leerlauf und geräuschlos«, sagt Eugen. »Auffressen werden sie uns nicht; neben dem dunklen Stier steht ganz friedlich ein zweiter, der mindestens ebensoviel Gewicht hat.«

Wir riskieren es und verweilen länger als eine halbe Stunde knapp 14 m vor der wegversperrenden Herde. Manchmal bummeln ein paar Jährlingskühe in den Wald hinein; aber der wachsame 'Chef' holt sie schnell wieder zurück. Lautes Gekrach: 2 mittelgroße Stiere wollen ausprobieren, wer von ihnen den härteren Schädel hat. Eine Bisonmutter legt sich; ihr Kälbchen hüpft erst spielsüchtig zu dem kleinen Vetter oder der Base von nebenan und spaziert dann zielgenau – auf unseren VW zu! Die eben noch dösende Mutter wirft den Kopf hoch, kommt verblüffend schnell auf die Beine, brummt und macht drei, vier Sprünge in der gleichen Richtung wie ihr Kind, nämlich gegen uns, die wir doch ganz gewiß nichts Schlimmes im Sinn haben. »Wenn das nur keine Karambolage gibt!« Ziemlich nah am Kühler ist schon der Büffelkopf, und ich bilde mir ein, die Augen glitzern recht böse. Aber in der gleichen Sekunde stellt sich die Mutter quer vor ihr Kind. Das Kälbchen versteht die Aufforderung, beugt sich seitwärts an das Gesäuge, ans kleine, pralle Euter. Ich gebe zu, mir fällt – wenn auch unsichtbar – ein Zentnerstein vom Herzen. Es sind höchstens 6 m von uns bis zu jener Stelle, wo aus einer Angriffsdrohung die mir viel sympathischere Idylle geworden ist.

Wie viel Zeit verging, bis das Bisonrudel die Straße freigab, weiß ich nicht. Aber das langsame Eintauchen und Verschwinden der Büffel in den Wald krönte durch seine Feierlichkeit nicht nur diese eine, sondern alle meine Erlebnisstunden im Elk Island-Nationalpark, die heutigen und die von gestern. Es

41. Mit ihren Drillingen trollt die Schwarzbärin auf Beerensuche am Waldsaum





war zugleich die rechte Überleitung für das Farbenspiel des Himmels und der Wolken bei unserer Rückfahrt.

Ja, wir müssen leider Abschied nehmen. Nur noch einen Blick über den See. Abendstille, tönend durch kleine Vogelrufe. Das Gewölk lockert sich auf; irgendwo wird ein Gewitter gewesen sein. Wir kommen gerade noch zurecht ans Ufer, um den roten Sonnenball sich einsenken zu sehen in die Fichtenspitzen. Er löscht aus, sehr langsam, blinkt zuweilen erneut durch eine Lücke in der schwarz werdenden Fichtenwand. Ein letzter Purpurfunken – vorbei! Doch nun jubelt eine Farben-Sinfonie auf: unten an der Horizontkante ist der Himmel wäßrig-hellblau, darüber flaschengrün; ganz oben wird er zu einem Bacchanal von Rot, Violett, Rosa, Silber, Messing und Gold. Alles flutet durcheinander; alles spiegelt sich zugleich im See. Die kleinen Wellen schimmern und schillern; jede hat eine blaurot irisierende Lasur.

*

Der erste Kilometer unserer Rückfahrt verläuft nach Norden. Hier gibt es keine Farbigkeit mehr. Grau und stumpf ist das Wasser im Graben rechts der Straße. Die Luft wird kühl. Links draußen auf der Prärie, der noch sonnenwarmen, kräuselt Bodennebel. Aber dann macht der Highway eine fast rechtwinklige Biegung; wir reisen nun genau von Ost nach West, unter einem jetzt goldrot brennenden Himmel. Freundlich helle, kleine Sommerwolken ziehen durch ihn. Je weiter sie westwärts kommen, um so stofflicher werden sie, klumpen sich bleigrau, violett, fast schwarz. Plötzlich sind keine Wolken mehr im Purpurhimmel; ich sehe eine ungeheuer große Krake, einen Oktopus-Tintenfisch, nur daß er nicht acht Arme hat, sondern achtzig, vielleicht achthundert – lange, kurze, dünn sich schlängelnde, auch breitwulstende. Ich rücke mich zurecht auf meinem Autositz und warne mich: kein Tintenfisch-Gespenst ist dort oben, nichts als windbewegte Wolkenballung! Doch die Vision bleibt lebendig, sie steigert sich sogar. Aus der Himmelskrake wird ein Medusenhaupt von Kilometer-Ausdehnung. Zwei der Schlangenarme greifen weit nach Süden, wo im schwach rosa behauchten Äther weiße Fischlein schwimmen. Allen voran eine Forelle, ein praller, großköpfiger Seelachs, dessen Flossen messerscharf ausgeschnitten sind und das Abendrot ritzen. Der Krakenarm der rußgrauen Meduse greift nach dem silbernen Lachs, bekommt ihn nicht, kann überhaupt keinen der Wolkenfische packen. Es sind

42. Wohlgenährt, aber mißmutig, geht der große Blacky hinein in den frühen Winter

auch längst keine Fische mehr, sondern Wildhunde, Wölfe, die an der Himmelsflur entlanghetzen, Beine, Hälse, Köpfe vorgestemmt. Ein Tier staffelt sich dicht hinter dem anderen. Nur die Forelle schwimmt vor ihnen her, unerreichbar, in weitem Abstand. Jetzt zerfasert ihre Torpedoform; die Haifisch-ähnlichen Dreieckflossen kräuseln sich.

Auch der Rumpfsack, der Leib des Oktopus, zerflattert; er dehnt sich von Nord nach Süd über den ganzen Himmel und verwandelt sich dabei in eine Hexe, in den Kopf eines bösen, alten Weibs mit lang zugespitzter Nase, die hineinstößt in den zuhinterst rennenden Wildhund. Hei, triumphierend saust die nun violette Überhexe durch den Goldglanz! Ihr dick gebauchter Körper, ihre verkümmerten Beine schlittern über einen Eishang, über einen Gletscher, der in Wirklichkeit jene weiße Gewölkwand ist, zu der sich inzwischen alle Fischlein und die langgestreckten Hunde vereinigt haben.

Der letzte Widerschein des Sonnenuntergangs erlischt, mit ihm das große, wilde Himmelstheater. Farblos, durchsichtig ist das Firmament. Die Prärie wird dunkel; ohne Kontur dehnt sie sich vor unserem Wagen in die Ferne. Dort, wo sie an den Horizont stößt, blinkt eine Kette winziger Goldpunkte: das elektrische Kunstlicht der Stadt Edmonton.

*

Um 10 Uhr sind wir am Pförtnerhaus der Motel-Siedlung. Telefonat mit Al. Er ist verständnisvoll. »Auf Reisen gibt es immer Kurswechsel. Niemand hat das Recht, sich gegen die Entschlüsse des anderen zu stemmen. Irgendwann holen wir nach, was jetzt unterbleiben muß. Aber ich sage Euch keineswegs telefonisch Lebewohl. Wenigstens für eine Stunde wollen wir Euch bei uns haben, May und ich. Steigt gefälligst hinein in Euren Car.«

Widerspruch duldet Al nicht. »Für junge Leute fängt um 10 Uhr der Abend erst an; in 50 Minuten könnt Ihr hier draußen sein. Wie, Ihr findet den Weg nicht? Ausrede. Bis zur dritten Brücke ist sogar Straßenbeleuchtung, ein gutes Stück durchs offene Gelände. Da wo der Busch anfängt, wird's ein bißchen schwieriger. Aber ich schicke Euch Joseph, den Indianer. Er soll seine Laterne mitnehmen und sie als Blinkfeuer hin- und herschwenken.«

Veronika versucht noch einen Einwand. »Du kannst doch unseretwegen den Indianer nicht in die kalte Nacht hinausschicken. Er muß vielleicht 30 oder 40 Minuten auf uns warten, wenn wir nicht ganz richtig steuern.« Al lacht hellauf.

»30 Minuten? Ein Indianer wartet drei Tage und drei Nächte genau an der Stelle, die man ihm angegeben hat. Wenn Du dann kommst, strahlt er vor Freude übers ganze Gesicht.«

Wir sind also (gar nicht ungern, wie ich eingestehe) zum zweitenmal und in genau entgegengesetzter Richtung durch die Stadt gefahren, fanden auch einigermaßen über die Sandhöcker und Kraterschluchten der Prärie, entdeckten aus ziemlicher Entfernung das Lichtgependel von Josephs Laterne. Bei der Begrüßung 'strahlte' wirklich sein sonst so ernstes Gesicht.

Zur Rückfahrt brauchten wir keinen Wegweiser und keine Beleuchtung; der Morgen dämmerte bereits. Aber ich muß nun erst von den Stunden der Nacht erzählen, von den vielen Freuden und Überraschungen, die uns Al und seine Frau schenkten. Vielleicht die größte, die mich beglückendste, war Mays Musikalität. Wer hätte geglaubt, daß diese schlanke, jugendlich schöne Kanadierin, die Kameradin ihres Mannes auf tagelangen Ritten und Fußwanderungen in der wilden Natur, unsere deutsche, italienische und französische Klaviermusik nicht nur kennt, sondern auch einfühlsam zu spielen weiß? Ich setzte mich neben den Flügel und vergaß, daß wir im Land der Koffer- und Handtaschen-Radios sind, daß mir seit fast zwei Monaten jedesmal der Appetit schwindet, wenn ich einen Coffee Shop, eine Gastwirtschaft betrete und sogleich überschüttet werde vom Lärm der Juke-Boxes.

Sagte ich eben Appetit? Nun, augenblicklich haben wir einen rechtschaffenen Hunger, Eugen, Veronika und ich. Unser Elk Island-Picknick liegt beinahe zwölf Stunden zurück. Jetzt muß ich das Fassungsvermögen kanadischer Eisschränke und die Reichhaltigkeit der dortigen Vorratskammern preisen, ebenso die ganz unkomplizierte Gastfreundschaft. Joseph, Frau May und Veronika bauen in wenigen Minuten ein kaltes Buffet auf zwischen den Bücherwänden, das auch in Schweden durchaus anerkannt worden wäre. Wir haben uns nicht geziert, haben eine wackere Klinge geschlagen.

»Wollt Ihr auch meine Filme sehen«, fragt der vergnügt schmunzelnde Al. »Ich bin zwar nur ein Laie an der Kamera; immerhin, einige Tiere vom Hohen Norden werden Euch vielleicht doch gefallen.« Unsere Begeisterungsrufe zeigen ihm, daß er sich nicht zu verstecken braucht, daß sein Farbfilm mancherlei wertvolle und seltene Natur-Urkunden geschaffen hat von Karibus, Luchsen, Wolverinen, Gabelböcken, Timberwölfen und Bären, von großen

und kleinen Säugern und Vögeln. Tiefblau leuchtet auf dem Bildschirm der Tundra-Himmel, und in ihm kreisen Goldadler, ziehen Hunderte von silberglänzenden Schneegänsen, pullen mit weitem Schwingenschlag majestätische Trompeterschwäne. Ich muß immer wieder von der Projektionswand hinübersehen in das verzückte Gesicht des Indianers, der am Fußboden kauert, die Hände und Arme über den Knien gekreuzt. Regungslos verharrt er so, auch als der Film längst abgelaufen ist.

»Hallo, Joseph, komm zurück aus Deiner Heimatwelt! Das war doch nur ein dummer, stummer Abglanz der schönen und weit von hier entfernten Wirklichkeit. Oder hast Du das Trompeten der Zugvögel gehört, das Brummen der Bären, das Knistern der Karibu-Tritte? Steh auf; wir wollen mal den Freunden unsere Winter-Ausrüstung zeigen«, ruft Al.

Ich sagte schon bei der ersten Begegnung, Al sei ein Athlet, groß und breit. Jetzt aber zwängt sich ein zottig-schwarzbrauner Riese durch den Türrahmen, richtiger gesagt, eine raumfüllende Pelzkugel mit Kragenkapuze, aus der nur die vergnügten Augen hervorleuchten, helle Menschenaugen. »Da kann man selbst bei 50 Minusgraden nicht erfrieren. Der Mantel ist aus der Wintermähne vom Büffel gemacht, nicht gerade leicht im Gewicht, aber beste Indianer-Handarbeit. Schaut Euch auch mal meinen Jagdrock aus Elchbullen-Leder an! Drei Jahre hat es gedauert, bis er fertig war.«

Ich schlüpfte in den ledernen Rock. Es soll ein komisches Bild gewesen sein. »Ertrink nicht im Elchwams, Zwerglein«, lachte Veronika. Doch ich fühlte nur die Weichheit des dicken Leders, das sich wie Seide anschmiegte, wie sehr alter, kostbarer Seidensamt. »Deswegen mußte ich auch drei Jahre warten«, erklärte Al. »Ich kenne nämlich eine alte Indianerfrau, die sich noch aufs rechte Verarbeiten von Elch- und Wapitileder versteht. Wahrscheinlich gibt es heutzutag nur noch fünf oder sechs solcher Squaws; sie kauen und walken monatelang mit den Zähnen die Elchhaut durch. Auf andere Weise wird das Leder nie so geschmeidig.«

Auch von einer zweiten Kunstfertigkeit, die ausstirbt, vielleicht schon ausgestorben ist, erzählte Al, von der Kielstickerei. »Geradezu lächerlich sind die modernen Glasperlen-Schmuckstücke der Indianerparaden. Früher, ehe die weißen Handelsmänner zu den Rothäuten kamen, sammelten die jungen Krieger Vogelfedern, Dachshaare, Stacheln von Porcupines. Die Frauen präparier-

ten die Kiele, färbten sie mit den Säften von Wurzeln, Jungtrieben, mit Beerensud oder Tonerde und stickten dann nach überlieferten Motiven aus dem starren Material die schönsten Ornamente. Nicht nur einfache geometrische Figuren; besonders begabten Squaws gelangen sogar zierlichste Blumen-Darstellungen. Ihr müßt mal im Indianer-Museum solche Kostbarkeiten genau ansehen. Ihre Farben sind noch völlig unverblaßt, obwohl sie vielleicht schon vor 100 Jahren am Zeltfeuer gekocht wurden. Übrigens, die derben Rundkiele der Stachler-Spieße brauchten ebenfalls eine Bearbeitung durch die Zähne der Indianerinnen, damit sie flach und geschmeidig wurden und mit der Beinnadel durch ein Schurzfell, ein Gürteltuch gezogen werden konnten.«

Ich hätte gern noch vieles von der alten Indianer-Kultur gehört. Aber uns beide, Eugen und mich, beschäftigte eben doch am meisten, was Al von den drei verschiedenen Grizzly-Formen angedeutet hatte, vorgestern in der Präparatoren-Werkstatt. So kam es, daß auf dem Zimmerboden fast das gesamte Kartenmaterial der Bibliothek ausgebreitet wurde. »Die geographische Lage der Rocky Mountains ist Euch ja bekannt. Dort, wenigstens in den Schutzgebieten, kommt auch heutzutage und sogar noch einigermaßen zahlreich der Felsen-, der Berg-Grizzly vor. Ich wünsche Euch, daß Ihr ihn schon übermorgen sehen werdet: er ist ein strammer Brocken. Allerdings, wenn Ihr erst mal mit mir an *diesen* Platz geht (sein Finger tupft auf der Karte zwischen den Kleinen Sklavensee und die Swan Hills) dann findet Ihr die Rekorde, die Flachland-Grizzlies, die viel gewaltiger sind, größer und schwerer (s. Fußnote Seite 67). Und wenn Euch die dritte Form reizt, mein isabellfarbener kleiner Grizzly – so sehr klein ist er gar nicht! – dann solltet Ihr nächstes Jahr eine neue Kanada-Expedition ausrüsten und ganz hoch in den Norden fahren.«

»Wäre nicht schlecht«, sage ich. »Es wird aber ein frommer Wunsch bleiben. Obwohl uns bei solcher Arktis-Reise auch die Moschusochsen locken würden, die Walrosse, manches andere Getier dazu. Für heute gehen wir jedenfalls schlafen, wenigstens auf drei Stunden. Dann wird es Zeit zum Packen und zur Jasper-Fahrt. Grizzly ahoi!«

Keiner von uns schätzt feierliche Verabschiedungs-Zeremonien. »Wozu überhaupt langes Gerede um dieses bißchen Trennung«, meint Al. »Spätestens bei der Eröffnung meiner Zuchtfarm habe ich Euch wieder hier in Kanada. Falls May und ich nicht vorher mal nach Deutschland fliegen.«

Von der Fahrt nach Jasper ist nur zu berichten, daß sie zu einer Langstrecken-Konkurrenz wurde mit mehreren uns vorauseilenden, hinter uns herdrängenden Gewittern – über die Kultursteppe der Felder, der Bohrturm-Anlagen, Silos. Einige Male sahen wir einen Bahnhof-Schuppen; vier oder fünf Baracken aus Brettern und Blech standen weltverloren darum. Später durchfuhren wir sogar eine kleine Ortschaft. Dann kamen die Waldberge, hinter ihnen die steinernen Hörner und Zackenfelsen, unsere Rocky-Flur. Irgendwo auf der Westseite des Highways – schon im Park und nicht sehr weit von Jasper entfernt – wuchtete ein langgedehnter, hoher Bergblock auf. Es dämmerte bereits abendlich, regnete jedoch ausnahmsweise nicht. »Was blinkt am Grat, gut 1200 m über uns? Als ob eine Lichtkugel Blitze schleudert!« Eugen stellte sein Nachtglas scharf: »Ein Holzhaus mit großen Glasfenstern, in denen sich noch etwas Sonnenlicht spiegelt. Wahrscheinlich ein Lookout, der Ausguck eines Feuerwächters.«

Unmittelbar vor dem Ort Jasper lief eine dicke Schwarzbärin über die Straße. Zwei Blacky-Kinder hoppelten hinterdrein, hatten pfiffig-neugierige Gesichter. Ihr Ziel war wohl der Campplatz am Waldrand. Die Bärenmutter verschätzte sich jedoch in der Distanz, zumindest im Tempo unseres Autos, erschrak und sprang mit einem geradezu verblüffenden Satz über den Knüppelzaun hinweg. Die pummeligen Sprößlinge schlüpften drunter durch, mußten aber auch ein paar Hupfer machen, grotesk-komische. So kamen wir vergnügt in die Wohnung vom deutschen Ehepaar Kay und Hermann, die uns mit der angenehmen Mitteilung begrüßten, daß im Haus gegenüber ein sauberes, ruhiges und auch für unsere Geldbeutel erschwingliches Quartier belegt sei. »Jetzt fehlen nur noch die Grizzlies«, sagte Eugen, als wir uns bedankten.

Beim Feuerwächter auf dem Palisadenberg

Gestern abend richteten wir uns noch häuslich ein im neuen Quartier. Veronika und ich haben eine kleine Stube; Eugen haust in der verglasten Veranda, ist also jederzeit mit einem Schritt schon im Freien. Leuchtende Morgensonne. Der Besuch beim Chefwarden in der Parkverwaltung gibt vielerlei Aufschlüsse: 'Grizzlies kommen im Jasper-Gebiet häufig vor, sind aber auch hier

sehr heimlich und dauernd unterwegs. Zur Zeit bevorzugen sie tagsüber die hohen Berghalden – Beerenreife, weniger Mücken als im Tal! Der Wald-Dump jenseits des Athabasca wird von den Grizzlies gern aufgesucht, allerdings erst abends und in der Nacht. Ratsam, sich mit dem zuständigen Warden Frank zu besprechen, der ab übermorgen wieder anwesend ist. Toni hat noch mindestens eine Woche mit seinem Bergsteiger-Kursus zu tun; Privatwagen können leider nicht bis zu ihm an den Maligne-See fahren. Dagegen dürfen wir die Fire Roads nach Anmeldung benützen; einer davon führt hinauf zum Lookout der Palisadenberg-Feuerwache. Fraglich jedoch, ob unser Motor-Car den rauhen Weg schafft. Viel Glück für alle Unternehmungen und – Vorsicht!‹

Das Ehepaar Hermann und Kay hat sich eine reizende Überraschung ausgedacht. »Kutschiert uns mal 100 m höher, waldaufwärts zum Patricia Lake. Dort braten wir zum Lunch den 6 1/2-Pfünder, den ich Euch zulieb in der C.N.R. mitbrachte: Sockeye-Salmon, bekannt als bester Lachs der pazifischen Küste«, sagt Hermann. Wir finden am Seeufer eine gemauerte Feuerstelle. Kay bestreicht den frischen Fisch mit Butter, würzt ihn und wickelt ihn in eine große Aluminiumfolie. »So, jetzt das Ganze auf den Eisenrost; aber macht mir keine zu hohen Flammen darunter! Einer von Euch Männern muß immer mal das Paket umdrehen, damit die Hitze an beide Seiten kommen kann. In 25 Minuten ist der Lachs tischfertig.« Hermann wäscht rohe Kartoffeln im See, knüllt sie ebenfalls in Aluminiumblätter und bettet sie in die Holzglut. Ich versichere, daß uns, Eugen, Veronika und mir, nie eine Fischmahlzeit besser geschmeckt hat, und wir bezweifeln, ob wir jemals wieder solch köstliche Riesenportionen Lachs vorgesetzt erhalten werden.

Die schon lang drohende Gewitterhusche wartet freundlicherweise, bis wir mit dem letzten Bissen fertig sind und das Geschirr im Auto verstaut haben. Für eine Viertelstunde hämmert dann der Regen aufs Blechdach; Veronika kann ihren Flugzeug-Kaugummi wieder einmal nutzbringend verwenden.

Wir Männer brüten über der Wegkarte. »Sehr weit ist es nicht«, meint Hermann, »immerhin errechne ich einen Höhenunterschied von 1100 m mindestens. Fünf Personen, dazu Euer schweres Filmzeug. Bedenkliche Sache!« Eugen, der Optimist, gibt den Ausschlag. »Was soll schon schiefgehen? Unser VW heißt in Kanada das Kleine Wunder. Wäre gelacht, wenn wir nicht zu dem Fire Lookout hinaufkämen.« 10 Minuten später öffnet mein Schlüssel die

Sperrschranke; ich bin ja so begierig, das Häuschen aus der Nähe kennenzulernen, das gestern abend Lichtblitze zum Highway herunterspiegelte.

Die ersten Meilen auf dem schmalen und sehr steinigen Waldweg sind zwar schon steil und rauh; aber sie erschrecken uns nicht. Der Motor ist das Singen und Jammern längst gewöhnt, Haarnadelkurven auch. Doch allmählich wird's mir unangenehm. Senken muß der Wagen durchfahren, Rampen erklettern, die im Reiseführer drei Sterne verdienen. Rechts am immer schmäler werdenden Weg, in den manchmal auch noch gestürzte Bäume hineingreifen, geht es fast senkrecht zu Tal. Ich kneife ein paarmal die Augen zu; nur knapp 20 cm sind zwischen der Sturzkante und den Rädern. Eugen pfeift vergnügt die Oberstimme zum Singsang des Motors.

Biegung waldeinwärts. Der Weg wird etwas breiter, zugleich noch steiler. Plötzlich zieht auch der erste Gang nicht mehr. Die Räder drehen durch, helles Aufheulen. Abgewürgt! Aber die Bremsen halten einwandfrei. »Aussteigen, bitte! Hinten ein paar Steine anlegen! Schuld ist nicht die Steigung, sondern das lockere Steinplattenzeug!«

Kriegsrat: 'Es kann nicht mehr weit sein bis zur Kuppe. Wir vier werden den Wagen anschieben und dann zu Fuß gehen. Eugen soll allein hinauffahren.' Der zweite Versuch gelingt bereits. Doch wir haben die Entfernung beträchtlich unterschätzt. Zu Anfang freue ich mich noch an den Schneelilien, den blauen Glockenblumen, an vielen Büschen mit roten und gelben, länglichen Beeren; aber dann wird die Luft schwül. Donner über dem dichtgeschlossenen Wald. Mein Herz meutert. 'An der nächsten Wegbiegung wird Sitzpause gemacht', nehme ich mir vor. Nicht nötig; dort hält der Wagen. »Du kannst einsteigen«, sagt Eugen, »Dein Gewicht schafft der Motor noch.« Ich bin dankbar, daß mir dieser letzte Steilanstieg zur oberen Waldgrenze erspart bleibt. Nach einer knappen Meile wird die Sicht frei: Wolkenhimmel, rechts eine Gestrüpphalde zum Grat und auf ihm unser Ziel.

Den Wagen lassen wir am Fuß der Halde, wandern über einen Schlängelpfad dem weißgestrichenen Holzhäuschen entgegen, das vom fast flachen Dach aus allseitig mit dicken Drahtseilen im Gestein verankert ist und unmittelbar am Steilabsturz steht. Keine Zeit, hinunterzusehen: aus der Tür tritt ein weißhaariger Mann, der Feuerwächter; er begrüßt uns freudestrahlend. Hier oben sind Besuche selten und sehr willkommen. »Ihr nehmt doch einen Tee mit

uns? Meine Frau hat schon Feuer gemacht«, ruft er gegen den Höhenwind und findet nun kein Ende mehr mit Fragen und Erzählen. '75 Jahre ist Mr. Fisher alt, seine Frau nicht viel weniger. Vom 24. Mai bis 24. September hausen sie dauernd hier oben. Alle zwei Wochen bringt der Warden-Truck Brennholz und Proviant herauf. Wasser muß aus einer Quelle geholt werden, 150 Schritt abwärts am Waldbeginn. Telefon mit der Jasperpark-Verwaltung hat er und Sprechfunk auch. Aber wir sollen doch ins Haus kommen; er darf jetzt im Sommer seinen Beobachtungsplatz nicht lange verlassen.'

Eugen will erst Kamera und Stativ aufbauen; vielleicht gibt es bald Sonnenschein. Ich begrüße Mutter Fisher und sehe mich um in ihrer Wohnwelt. Das Häuschen enthält einen einzigen Raum: 4,5 m im Quadrat. Je ein schmales Bett ist an der rechten und linken Wand, außerdem ein kleiner Kochherd mit Anrichte und Feuerlöscher, der Tür gegenüber ein Klapptischchen. Die Bretterverschalung geht ringsum nur bis zur halben Zimmerhöhe; darüber kommt Glas, der Ausguck auf die grüne Waldflur. Zwischen den vier Fensterfronten, also mitten im Raum, steht ein brusthohes Gestell mit einer runden Tischplatte aus Messing; darin eingeritzt ist ein großer Kreis mit Grad-Einteilung. Im Zentrum des Kreises erhebt sich festmontiert das Peilgerät, der Azimut. Griffbereit sind mehrere Landkarten, ein starkes Vergrößerungsglas, das Telefon und der Sprechfunk-Apparat, eine Präzisionsuhr. »Wenn ich irgendwo außerhalb der Campplätze Rauch aufsteigen sehe, lege ich den Punkt genau fest, melde ihn nach Jasper, und wenige Minuten später rast schon das erste Löschauto los«, berichtet der Feuerwächter. Er zeigt mir auch sein Logbuch mit den täglichen Eintragungen. »Manchmal kommt Wild bis ans Haus. Muß genau notiert werden. Im Vorjahr schrieb ich ins Buch: 4 Mule Deers, 4 Wapitis, 28 Murmeltiere, 157 Bergschafe, 1 Schneeziege. Die vielen Streifenhörnchen zähle ich nicht, Vögel auch nicht. Am häufigsten sind Whisky Jack und Clark's Crow, die beiden Häher. Ich brauche ihnen nur zu rufen; soll ich's mal versuchen?« 5 Minuten später holt mir im Vorbeiflug ein hellgrauer Whisky Jack – ein Wildvogel! – Brot aus der Hand, und ein zweiter landet sogar auf meiner Schulter, spaziert über den ausgestreckten Arm, sträubt die Schopfhaube, und seine schwarzen Augen glitzern verlangend auf die Erdnuß, bis er sie sich zwischen meinen Fingern wegholt. Ein dritter Häher tut bei Eugen das gleiche. »Kommt auch der Grizzly ans Haus«, fragt Eugen. »Ge-

sehen habe ich noch keinen; aber dreimal im vorigen Herbst fand ich nach Regennächten seine Fuß- und Krallenabdrücke. Im Dienstbuch ist's vermerkt.«

Rufe vom Waldsaum. Unsere drei Fußgänger erscheinen. »Du kannst froh sein«, pustet Veronika, »der Weg war lang und durchaus kein Vergnügen.« Um so besser schmeckt uns jetzt der Tee; ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Die Sonne verbirgt sich noch immer. »Aber sie kommt«, prophezeit Eugen und rät Veronika, ihre Kamera ebenfalls schußfertig zu machen. »Von hier gibt's großartige Panorama-Bilder!« Ich gehe auf dem schmalen Gratweg hin und her, freue mich an der alpinen Flora, an den kleinen Astern, am gelben Alpenmohn, an kriechenden Pflänzchen, deren Blüten noch nicht ganz geöffnet sind, jetzt gegen Ende August. Besonders schön sind Maiblumen-ähnliche, ganz zarte rosa Glöckchen.

»Sonne, Sonne«, jubeln wir wohl alle gleichzeitig. Eugen und Veronika arbeiten sofort mit Hochdruck. Ich habe es gut, kann still dabeistehen und genießen. Die Schau ist überwältigend, der Ausblick auf die Steinriesen, die links emporwuchten, rechts und auch uns gegenüber; sie füllen den ganzen Horizont mit ihren Pyramidenspitzen, mit den Schneehauben, den Gletscherhängen. Der Wald, der mir bei der Highway-Fahrt endlos erschien, kriecht jetzt bescheiden als grüne Raupe an ihren Sockeln entlang, kommt da und dort ein wenig an den Flanken hoch. Zwischen den Bergen liegt das Tal des Athabasca-Flusses. Oh, wie einfach schreibt sich dieser Satz aufs Papier! In Wirklichkeit ist der Wasserlauf eine bizarr-vielfältige Welt, die sich immerzu verändert. Ich müßte sagen, der Fluß besteht aus hintereinandergestaffelten Seen, aus kleinen, runden, ovalen und langgestreckten, die jeweils durch eine Wasserrinne verbunden sind. Manchmal wird das lichtblaue, von oben gesehen schmale Band breiter, weil irgendein Berggewässer schäumend einmündet. Nach Norden zu bildet der Fluß aus vielen Armen ein Delta, umflutet fichtenbewachsene Inseln, macht plötzlich zwischen den Bergzügen einen scharfen Knick, biegt weiter draußen wieder in die alte Richtung zurück und schafft so eine Perspektive, die nirgends zum Abschluß kommt.

Über dieser Welt der Höhe, Tiefe, Nähe und Ferne liegt jener zartblaue Hauch, der mich immer von neuem begeistert. Er lasiert den Himmel, die hellen und die dunklen Berge, den Fluß, die vielen Wasserarme und Seen, auch das Waldtal. Schwarzgrün sind die Fichten- und Kiefernbestände, ich

weiß es; aber nun leuchten sie sattblau und bilden den Grundakkord der Farbensinfonie (Bild 5).

Erinnern wir uns: der Verwerfungsblock des Palisadenbergs fällt nach Osten mehr als 1000 m senkrecht ab. Wir Menschen stehen oben auf seinem horizontalen Grat, sehen also wie aus der Vogelperspektive zusammengefaßt und gleichzeitig alle Furchen, alle Runen, die in das breite Tal unter uns eingeschnitten sind, entweder von der Natur selbst oder von der Technik des 20. Jahrhunderts. Die schnurgerade, dünne Linie dicht neben dem Athabasca-Fluß ist der Schienenweg der C.N.R., der, oft über Dämme und Brücken, dem Pazifik zustrebt. Links von ihm schneidet eine andere, etwas breitere, doch ebenso helle und gerade Spur durch die blaugrüne Talwaldung; winzige Käfer krabbeln sehr schnell darüber, kommen von Nord und Süd. Mein Fernglas formt aus den Käfern die modisch langen, bunten Autos, die den Highway zwischen Jasper und Edmonton befahren. Dort rollte gestern abend auch unser VW, als wir staunend und rätselnd hier heraufsahen zum Fire Lookout, zur 'silberblitzenden Lichtkugel'.

Noch eine, die dritte Rune der Technik entdecke ich im Wald; sie ist ziemlich nah am Fuß des Palisadenbergs: der Strang der Pipeline, die das bei Edmonton gebohrte Petroleum nach Vancouver schleust.

»Du, wir müssen jetzt leider zurück nach Jasper; in zwei Stunden beginnt Hermanns Abenddienst«, sagt Eugen. »Aber schau Dir auch den kleinen weißen Kreis mit den zwei Zipfeln an, jenseits vom Fluß. Ist wohl ein Flugplatz, die Landemarkierung für Hubschrauber.« Veronika holt die Reste ihrer Proviantkiste und beglückt damit das Einsiedler-Ehepaar. »Frisches Obst und Gemüse sind eine Seltenheit für uns«, bekennt die dankbare Mutter Fisher.

Abfahrt ohne Panne, dauernd im ersten Gang. Welch ein Glück, daß wir den luftgekühlten Motor haben! Eugen hält Hand und Fuß einsatzbereit an den Bremsen. Ich werde die Erinnerung ans Oktoberfest nicht los, an die Berg- und Talbahnen, so kurvt unser Wagen schaukelnd durch die Unebenheiten und Löcher. Häßliches Ohrensausen. Aber 25 Minuten vor Dienstbeginn steigt Hermann beim Bahnhof aus.

*

Veronika, Eugen und ich nützen den noch frühen Abend, um das Dump-Gelände anzupirschen. 4 km Highway-Fahrt nach Norden, rechts über die Atha-

basca-Brücke in den Kiefern- und Fichtenbestand hinein. Die Asphaltstraße, die nach einer vornehmen Parksiedlung führt, vertauschen wir bald mit einem engen, holprigen Erdweg. Nach 20 Minuten ist eine Gattertorschranke im Wald und eine große Tafel:

WARNUNG! Dieser Road und der Dumpground sind für allen Verkehr geschlossen von 8 Uhr abends bis 8 Uhr früh. GRIZZLY-GEFAHR! Anordnung des Park-Superintendenten

»Zur Kenntnis genommen«, bestätigt Eugen. »Aber jetzt ist es erst 7 Uhr am Abend. Fahren wir also hinein; die Schranke steht ja noch offen.« Eine lange, schmale Waldschneise zwischen hohen Fichten. Dann kommt ein Freischlag, eine kreisförmige Lichtung mit Gras, Beerengestrüpp und vielen Steinen. Wir durchqueren sie ungefähr 100 m und bremsen vor einem Abhang, der in leichter Schräge 6–7 m nach unten führt zu einem ziemlich breiten Buschprärie-Streifen vor der nun wieder ganz dichten Waldwand. Wir sind also, auf der Lichtung stehend, völlig umschlossen von Wald, von leicht ansteigendem Koniferenwald. In der Ferne, hinter den grünen Hügelzügen, ragen Felsberge auf. Von Süden her leuchtet ein vergletscherter Pyramidenklotz, ein Firnriese.

Doch kein Fernblick lockt uns heute so sehr wie die Nähe. Auf dem gerodeten Plateau, auf der Lichtung, befinden sich zwei Gebäude, 20 m von der Hangkante entfernt. Das eine ist ein Bretterschuppen, voll mit Kohlen. Ziemlich nah dabei stemmt sich ein Betonwürfel 4 m hoch, hellgrau, mit einer schweren Eisentüre. Auf der oberen Blockfläche, die mit einem Geländer eingefaßt ist, steht ein gemauerter, schlanker Schornstein. Kein Zweifel, wir haben den Dump-Ofen vor uns, in dem der Garbage, der Müll von Jasper, geschmort und verbrannt wird.

»Laßt uns mal zur Plattform hinaufsteigen«, sagt Veronika. Eugen ist schon in Bewegung, spaziert die langgestreckte, ebenfalls gemauerte Rampe hoch, deren oben flach auslaufendes Ende an die Geländer-Plattform des Ofenwürfels stößt. »Hier ist die Einschütte«, ruft er und deutet auf einen großen, schweren Eisendeckel. »Man riecht es«, bestätigt Veronika, »ein Höllendüftchen, und Qualm dazu.«

Inzwischen steigt Eugen noch zwei Trittstufen empor, lehnt sich nun an den Schornstein. »Da werde ich die nächsten Abende verbringen. Idealer

Beobachtungsplatz! Ob der Grizzly aus der Senke kommt, irgendwoher aus den Waldflanken: wenn's nicht stockfinster ist, muß man ihn schon aus 100 m Entfernung sehen. Hier heraufsteigen wird er kaum; er soll ja nicht klettern können. Ich halt's auch die ganze Nacht aus; der Rücken wird vom Schornstein hübsch angewärmt.«

Es tröpfelt, und der Qualm über der Schräghalde ballt sich zu weißlichen Wolkenklumpen. Ich vermute, daß der Dump-Wart den Schmorbrei des Garbage dort hinunterschüttet. Veronika stupst mich. Ein großer Schwarzbär kommt von links, setzt sich an eine Fichte, umarmt den Stamm, richtet sich hoch, kratzt, scheuert die Schultern an der Rinde. Dann bummelt er, unbekümmert um den Regen, nach vorn, läuft ziemlich nah am Auto vorbei und steigt in die Halde ein. Wo nur wenig Glut und Rauch ist, scharrt er. Mit Erfolg, wie uns sein Schmatzen beweist (Bild 45). »Nanu! Links taucht eine Bärin mit zwei Jungen auf, und von hinten trollen noch drei Blackies dazu«, melden meine falkenäugigen Kameraden. »Kein schlechter Anfang. Es sollten nur Grizzlies sein und keine Schwarzen. Morgen müssen wir frühzeitig hierher; dann wird ja wohl auch der Ofenheizer da sein. Jetzt bin ich pitschnaß.«

Der futtersuchende, große Blacky hebt nicht einmal den Kopf, als wir ins Auto steigen. Die zwei Jungpetze richten sich neugierig auf den Hinterbeinen hoch, flüchten aber schnell, weil die besorgte Mutter schnaubend von der Seite auf sie losprescht. Während sie zwischen Busch und Gras verschwinden, wird mir bewußt, daß die Halme schon ganz gelb sind: Herbst-Ankündigung bei sommerlichem Gewitterregen.

»Ich hab' einen gesehen, einen alten Silvertip!«

Gleich nach 6 Uhr in der Frühe sind wir wieder am Wald-Dump, gehen zu Fuß über die Schneise, weil das Gattertor noch geschlossen ist. Unheimliche Stimmung: Ödland im Regengrau, belebt allein durch mehr als 100 schwarze, krächzende Krähen. Sie flattern, kreisen, hocken auf den Fichtenwipfeln, auf dem Dach des Kohlenschuppens, hüpfen drunten in der Prärie-Senke, auch am Abfallhang, der noch immer qualmt.

Um 7 Uhr kommt ein älterer Mann in nicht gerade sauberer Arbeitsklei-

dung, stochert mit einer langen Eisenstange am Feuerofen herum, füllt seine Schubkarre mit dem dampfenden, wirklich nicht nach Balsamöl duftenden Brei und schüttet ihn über die Halde. Immerzu pendelt der Mann hin und her. Geruhsames Plaudern schätzt er nicht; auf unsere Fragen brabbelt er aus Zahnlücken ein englisch-französisches Kauderwelsch: 'Blackies seien dauernd da. Von den grauen Bären wisse er kaum etwas. Um 5 Uhr mache er Feierabend; wenn sie kämen, dann meist erst zwischen Mitternacht und Morgendämmerung. Nur fünfmal während seiner vielen Dienstjahre hätten sich Grizzlies bei Tag gezeigt, am Waldrand. Es seien vornehme Herren . . .'

Ab 9 Uhr bevölkert sich der Dump – mit Schwarzbären und mit Feriengästen. Sogar Reiseomnibusse rumpeln, humpeln aufs steinige Plateau. Groß und klein, das Menschenvolk genießt mit lautem Hallo die Blacky-Sensation. »Nichts zu erhoffen für uns! Wir sind auf die stillen Abende angewiesen und auf helle Nächte. Ich schlage vor, jetzt zum Snaring River zu fahren; dort filmte ich voriges Jahr Bighorn-Widder. Wenn mich nicht alles täuscht, haben wir zu Mittag Sonne«, sagt Eugen.

*

Mit der Sonne glückte es, jedoch nicht mit den schneckengehörnten Rams. Wir lernten im Snaring-Revier einen neuen, sehr mitteilsamen und wissenden Warden kennen, der uns erzählte, daß jetzt, in der Haupt-Mückenzeit, die Wildschafe und Schneeziegen dauernd oben im Berg blieben und daß auch die Wapitis hinaufzögen. Aber nicht weit von hier im Tal seien Biber, und wir könnten während der nächsten Stunden auch noch den Einbahn-Weg zum Celestine Lake benutzen. Es lohne sich, diesen 'himmlischen See' anzusehen. Ab 5 Uhr sei dann das Fahren nur in der Gegenrichtung erlaubt. – Bei der Verabschiedung vom Warden und seiner Familie kreisten drei Goldadler im schon wolkenlos blauen Himmel.

Die Fahrt lohnte sich durchaus; sie bereicherte jedenfalls unser Register der Geländeschwierigkeiten. Dem armen VW mußte immer wieder aufmunternd zugeredet werden, und der Mann am Steuer brauchte Kaltblütigkeit, ebenso artistische Begabung. Wir verirrten uns auch einmal, kamen mitten im Wald nicht mehr weiter. Kunststück, hier den Wagen umzudrehen! Eine halbe Stunde schwitzten wir sehr.

Aber sind die Silberwurz-Teppiche nicht schön, auch die blaßblauen Zwerg-

astern, die Schneeball-Kügelchen, der wilde Rosenbusch mit den lackroten Hagebutten? Dazu die Vielfalt der Bäume: Lodgepole-Kiefern, lanzenspitze Fichten, Lärchen, Balsam-Tannen. Sie freuen mich besonders, denn ihre diesjährigen Zapfen sind dunkel-purpurrot, fast violettblau und stehen senkrecht auf den Zweigen, viele rundlich pralle, kleine Kegelchen. »Das duftet anders als der gekochte Garbage-Brei«, sage ich zu Veronika und drücke mit dem Fingernagel eine der Warzenblasen auf, die den glattrindigen, hellgrauen Stamm des jungen Balsambaums bedecken. Ölig-harziger, dennoch ganz klarer Saft quillt heraus; Nase und Zunge haben gleichermaßen Genuß an ihm. »Echter, hochbegehrter Kanada-Balsam! Die Waldläufer und Indianer heilten früher damit ihre Verletzungen; er soll auch gut sein gegen Fieber, Brustschmerz und Halsentzündung. Heutzutage dient er zum Kitten optischer Linsen und bei der Bearbeitung mikroskopischer Präparate.«

Das Gelände wird sumpfig. Eine Stunde Rast am länglichen See. Viele Stümpfe und naßkranke Bäume beweisen, daß hier die Biber einen Bergbach gestaut und die Waldwiese unter Wasser gesetzt haben. Durchs Ufergras führt ein handspannenbreiter, schnurgerader Pfad, der nächtliche Ausstieg. Auf der anderen Seite des Stausees entdecken wir die große Biberburg; frisch geschnittene Aspenzweige schwimmen davor. Ganz unten streckt sich ein langer Knüppeldamm quer über die einstige Wiese.

Von der nun folgenden 20-km-Fahrt will ich keine Einzelheiten erzählen. Zweimal mußten wir fast so steil hinauf wie gestern zum Feuerwächter, dazwischen wild kurvend abwärts in ein Urstrom-Tal. Wir sahen Bergrutsche, glattgeschliffene Steinwannen, Canyons, gebuckelte und messerscharfe Klippen; wir schlitterten auf schmierigem Lehm, tanzten über Moränengeröll, das den schmalen Weg verschüttet hatte, fuhren bald durch dunklen Fichten-, bald durch besonnten, lichtgrünen Laubwald und erreichten schließlich den Bergsee mit dem himmlischen Namen. Ich bekenne: für unseren Hunger war's höchste Zeit! Man darf ja in den Nationalparken nur auf Campgrounds Feuer machen und abkochen, wenn man nicht eine Sondergenehmigung besitzt. Hier, dicht am Ufer, steht zum Glück ein Freiland-Herd; Veronika hat wohl selten so willige Helfer beim Küchendienst gehabt.

Nach der 'Abfütterung' bleiben uns zwei Stunden für den See. Leider unmöglich, ihn ganz zu umwandern, trotzdem er nur klein ist. Der Uferwald

besteht aus abertausend Hindernissen. Auch Eugens Angel-Unternehmungen schlagen fehl. Wir legen uns also in die Sonne (ich in den Halbschatten, zum Schutz meiner empfindlichen Haut) und genießen die Stille. Kein Windhauch, kein Vogelruf; lautlos träumt das lichte Rund des Sees in der dunkelgrünen Waldberg-Mulde.

»5 Uhr! Jetzt darf der Weg in der anderen Richtung befahren werden«, stellt Eugen fest. »Unser Wagen wird einiges leisten müssen, und das Wolkenzeug am Himmel gefällt mir nicht.« Zwar reicht es uns noch zu einer 'trokkenen' Tiefenschau ins Urstrom-Tal, aber dann braust von rechts ein arges Gewitter heran, schüttet und tobt, überrennt uns, und während wir hinter ihm dreinfahren, wölbt sich viermal ein Regenbogen als leuchtendes Tor von einem Berg zum andern, läßt die tropfnassen Grasmatten vielfarbig glitzern. Die letzte, die leuchtendste Himmelserscheinung berührt jenen vergletscherten Felskegel weit draußen, der mir bereits gestern am Dump aufgefallen war und den Veronikas Kartenstudium nun als Mount Edith Cavell ausmacht. Ich muß den schönen Berg näher kennenlernen, möglichst bald . . .

*

Bei Kay ist Nachricht für uns: wir sollen morgen vormittag zur Parkverwaltung kommen, der Grizzly-Warden sei dann anwesend. »Das dauert mir zu lang«, sagt Eugen, »ich fahre jetzt gleich an den Dump. Das Gatter wird schon geschlossen sein, 8 Uhr vorbei; aber ich brauche ja mein Filmgerät nicht mitschleppen; 's ist schon viel zu dämmrig. Laßt mich mal ganz allein oben am Schornstein stehen. Vielleicht sehe ich was. Den Lodenmantel und eine Wolljacke nehme ich mit. Ihr drei solltet zum Abendbrot gehen; ehe der Coffee Shop geschlossen wird, bin ich wieder bei Euch.«

In unserem Zimmer tippt mir Veronika zwei Luftpostbriefe, die wir zur Bahnpost bringen als Antwort auf ein heute mittag eingetroffenes Telegramm aus München. Kurz nach 1/2 10 Uhr sitzen wir in der Cafeteria, und wenige Minuten später stürmt Eugen durch die Tür. »Schon zurück«, rufe ich, »es war wohl nichts mit . . .« Jähe Unterbrechung! Eugen drückt mir pressend Hand und Schulter. Sein Gesicht ist fast fiebrig gerötet; die Augen glänzen. »Du, ich habe einen Grizzly gesehen. Wirklich! Ich schwindle nicht. Einen großen, einen Silvertip. Ich schwör's Dir.«

Man muß diesen ruhigen, erdhaft robusten Mann kennen, um das Unge-

43. Können sich Bärenbuben behaglichere Sitzplätze wünschen? 12 m überm Grund!



wöhnliche seiner sprudelnden Erregung ganz zu ermessen. Unsere Glückwünsche, unsere Fragen erreichen schließlich, daß er sich setzt und im Zusammenhang folgendermaßen erzählt:

»8 Uhr 35 beim Gatter. Ist noch offen. Auto hinter dem Ofen abgestellt. Über die Rampe zum Kamin hinauf. Drei Blackies an der Halde. Muttertier kommt mit zwei Jungen. Noch ein Bär, dann ein Pärchen. Schließlich sind neun Blackies futtersuchend und bummelnd zwischen Hang und Plateau. Eine Nachtschwalbe segelt über dem Kamin. Unten in der Senke meldet sich ein Coyote. Licht läßt nach. Die Blackies verkrümeln sich.«

Eugen steigt die zwei Leiterstufen zur Plattform hinunter, will vor ans Geländer. Da erkennt er trotz der Dämmerung, daß zwischen den Bäumen links in der Senke, ungefähr 80 m entfernt, ein Bär heraustritt. Das Fell muß dunkelbraun sein; aber an den Schultern und bei den Flanken ist es fast silbrig. Nein, so straff, so hochbeinig gehen keine Blackies! Breiter Rundschädel und hinter dem Nacken fast ein Höcker: Grizzly!! Er wandert langsam durch die Buschebene, ruckt immer wieder den Kopf hoch, zieht Luft ein. »Ich kann Euch sagen, ich stand mucksmäuschenstill, guckte, freute mich, daß der Bär meine Witterung von oben nicht auffangen konnte. Aber er war dann plötzlich doch verschwunden. Nach einer Minute ging ich auf Zehenspitzen noch etwas weiter vor. Was glaubt Ihr? Der Grizzly war keineswegs verschwunden: er kam jetzt die Rampe herauf, war nur noch knapp 15 Schritte von mir entfernt, ein Riesen-Ungetüm, kohlrabenschwarz. Was sollte ich tun? Mir war doch etwas schwummrig. Fast unbewußt hustete ich, kurz, aber sehr männlich. Und der Grizzly, der horribilis? Wie vom harten Wasserstrahl getroffen, warf er sich herum, sauste die Rampe hinunter, in den Wald hinein.«

Kay, Veronika und ich, wir haben wohl alle gleichermaßen und tief Luft geholt. Während des Berichthörens sind wir vor Spannung nicht dazugekommen. »Du, schau Dir schnell mal die Speisekarte an; bist sicher ausgehungert«, sage ich zu Eugen. »Nein, bloß Riesendurst! Aber die Geschichte ist noch nicht fertig. Ich dachte nämlich keinen Augenblick daran, das Feld zu räumen, hoffte, daß der Grizzly in einer Weile drunten am Dump-Hang erscheint. Die Rampe herauf getraut er sich heute nacht kaum zum zweitenmal. Verflucht! Während ich mich an den Kamin hintaste, wird hinter mir die Schneise hell. Scheinwerfer! Ein Auto? Ja, es rattert genau auf den Ofen zu,

44. Der Blacky schreckte hoch aus seinem Schneebett; schlaftrunken blinzeln die Augen
45. An der qualmenden Halde des Wald-Dumps suchen die Bären nach Nahrung

bremst dicht neben dem VW. Ein Mann steigt aus: breitkrempiger Hut, Gewehr unter der Achsel. 'You are Mr. Shoemaker?' 'Ja', sage ich. 'Kommen Sie sofort herunter! Ich bin der Warden Frank. Sie können nicht auf der Plattform bleiben, viel zu gefährlich.' – Wir haben dann über eine Viertelstunde lang in Franks Truck diskutiert. Ich verlegte mich aufs Bitten, erzählte, daß ich jetzt schon das zweite Jahr von Deutschland nach Kanada gekommen sei, hauptsächlich, um für meinen Film Großaufnahmen von Grizzlies zu drehen. Vor fünf Minuten sei endlich mal einer nah bei mir gewesen ... Frank unterbricht mich: 'Weiß ich alles; es steht in dem Brief, den mir Toni vom Kletterkurs geschickt hat. Aber Sie können doch nachts nicht filmen. Außerdem waren Sie vorhin wirklich in Gefahr. Nach Ihrer Beschreibung ist der 'Big one' bei Ihnen gewesen, der alte Grizzly-Mann. Er kommt auch jetzt in der Beerenzeit fast jede Nacht auf die Plattform und versucht, den schweren Eisendeckel von der Einschütte hochzustemmen. Manchmal findet er so allerlei Eßbares. Ich kenne ihn ziemlich lang; wir haben in unserem Revier keinen stärkeren, keinen, vor dem man sich mehr in acht nehmen muß. Nein, nein, lachen Sie nicht! Er hätte bei Ihrer Husterei genauso gut angreifen können. Wäre eine hoffnungslose Sache für einen einzelnen Mann ohne Gewehr. Seien Sie vernünftig! Wir fahren nun gemeinsam nach Jasper zurück. Heute nacht erscheint hier kein Grizzly mehr.' – Was wollte ich dagegen machen?«

Veronika schenkt Eugen Tee ein. »Der Warden ist völlig im Recht. Hoffentlich hat er jetzt keinen Zorn auf Dich.« – »Im Gegenteil. Morgen abend treffen wir uns mit ihm, Ihr beide und ich. Er kommt pünktlich um 8 Uhr zum Tor-Abschließen. Heute hat er sich verspätet, weil alle Warden auf der Suche nach zwei vermißten Berggängern waren. Er meint, wenn wir uns zu viert in seinen Truck setzen und ein paar Stunden am Dump warten, müßte es mit den Grizzlies klappen, vielleicht sogar noch bei gutem Licht. Na, vielleicht? Ich hätte mich eben doch vorhin nicht abwimmeln lassen dürfen ...«

Zwei-, vier-, sieben- und dreimal 'Grizzly' in einer Woche

Der Auftakt

Eugens Bericht verschaffte mir eine unruhige Nacht mit wirren Grizzly-Träumen. Trotz trübem Wetter waren wir von 1/2 6 bis 8 Uhr morgens am Dump. Nur zwei Schwarzbären zeigten sich dort. Auf der Rückfahrt sahen wir im Wald sieben Maultierhirsche, darunter einen 12-Ender und einen mit 9-sprossigem Geweih. Das Fell des Großen leuchtete nicht mehr gelblichrot, hatte eine mausgraue Tönung: Haarwechsel für Herbst und Winter. Auch das Gras in der Fluß-Aue gilbte bereits, und in den Aspenkronen mehrten sich die goldgelben Tupfen.

Seltsam, wie sich während dieser letzten Augusttage die Jahreszeiten überschneiden! Jetzt, gegen Mittag, ist drückend heiße Luft. Verschwenderische Blumenfarbigkeit und hochsommerliche Pracht in den Vorgärten von Jasper. Die Kolibris sind noch nicht südwärts gezogen; da und dort schwirrt der fuchsrote Rufous um die Blüten. Auch eine andere Kolibri-Art sehe ich, grünlichgelb mit irisierender Brust und langem, dünnem Schnabel. Übrigens, nicht alle Blüten spenden Nektar. Dort wo die Gärten keine Umzäunung haben, also nachts von den Hirschen heimgesucht werden, steckte man buntlackierte Tulpen-Imitationen auf Drahtstielen in den Rasen!

Wir müssen mehrere Stunden in der Autowerkstatt verbringen; unser VW braucht irgendein neues Kabel. Der Monteur schlägt als Probefahrt vor: »Hinauf zum Medicine Lake habt Ihr eine breite und gute Straße, zwar kurvig, aber nicht sehr steil.« Keine schlechte Idee: dieser langgestreckte, schmale See ist gewissermaßen die Fortsetzung des 20 km dahinterliegenden Maligne Lake, zu dem Privatautos nicht fahren dürfen. So werden wir wenigstens richtungsgetreu ein paar Grußgedanken zu Toni schicken können.

Die Autostraße führt dauernd durch Wald. Der Medizin-See selbst wird von Steinbergen eingefaßt, deren runsenreiche Schräge nur wenig Bewuchs hat. Seltsam ist dieser See! Sein Wasserspiegel hat sich gesenkt; wir sehen unter uns eine trockene Trümmerschräge, 250–300 m lang und bis zu 120 m breit. Erst dann beginnt der grüne See. Ein Gespräch mit Ortskundigen gibt Aufschluß: 'Die Senkung beträgt ca. 15 m und kommt wohl daher, daß – zumindest im Sommer – der Maligne-Fluß vom See gleichen Namens weniger

Wasser in den Medicine Lake bringt als dieser durch einen unterirdischen Abfluß talwärts zum Athabasca befördert.'

Ich bin in die Steinwelt eingestiegen, die eigentlich ein wasserüberspülter Seegrund sein müßte, klettere nun bei Sonne und während eines Regenschauers vor bis zum jetzigen Wasserbeginn. Ein kleines Menschlein zwischen Felsbrocken (Bild 40), winzig im Chaos der Trümmer, die irgendwann vom hohen Berg heruntergekommen sind! Abertausend Steine, meist kantig geborsten, hier nur faustklein, dort anderthalb Kubikmeter groß; des öfteren erreichen sie sogar den Umfang eines Siedlungshäuschens. In diesem Geröllgebirge, der grauen, öden Anhäufung von Klötzen, Blöcken, Höhlenspalten, Klippen und Riffen, spielt das Volk der gestreiften Hörnchen, huschen die Pikas, die Pfeifhasen-Zwerge – Veronikas quecksilbrigste Foto-Objekte.

Bei der Rückfahrt stoppen wir auf halber Höhe den Wagen. Die Sonne malt goldene Lichtherrlichkeit in den Wald. Veronika erntet ihre ersten reifen Preiselbeeren. Ein gelbrotes, schlankes Traumreh knabbert am Busch der hellrosa blühenden Weidenröschen – ein weibliches Mule Deer, das noch im Sommerhaar ist. Plötzlich treten unsere Füße nicht mehr auf Walderde. Das Grundgestein liegt frei. Wir sind am Maligne Canyon, durch den ein Teil des Medizinsee-Abflusses stürzt. Erst sehe ich nur ein friedliches Waldbächlein mit fast stehendem Wasser; doch dann komme ich zur ersten der vier Holzbrücken, die nacheinander am Serpentinenweg über den Abgrund führen. Abgrund? Ja, das Gestein, der Felsgrund klafft. Ein unheimlicher Anblick! Schwer, ihn zu beschreiben; ich zitiere besser zunächst eine amtliche Geologie-Veröffentlichung: '14 km unterhalb des Medizin-Sees hat der Maligne-Fluß eine Canyon-Schlucht ausgehöhlt, die bis zu 100 m tief ist. Ihre senkrechten Wände sind an manchen Stellen kaum 1 m voneinander entfernt. Die Canyon-Einschneidung begann am Ende der Eiszeit, als der Maligne-Fluß durch Ablagerung von Gletscherschutt gezwungen wurde, einen neuen Weg einzuschlagen, über rissige Ebenen und durch den Wall einer Felswand hinunter zum Athabasca River. So entstand der Wasserfall. Die mahlende Tätigkeit der von der Strömung mitgeführten, großen Steinblöcke schuf viele Gletschertöpfe. Während der folgenden Jahrhunderte und Jahrtausende wurden immer neue Gletschertöpfe gebildet, wurden die alten vergrößert oder weggeschliffen. Der Wasserfall wanderte allmählich nah an den Atha-

basca heran und ließ die tiefe Schlucht hinter sich samt den Schliffmulden.'

Das unmittelbare Erlebnis ist – ich sagte es schon – beklemmend großartig, unheimlich. Der vorhin so harmlos wirkende Bach, der also 'Maligne-Fluß' genannt werden muß, schleudert sich zwischen dem Engpaß der Steinwände geradezu horizontal in den Luftraum hinaus, ehe er prasselnd abwärtsstürzt. Die Klamm-Flanken haben muschelförmige Einbuchtungen, in denen das Wasser brandet, schleift und schäumt. Oft sind drei, vier solcher Mulden senkrecht übereinander, ein augenfälliger Beweis, daß die Schlucht in langen Zeitabständen so tief eingeschnitten worden ist. Der Wasserweg verläuft nicht geradeaus zu Tal; er zickzackt, und manchmal sind die Canyon-Wände von oben nach unten gespalten, bilden freistehende Türme, um deren Sockel der Gischt sprüht. Titanenwelt! Oder soll ich sagen: 'Kampfraum der Elemente, bar jeder atmenden Kreatur?'

*

Um 8 Uhr abends kreuzen wir am Dump-Tor auf. Der Warden ist bereits da. »Laßt Euer Auto hier stehen, steigt in meinen Truck«, wünscht Frank. Veronika und ich zwängen uns neben ihn auf den überdachten Führersitz; Eugen kann im offenen Rückteil des Fahrzeugs sein Stativ samt der schußfertigen Kamera aufbauen und sich dazustellen. Er hat so eine unbehinderte Sicht nach allen Seiten.

Das weite Plateau ist völlig leer: kein Blacky, keine Krähen; in der Luft jedoch unheimlich viele dunkle Fliegen, sirrende Stechmücken. Wie gut, daß mein Gesicht durch den Vollbart einigermaßen Schutz hat! Licht noch einwandfrei. Aber die Steinberge ringsum sind schon grau; nur der Majestätische, der Mount Cavell, glitzert silbern in Schnee- und Gletscher-Herrlichkeit.

Der Truck wird zwischen dem Betonklotz des großen Ofens und der Schräghalde festgebremst. Frank pirscht behutsam vor an die Kante, das Gewehr unter dem Arm, den Kolben auf der Hüfte aufgelegt. Er winkt uns; wir können zu ihm kommen. Kein Grizzly ist auf der Halde. Aber auch keine Luftbewegung. Rauchschwaden, unangenehm beizend, stehen brusthoch über dem mit schmorendem Abfall bedeckten Geröllhang. Die Prärie unter uns liegt völlig im Schatten; der Wald dahinter bildet eine schwarze Wand. Schräg links übers Plateau laufen zwei Bären, dicke Blackies. Einer trinkt aus der Regentonne beim Kohlenschuppen, der andere beschäftigt sich sogleich am

Garbage. »Eine Mutterbärin«, sagt Frank. »Die Jungen hat sie drüben am Waldsaum abgelegt, wird sie bald holen. Wir setzen uns jetzt am besten wieder in den Truck, damit die Witterung uns nicht verrät.«

Dämmerung nimmt zu. Aber wir erkennen eindeutig und genau das hellgraue Tier, das über die Lichtung läuft: ein mäuselnder Coyote. Noch zwei Schwarzbären trollen heran. Ein Vogel ruft. Dann ist's still, für lange Zeit. Der Blacky vom Hang schlendert nah an uns vorüber, steigt als Schatten die Rampe hinauf zur Plattform des Ofenturms. Gefauch. Böses Schnauben, Blasen, ein erschreckter Quietschlaut! Der Schattenbär saust jäh die Rampe abwärts. »Droben muß ein Grizzly sein; er hat den Schwarzen fortgejagt«, flüstert Frank. Vier Augenpaare suchen angestrengt, sehen jedoch nichts. Wir hören auch keinerlei Geräusch mehr.

Erste Stunde des Ansitzens vorbei! Kühle, eigentlich schon kalte Luft; doch dank unserer Lodenmäntel frieren wir nicht. Erneut geistert ein Blacky um uns. Der Warden steigt vom Truck-Sitz herunter. Nach zwei Schritten ist er, ist seine olivgrüne Montur von der Nacht aufgeschluckt. Aber der Umriß des hellen Beton-Ofens hebt sich noch immer einigermaßen ab. Frank steht plötzlich wieder an der Wagentür; wir haben sein Herankommen nicht bemerkt. »Kein Tier auf der Rampe. Dennoch hab' ich im Gefühl, daß irgendwo ein Grizzly steckt. Bitte ganz still bleiben!«

Die Rauchschwaden am Garbage-Hang sind jetzt eine mannshohe, weißliche Wand geworden, in die der kreisende Wind schwarze Löcher schneidet. Kleine rote Flämmchen flackern da und dort für ein paar Sekunden auf: der Abfallbrei schmort; wahrscheinlich brennen Kartonfetzen und Holzsplitter. Immer wieder höre ich das leise Knistern und Prasseln.

10 Uhr. Viele Sterne am Himmel, goldene Tupfen. Von seinem Standplatz auf der hinteren Wagenhälfte knurrt Eugen durch das Verbindungsfensterchen zu uns herein: »Wenn der blöde Rauchnebel nicht wäre! Bei dieser klaren Sternnacht könnte ich noch immer jede Tierbewegung sehen, auf dem Plateau und am Hang.« Frank legt zwei Finger auf seinen Mund. Schweigen, Minute um Minute. Völlig lautlos öffnet Veronika die Thermosflasche, schenkt Tee ein. Ich beobachte, wie im Zeitlupentempo die Sterne wandern. Plötzlich kratzt Eugen am Wagendach, kurz und leise, dennoch alarmierend. Ich entdecke nichts, aber Veronika raunt: »Bewegung an der Wassertonne!« Frank

nickt und hebt wieder den Finger. Eine Stunde vertropft ohne Tier-Erlebnis.

11 Uhr. Die Stille zerreißt. Frank läßt den Motor an, fährt mit vollem Licht übers Plateau, durch die Schneise, ans Gatter, öffnet es. »Nutzlos heute abend«, meint er. Eugen widerspricht: »Habt Ihr denn nicht den großen Bären gesehen an der Tränke?« Veronika bejaht. »Als Du gekratzt hast, richtete er sich senkrecht auf, drehte den Kopf nach links und rechts, sank zu Boden und verschwand. War wohl der dicke Blacky.« Frank: »Konnte ihn von meinem Platz aus nicht beobachten. Wenn's stimmt, war es kein Schwarzer; sie stellen sich nicht auf zur Abwehr. Muß doch der alte Grizzly gewesen sein. Ich fahre nochmals zurück.« Drei Rufe wie aus einem Mund: »Und wir?« Frank lächelt: »Nicht müde? Nicht frierend? Dann alles wieder einsteigen, please.«

Der Truck rumpelt zu seinem alten Standort, jetzt ohne Beleuchtung. Zuvor sagt Eugen: »Die Gefährlichkeit der Grizzlies ist ein Ammenmärchen. Der eine rückt aus, wenn man hustet, der andere beim Kratzen eines Fingernagels. Ich streiche den Beinamen 'horribilis'. Laßt mich bloß wieder auf die Kamin-Plattform hinauf!« Frank schüttelt den Kopf: »Die Grizzlies kommen ohne das geringste Geräusch, stehen plötzlich vor Dir. In 90 Fällen rennen sie weg, wenn sie Deinen Geruch in die Nase kriegen; beim 91. Mal greifen sie an. Ich habe die Verantwortung für Euch!«

*

Wiederum reglos-stilles Warten im Truck. Gegen Mitternacht werde ich steif und verkrampft auf dem harten, schmalen Sitz. Aber der Blick zum Himmel ist beglückend. Die Milchstraße schimmert hell im schwarzen Samt der Nacht, und überall funkeln Sterne. Ich drehe den Kopf nach Norden, zum Polarstern. »He, Veronika, schau doch!« Vor Begeisterung bin ich fast laut geworden. Nun sichten wir alle den Kometen, der sich langsam zum Horizont heruntersenkt und einen schöngeschwungenen, glänzenden Lichtschweif mit sich zieht. Mir sind für die nächste halbe Stunde sämtliche Grizzlies der Welt gleichgültig; ich genieße das feierlich wandelnde Licht am Himmel.

Jäh kommt ein anderes, ein irdisches Licht dazu; es bewegt sich ebenfalls. Der Warden hat seine lange Stablampe eingeschaltet, schreibt mit dem dünnen Strahl Kreise und Bögen in die dunkle Bodenwelt, zur Plattform hinauf, hangabwärts, zur qualmenden Rauchwand über dem Garbage. »Das stört die Bären nicht, wenn man zwischendurch ausknipst. Sie halten wohl die Helligkeit

für aufzüngelnde Flammen. Aber noch immer ist kein Grizzly da. Wir wollen's für ein paar Minuten dunkel sein lassen.«

Mir sehr lieb; ich kann nun die Kometenbahn weiter beobachten. Doch schon zuckt das elektrische Licht von neuem auf, beißt in die Qualmwand hinein und – ja, genau uns gegenüber, nur 20 Schritt enfernt, glühen zwei grünliche Augen, blitzen, löschen aus. Die Stimme des Warden, der seit 45 Jahren in diesem Grizzly-Revier tätig ist, hat ein erregtes Schwingen, als sie uns zuraunt: »War der Big one! Ich spürte ihn schon, ehe ich einschaltete. Er schob den Kopf über den Hang. Gleich kommt er ganz herauf; er kann uns im Rauch nicht wittern.«

Alle Nerven sind angespannt. Jetzt! Wie eine Vision schreitet durch die weißlich graue Nebelwand, an ihr entlang, ein schwarzer Tierkörper, riesengroß wirkend in der diffusen Beleuchtung, lautlos, geruhsam Schritt um Schritt. Mein erster Grizzly in der Waldnatur! Ich sehe seine Breitseite, den nicht wie beim Schwarzbären aufrundenden, sondern geraden Rücken, die Nacken-Einbuchtung, den hohen Widerrist, den vorgestreckten, schweren Schädel. Selbstbewußt, auf wesentlich höheren Beinen als jeder Blacky, geht der 'König der Rockies' an uns vorüber, am Auto, an den Menschen und an einem – Abfallhaufen! Verschwunden im Wesenlosen!

Niemand von uns rührt sich. Es ist kein Erschrecktsein, kein abklingendes Angstgefühl. Das Erlebnis braucht Zeit und Stille, um sich uns einzuprägen.

»Haltet Euch fest«, ruft plötzlich der Warden, drückt auf den Starterknopf, gibt Vollgas, und schon schnellt sein Truck mit aufgeblendeten Scheinwerfern nach vorn, bremst unmittelbar und hart an der Hangkante. Ein zweiter, etwas kleinerer Grizzly wird sichtbar, ruckt ebenfalls hoch, biegt zur Seite und läuft, verfolgt von den elektrischen Lichtstrahlen, über die Prärie zum Wald. Ich bilde mir ein, die dunkelbraune Fellfärbung zu erkennen und etwas Grau zwischen Schulter und Widerrist.

»Jetzt machen wir Schluß. Die Grizzlies haben genug für heute«, meint Frank. »Aber den zweiten mußtet Ihr doch auch noch sehen.« – »Und morgen?«, fragen wir. »Morgen bin ich wieder da, allerdings schon bei Sonnenaufgang!«

Im Quartier stellt Veronika den Wecker auf 4 Uhr 15. Im Grunde unnötig, denn als ich meine Tagebuch-Eintragungen fertig hatte, war die 3. Morgenstunde schon vorbei.



46. Hier steht der von uns so lang gesuchte Grizzlybär, der ursus horribilis!

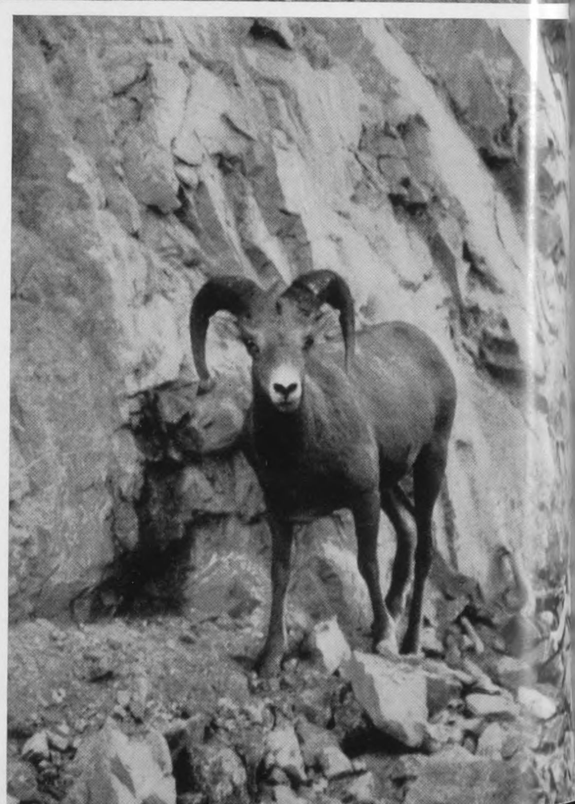


47. Bitte nachzählen: 6 junge Blackies klettern munter in den Bäumen umher



48. Schwarzbär mit Schneekruste. Nun wird es höchste Zeit für das Winterbett

49/50. *Oben ein Rudel starker Bighorn-Rams im Abtroll. Unten genießt ein noch junger Wildschaf-Bock die Salzausscheidung des zerklüfteten Kalkfelsens*



Kurz vor 5 Uhr gehen wir durch den schon licht werdenden Garten. Die Löwenmäulchen hängen traurig ihre Köpfe. Nachtfrost! Wir ziehen Wollhandschuhe an, knöpfen die Mäntel zu und schalten die Wagenheizung ein. Blasse, schattenlose Helligkeit auf dem Highway. Über dem bewaldeten Flußtal fluten lange Schwaden von weißlichem Nebeldunst; er kräuselt auch von den Seen hoch. Am Waldrand zieht eine Hirschmutter mit zwei Kälbchen.

Frank kommt fast gleichzeitig mit uns zum Gattertor und schließt auf. Umsteigen in seinen Truck. Wenige Minuten vor 1/2 6 Uhr sind wir auf dem Plateau. Fast kein Rauch über der Halde. Wir suchen mit den Gläsern die Waldränder ab und den Präriestreifen. Nichts! Eine leere, kalte, graue Frühmorgenwelt. Plötzlich blinkt draußen am fernen Horizont, in der Höhe, ein rosarotes Licht: der Firngipfel des Cavell-Berges bietet uns den ersten Gruß der Sonne. Als sei dies ein Signal, das die Schlafstarre im Tierreich endet, fliegt nun von irgendwoher eine einzige Krähe auf das Dump-Feld. Das Krächzen dieses schwarzen Vogels hat – wie mir scheint – zauberische Kraft. Denn schon werden sämtliche Bäume lebendig. Aus jedem Fichtenwipfel, aus allen Kiefern stoßen Krähen hervor – 50 sind es, 100, nein, sogar viel mehr. Sie flattern, fliegen aufwärts, kreisen im wäßrig-hellen Himmel, machen schwingenschlagende Morgengymnastik, sammeln sich, fliegen Runde um Runde, so dichtgedrängt, daß die immer rötlicher werdende Cavell-Pyramide für meinen Blick Rußtupfen bekommt, senken sich, schwärmen auseinander, fallen in die Mulde ein, auf den Schutthang, überall ins Plateau. Jetzt sitzen sie auf dem Geländer des Turmofens, auf den Spanndrähten der Kamin-Absegelung, auf der Eisenleiter, der Regentonne, auf den hohen Fichten und auf der grünen Buschjugend. Wie sich's gehört, krächzen immerzu die Krähen; aber ich bin überzeugt, es ist kein sinnloses Geschrei: sie unterhalten sich, tauschen Frage und Antwort und obliegen dann ihrer Tagespflicht – der Stillung des Hungers.

Mehr ereignet sich nicht. Die Blackies sind wohl Langschläfer. Um 7 Uhr fahren wir zurück: »Auf Wiedersehen heute abend, zwölf Stunden später!«

Die Hot Cakes, die heißen Pfannkuchen mit dem Ahornsirup, und der dampfende Kaffee im Astoria Shop werden zum Hochgenuß für uns. Aber

um 8 Uhr schnurrt der VW schon wieder los: wir wollen uns Neuland entdecken! Nach der kalten Nacht ist ein klarer Sonnentag zu erwarten. Die Fahrt geht nordwärts über den Highway, am Palisadenberg entlang. Jetzt rechts ab, Kurs nach Osten, später nach Südost, steil aufwärts. Wir sehen von der Höhe zum Fiddle River hinunter, der sich in vielen Windungen tief eingeschnitten hat im nagelfluhartigen Sandhang. Besonders schöner Blick auf Roche Miette, auf Steinkare, über die mehrere Rudel Bighornschafe ziehen.

Die Fußwanderung der nächsten Stunde wird lustig durch laut pfeifende Wegelagerer: Chipmunks und Streifenhörnchen sperren den steilen, engen Waldpfad und wollen gefüttert werden. Neben dem Trail fließt ein Bächlein; sein Wasser hüpft über große Steine. Es dampft, und die Luft riecht seltsam, immer stärker, je höher wir steigen. Nun sind wir am Ursprung des Gewässers. Hier dampft es in Schwaden. Intensiver Schwefelgeruch. Die nassen Ufersteine sind gelb überkrustet. Eine Tafel gibt Auskunft: 'Drei Sulphur Springs, drei Naturquellen mit schwefelhaltigem Wasser! Die stärkste, wärmste, hat über 52° Celsius, gibt täglich 150000 Gallonen = 6820 Hektoliter. Sie gehört zu den heißesten des Kontinents.' Ich tauche meinen Finger ein, koste das klare Wasser, dessen Schwefelgehalt man merkwürdigerweise nicht schmeckt.

Der Geruch jedoch bleibt noch lange in unseren Haaren, auf unserer Kleidung. Vielleicht wäre es lustig, nun auch den menschenwimmelnden Betrieb des Freibades in der Miette-Mulde mitzuerleben; aber wir fahren sogleich talabwärts zum Athabasca-Fluß. Dort finden wir einen schmalen Einschlupf in die Waldsenke neben dem Highway und eine Feuerstelle am Ufer eines von links einmündenden Bergbaches. Stille ist hier, das hochsommerliche Prangen einer Busch-Aue. »Wenn ich mit Kochen und Abwaschen fertig bin, gehe ich im kühlen Creek baden; das Schwefelwasser am Berg war mir zu warm«, sagt Veronika. Eugen will mit der Kamera auf Biber pirschen; nach der Warden-Beschreibung soll in der Nähe eine große Kolonie sein. Ich entscheide mich fürs Faulenzen; die Nacht gab mir nur eine knappe Schlafstunde. Beim Suchen nach dem geeigneten Liegeplatz entdecke ich vier Baumstümpfe, vom Biber spitzkegelförmig abgeschnitten. Mit dem diagonal gefalteten Taschentuch messe ich den Umfang des einen, komme auf 94 cm. Hochachtung vor solchen Baumfällern! Aber an diesem Stamm muß Meister Bockert gewiß mehr als eine Nacht gearbeitet haben.

Ein mir unbekanntes, hell flötendes Vögelchen lockt mich von Busch zu Busch, und so finde ich eine freistehende, hohe und erstaunlich breit ausladende Aspe, lege mich unmittelbar darunter. Es ist ein alter Baum. Der Stamm hat nicht die gewohnte glatte, gelblich-schwarz gefleckte, birkenähnliche Rindenhaut, sondern eine tief eingerissene, dunkelbraune Borke. Wahrscheinlich bin ich bald eingeschlafen, war öfters wach, sah für Minuten hinauf in die Baumkrone; doch alles mischte sich ineinander, die Wirklichkeit, der Schlaf und das stille Schauen. Die Zeit hatte kein Maß mehr. In meiner Erinnerung ist nur das Staunen, die Freude, das Nachsinnen und Einschwingen in einen Baum. Der Laub-Baldachin, diese grün leuchtende Blätterkrone, offenbart sich als schwingende Architektur aus vielen Stockwerken. Jeder Zweig bewegt sich, tanzt und hält dennoch so fest, daß er Wind und Wetter trotzen kann. Die am längsten ausgreifenden Äste sind blattlos, stören aber nicht die Ganzheit des Grünen, das vielerlei Tönungen hat. Jene Blätter, die sonnenbestrahlt und daher schimmernd lichtgrün sind, setzen neben oder unter sich einen tiefschwarzen Schatten.

Wieviele Blätter hängen, wippen wohl in der Krone? Ich zähle an einem Zweig entlang, komme auf 200, auf 400, übertrage den Teil auf das Kronenrund, errechne schätzend 200- bis 300-tausend Blätter für diesen einen Aspenbaum. Auf ihren Oberflächen verdunstet dauernd das Wasser, das die Wurzeln aus der Erde saugen – ein Vorgang, den man mit unserer Atmung, auch mit der Ernährung, vergleichen kann. Sicher braucht der Baum viele hundert Liter Wasser an solch einem heißen Sommertag. Wir Menschen sehen davon nicht einen Tropfen; die lebenserhaltende Flüssigkeit steigt inwendig durch Stamm-, Ast- und Zweigadern bis in die Blattzellen.

Da und dort ist jedoch der Zufluß bereits unterbunden worden. Die Herbstzeit rückt nun heran, wir wissen's von den kalten Nächten. Noch sind nur wenige Blätter gilbend welk; ein paar Wochen später dürfte der Aspen-Baldachin ringsum flammen in Gold . . .

*

Während der Rückfahrt erzählt Veronika ihr Bade-Erlebnis und bringt auf diese Weise auch Eugen zum Schmunzeln, der müde und etwas verknurrt von seiner Pirsch zurückgekommen war. »Kein Vergnügen, das Schleppen des schweren Filmzeugs in der prallen Sommerhitze«, meuterte er. Veronika lacht:

»Mir wäre eine Portion Wärme ganz lieb gewesen. Dieser lächerliche Bach führt ja kein Wasser, sondern flüssiges Eis. Ich bin wahrhaftig einiges gewöhnt; als Schulmädel haben wir jeden Sommer mit dem Schwimmen in der Aare schon bei 11 oder 12 ° Wassertemperatur angefangen. Ich bildete mir ein, das aufgestaute Gletscher-Schmelzbächlein hier sei bei der heutigen Sonnenglut wesentlich wärmer. Aber ich hab' nur knapp 20 Schwimmstöße geschafft. 'Schleunig raus, eh du zum Eiszapfen wirst', sagte ich zu mir selber. Dann bin ich im Dauerlauf hin und her gerannt durchs Schwemmland und wollte schließlich im Athabasca mein Glück versuchen. Nicht ganz so kalt, dafür Wirbel und Strömungen – na, Ihr müßtet mal die reißende Kraft dieses Stroms ausprobieren! Ganz schön, wenn man sich davon geradeaus tragen läßt. Das Anlandgehen ist ungemütlich. Es haut dich immer wieder auf die kantigen Steinblöcke, auf Messer und Sägen. Mich wundert es nicht, wenn da Malheur passiert. Als ich nach vielem Stolpern und Ausglitschen doch am Ufer war, ist mir wenigstens rechtschaffen warm gewesen; geschnauft und gepustet habe ich wie eine Lokomotive. Mußte mir auch allerlei Schrammen verpflastern.«

Wir kommen nicht dazu, unsere Hydriotin zu bedauern. Am hohen Grat des Palisaden-Absturzes blitzt die Sonnenspiegelung der Lookout-Fenster, und weit draußen, südlich, ragt aus dem breiten Flußtal die gleißende Firnpyramide des majestätischen Bergs empor. Ich sah den Mount Cavell noch nie so klar, entdecke nun, daß links und rechts von ihm je eine Schwesterpyramide steht, kleiner zwar, doch ebenso wohlgeformt und schön. Die rechte hat genau vor sich ein wiederum kleineres, gleichermaßen zugespitztes Bergdreieck, und alle Gipfel blinken überirdisch im blauen Abendhimmel.

*

Zwischen 7 und 1/2 8 steigen wir in den Warden Truck. Eben verschwindet die Sonne hinter den Bergen. Der graugelbe Kalkstein bekommt eine satte Umbra-Tönung. Das Plateau ist noch ganz hell; auf dem runden Pelzbuckel des obersten der drei Blackies am Garbage funkelt ein Glanzlicht. Stummer Kampf mit den Fliegen und Mücken, Ausschau halten und still sein. Von der Senke her meldet sich eine Tierstimme. Halb ist's Bellen, halb schrilles Geheul: ein Coyote! Er verschwindet plötzlich, und auch die drei Schwarzbären sind nicht mehr da. Sollte der Grizzly mal bei guter Sicht kommen? Nein, ein Auto fährt heran, ein grüner Dienstwagen. Am Steuer ein großer, schlanker Korporal

der Mounted Police. Seine Besprechung mit unserem Warden dauert über eine halbe Stunde. Wir verzappeln uns fast vor Nervosität; mit jeder Minute verstärkt sich die Dämmerung. Endlich rollt das Polizeiauto weg. »Für den Farbfilm ist's mal wieder zu spät; bestenfalls kriegen wir noch ein Schwarzweiß-Standfoto«, meint Eugen, »aber unsere lichtscheuen Grizzly-Brüder tun uns doch nicht den Gefallen ... «

Wer kennt sich schon aus mit Grizzlybären? Keine vier Minuten nachdem das Motorgeräusch starb, schiebt sich von links aus dem unteren Waldsaum ein graubrauner Bär*. Nicht ganz so groß wie der Alte der gestrigen Nacht; immerhin, seine Körperlichkeit ist im Zwielicht der Vordämmerung als Masse imponierend. Er geht hochbeinig zwischen Busch und Baum, reckt manchmal den Kopf auf, den Rundschädel mit den kleinen Ohren, macht seinen Hals lang, windet, hebt ein Vorderbein. So wie ich's gestern im Scheinwerferlicht bei dem Großen vermutete, zieht auch hier ein hellgrauer Schimmer von den Schultern über die Flanken zu den dunkelbraunen Beinen. Der Bär klettert an der äußersten Hangkante hoch, wird eine Weile unsichtbar für uns, erscheint aber dann als Silhouette auf der Plattform des Ofens. Deutlich hebt er sich vom fahlen Himmel ab; man kann durchs Fernglas sogar das Muskelspiel unter dem Pelz erkennen, während der Grizzly die zwei letzten Trittstufen zum Kaminsockel ersteigt. Noch einmal sichert er in die Runde. Der stehende Truck stört ihn nicht; unsere Witterung wird vom Qualm des Garbage verschluckt. Schon hören wir Kratzen, Poltern und Schnauben. Der Grizzly arbeitet wohl an der Einschütte.

Die Dämmerung wird zur Dunkelheit. Der Abendstern blinkt hoch über mir. Alles ist wieder still. Plötzlich Blechgeklapper auf der Halde rechts von uns. Dort muß ein anderer Bär scharren. Die Geräusche verstärken sich. »Nach meiner Meinung sind zwei jüngere Grizzlies auf dem Hang«, flüstert Frank, und in der gleichen Sekunde geistert links, zwischen Ofen und Kohlenschuppen, ein für mich unbestimmbares Schattentier. »Der von der Kaminplattform; er kam ganz leis herunter!« Jetzt kann auch ich etwas davon erkennen: der Grizzly steht spitz von vorn, schaut – wie ich mir einbilde – auf unseren Truck und verschwindet.

Eugen, der von seinem Standplatz auf dem dachlosen Gepäckteil des Wa-

* Das Bild 46 (Canadian Government) vermittelt den richtigen Grizzly-Eindruck

gens die Dunkelheit ringsum erforschen kann, raunt: »Der Grizzly schlägt einen weiten Bogen zum Garbage. Alle auf die Qualmwand achten!« Ergebnislos für mich; aber die neben mir sitzende Veronika haucht in mein Ohr, daß sie ihn dann und wann sieht, jedesmal wenn ein Flämmchen vom Garbage hochflackert. Nach einigen Minuten ist mir, als blinkten – genau wie gestern – zwei grüne Glühaugen uns gegenüber und sehr gespenstisch. Kein Irrtum! Der Warden schaltet ruckartig die Scheinwerfer ein und seine Suchlampe. Auf knapp 6 Schritt Entfernung wird die Grizzly-Kontur im Rauchnebel sichtbar, breit und gedrungen. Jäh stellt sich der Bär auf den Hinterbeinen hoch, wuchtet drohend über die weiße Qualmwand empor, faucht, bläst, wirft sich um 180° herum, sinkt in sich zusammen. Steine poltern, Blech klappert. Er rutscht wahrscheinlich schlitternd den Hang hinunter.

Die Scheinwerfer sind verlöscht. In der mondlosen Himmelskuppel funkeln abertausend Sterne; sie wandern. Eine Stunde lang hat der Dump keinerlei Geschehen für uns. Dann höre ich Franks leise Stimme: »Die beiden Jungen bummeln im Rauch. Vielleicht kommt der andere dazu; 's ist wahrscheinlich die Mutter.« So sehr ich auch durch die Glasscheibe starre, nichts vor mir als Nebelqualm und Finsternis! Doch Eugen muß einiges wahrnehmen können; seine Hand stupst durchs Rückfensterchen herein. Ja, jetzt ist erneutes Kratzen und Knacken auf der Halde, und nun wiederholt Frank das Manöver von gestern: Schnellstart, Vollgas, ein Panthersprung des Trucks, der so dicht an der Hangkante bremst, daß sich die Vorderräder bereits ein wenig nach unten neigen. Dadurch flutet das Scheinwerferlicht abwärts. Wir sehen die beiden jungen Grizzlies und die vermutliche Mutter auf halber Hanghöhe, fast Schulter an Schulter, wie sie schräg zur Prärie abtrollen. Ihr Gang wird schneller, bleibt aber in der Scheinwerfer-Helligkeit. 'Gleich werden sie im Wald verschwunden sein', denke ich. Da ruckt die Bärin hoch, faucht nach links, und dort ist nun auch wieder der Big one, der wohl zum zweiten Mal aufs Plateau steigen wollte. Er macht eine schnelle Kehrtwendung, läuft zurück durch die Senke, und kurz darauf sind alle vier Grizzlies dort eingedrungen, weggetaucht, wo die dichte Fichtenwand unserem Scheinwerferlicht den Zutritt verwehrt.

Die zweite Hälfte der Nacht soll sehr kalt gewesen sein; ich merkte nichts davon, hatte allerlei Schlaf nachzuholen. Auch das Morgengewitter kam mir nur wie von fern zum Bewußtsein.

Gegen Mittag siegte die Sonne; wir fuhren mit Kay und Hermann in südlicher Richtung zwischen Fluß und ziemlich flachen Hügeln. Der Lunch im Freien wurde durch ein plötzlich lospolterndes, erneutes Gewitter vorschnell abgebrochen; die Fröhlichkeit des jungen Ehepaars steigerte sich beim Abdichten unseres munter tropfenden Wagendachs, und gar nicht lang, dann strahlte und heizte wiederum die Sonne. »Links ist ein Fußweg zu großen, alten Douglastannen«, sagte Hermann. Bei dieser Wanderung sah ich zum erstenmal einen Bären-Kratzbaum.

Die Douglasie wurzelt ganz vorn am Steilhang zum Flußufer, neigt sich ein wenig nach außen. Dennoch ragt der Baum gut 25 m auf, hat aber einen kümmerlichen Wipfel und viele kahle Äste. Krank, überaltert? Die Rinde des Stamms ist ungewöhnlich stark gefurcht, zerschrammt, geborsten, da und dort abgebröckelt. Beim Dichtdavorstehen erkenne ich eine Längsstreifung, sehe parallel ziehende Risse von oben nach unten; einige dringen bis ins Holzfleisch hinein. Seit Generationen müssen die Bären hier ihre Krallen gewetzt, sich gescheuert haben. Auch Bißnarben finde ich in der Borke. Die höchsten Kratzspuren beginnen ungefähr 2½ m über dem Waldboden; es kommen also nicht nur Blackies zu diesem Baum: so weit greift allein der sich aufrichtende Grizzly-Mann mit den Vorderpranken.

Veronika entdeckt noch mehr. Vereinzelte Schrammen und Kratzer führen nämlich stammaufwärts, hoch über jedes Grizzly-Maß, bis zu den horizontal vorgreifenden Ästen. Dies läßt uns vermuten, daß der Douglasien-Wipfel auch erklettert wird, Ausruh- und Schlafquartier ist für die Schwarzbären.

Jetzt betätigt sich leider kein Blacky, kein Grizzly am Baum. Dafür liegt still und vertraut in ziemlicher Nähe ein vollerwachsener Mule-Hirsch, noch mit Bastgeweih, doch bereits grau verfärbt an Hals und Rücken. Ein samtigdunkles Haarpolster wölbt sich auf seiner Stirn. Die erstaunlichste Überraschung bereitet mir aber unten am Waldhang eine junge Aspe, in deren Krone nichts Grünes mehr ist – lauter Herbstgold!

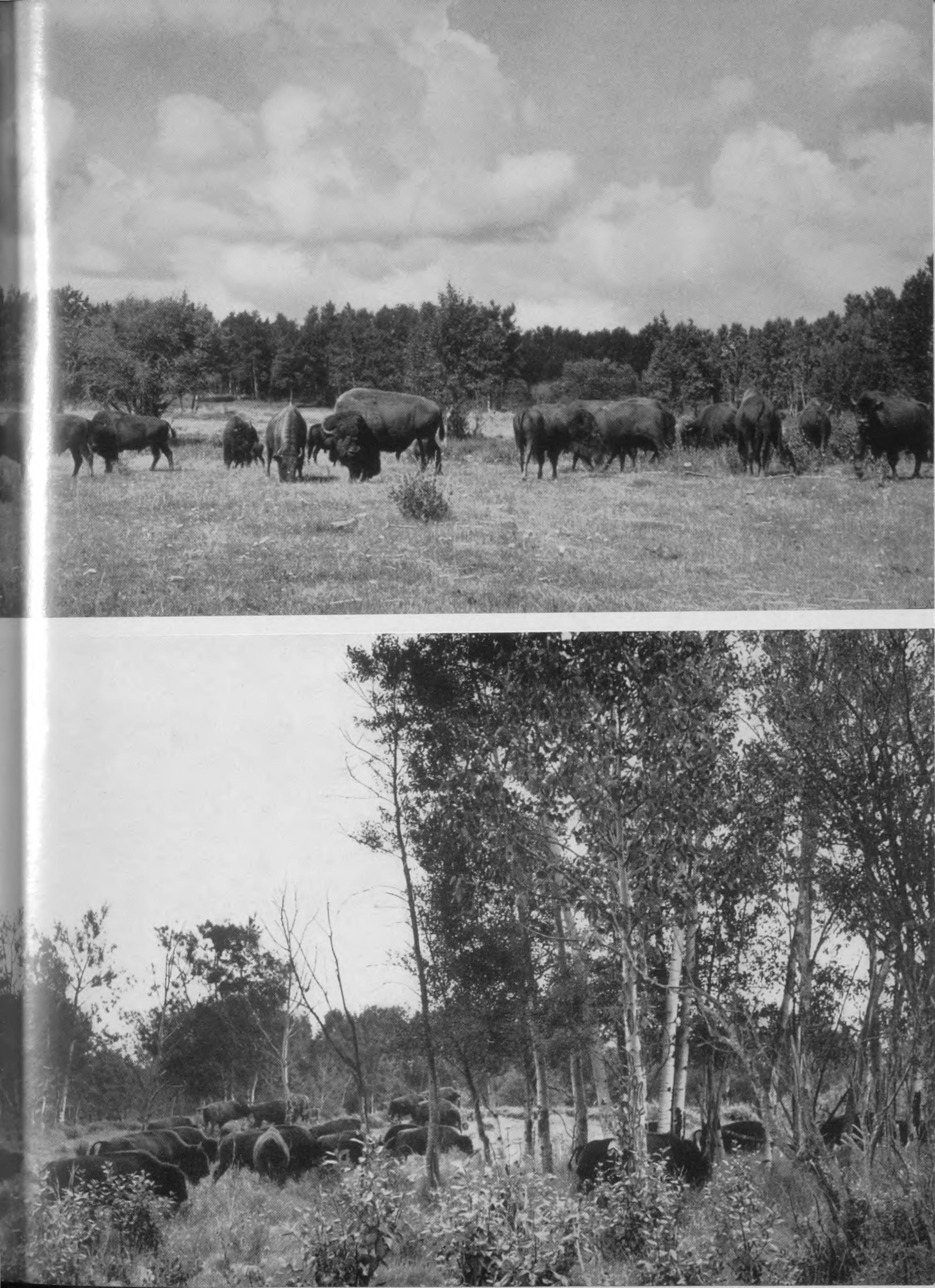
Um 6 Uhr sind wir am Dump. Ich habe fast Hemmungen, von den nächsten Stunden zu erzählen; es klingt unwahrscheinlich. Die Schwarzbären fluteten geradezu übers Gelände; einmal waren 22 gleichzeitig im hellen Abendlicht, und siebenmal schoben sich Grizzlies aus der Dunkelheit hervor.

Wir kennen uns nun ganz gut aus im Familienleben der Schwarzbären. Drunten, wo gestern nacht die vier Grizzlies wegtauchten, kommt eben eine Blacky-Mutter aus dem Wald; unternehmungslustig trollen ihre drei Sprößlinge vor ihr her (Bild 41). Die Gesellschaft hat Appetit auf Beeren: jeder Busch in der Präriesenke wird abgesucht, mit den Pfoten durchkämmt. Links außen, am Plateau, haschen und jagen sich zwei andere Jungpetze, überfallen sogar ihre Mutter und heimsen sogleich Ohrfeigen ein. Zur Beteuerung der Unschuld und Harmlosigkeit machen sie Männchen, hüpfen, wackeln grotesk balancierend ein paar Schritte, brausen dann im Schweinsgalopp davon und klettern hintereinander an einem schlanken Kiefernstamm hinauf. Es geht wirklich verblüffend schnell, dieses Hochentern!

Können sich Bärenbuben vergnüglichere Sitzplätze wünschen als die wippenden Äste, 12 m über dem Waldgrund? Der eine lümmelt sich halb hängend und bäuchlings zwischen Stamm und Gezweig; der andere braucht keine Stützung als sein molliges Hinterteil. So gut es der Rundbuckel erlaubt, sitzt er aufrecht, völlig frei in der Wipfelregion, läßt die Beine lang und gespreizt nach unten pendeln. Schwer, bei diesem Anblick ein Tier nicht zu vermenschlichen! Man denkt unwillkürlich an den behäbigen Falstaff, besonders jetzt, da er die Vorderpfote schlenkert und womöglich einen Gruß zur Mutter in die Tiefe winkt. Ich habe jedenfalls den Eindruck, für die beiden neugierig Ausschau-haltenden Gesellen sei das Leben ein 'Hochgenuß' (Bild 43); sie werden ihn lang auskosten, vielleicht auch die Nacht im Baum verbringen.

An der Tränke drängeln sich vier erwachsene Blackies, fauchen einander neidig ins Gesicht. Zwei bepelzte Jünglinge kratzen und beißen Rinde aus einem dicken, alten Fichtenstamm, richten sich empor, scheuern wohlig ihre Rücken, ich möchte sagen: im Gleichtakt und mit zugekniffenen Augen. Die hängebäuchige Bärin watschelt auf die Halde zu, findet ein großes Eßpaket, trägt es im Maul zum Kohlenschuppen, legt sich längelang auf die Erde, zerrupft das Papier und futtert schmatzend. Ein Neider erscheint, vertreibt brutal die Bärin und zieht seinerseits mit der Beute davon, in der Gegenrichtung.

51/52. Das Bisonrudel äst in der Prärie und zieht dann hinein in den Wald





Motorengeräusch? Ja, ein Privatauto fährt über die Lichtung, bremst 50 m von uns. Fünf Menschen sitzen darin, reden laut und lachen. »Zu blöd«, meutert Eugen. »Na, sehr lang wird's die Gesellschaft nicht aushalten. Heut duftet der Garbage ziemlich bös, kräuselnder Wind.« Fehlspekulation. Die Damen und Kinder bleiben sitzen; ein jüngerer Mann steigt aus, kommt zu uns an den VW. »Waren schon Grizzlies da?« Unser Holper-Englisch macht ihn hellhörig. »Germans? Reden wir deutsch. Freue mich über Euch! Ich bin Tiroler, arbeitete erst als Wegebauer in den Rockies und habe jetzt einen Wardenposten, nördlich von hier. Mußte zur Verproviantierung nach Jasper, daher in Zivil. Morgen früh rücke ich mit der Familie wieder ab.«

»Hast Du mal einen Grizzly in Deinem Revier gesehen«, fragt Eugen. Der Tiroler lacht: »Mehr als genug. Nicht immer ganz angenehm. Ich bin vor ein paar Wochen über einen Paß geritten, allein, ohne Packpferd. Biege um einen Felsvorsprung, da läuft mir auf dem schmalen Trail ein Grizzly entgegen, ein gewaltiger. 30 m vor mir stutzt er, hält an. Auch das Roß bleibt stehen; es zittert am ganzen Körper. Bär richtet sich auf, kommt mit ausgebreiteten Vorderpranken bis auf 12 Schritte heran. Ein zottiger Riesenteufel! Ich hab' eigentlich nie Angst, in Wald und Gebirge erst recht nicht. Aber damals wurde mir ungemütlich. Das Gewehr hatte ich dummerweise im zugeschnallten Lederfutteral am Sattel stecken. Keine Zeit mehr, es rauszuholen. Ich brülle den Bären an. Hoffentlich scheut mein Gaul nicht. Rechts vom Weg fällt der Berg steil hinunter, 80, 90 m. Wieder brülle ich. Der Bär läßt sich auf alle viere absinken, steigt schnell nach links den Hang hoch. 'Er will dich umgehen, greift von hinten an', funkt's mir durch den Kopf. Wahrhaftig, gleich darauf höre, merke ich was in meinem Rücken. 'Dürfte Schluß mit mir sein, aus!' Umdrehen läßt sich das Pferd nicht auf dem schmalen Bergpfad. Der Grizzly wird uns überrennen, den Gaul und mich über den Abhang hinunterschmeißen. Wenn er mich nicht vorher aus dem Sattel reißt. Aber er kommt noch immer nicht. Mann, da werden die Sekunden lang! Ich schiele nach hinten; er druckst herum, schnaubt und schlittert das Kar abwärts.«

Veronika und mir ist kalt und heiß geworden bei der Erzählung des Tirolers. Eugen triumphiert: »Da habt Ihr's wieder! Wenn es Ernst wird, rücken sie aus, die 'schrecklichen' Grizzlies. Hättest ihn auch durch Husten verjagen können, den feigen, albernen Kinderschreck.«

53. Der 82jährige 'Walking Buffalo' und sein Enkel, der 'Kleine Büffel'

Der Tiroler schüttelt den Kopf: »Sag das nicht. Ich weiß von mehreren Männern, die der Grizzly auf dem Gewissen hat; ein Kollege von mir gehört dazu. Berechtigt, daß wir Warden bewaffnet sind. Ich jedenfalls reite und wandere seither draußen nur noch mit griffbereiter, schußfertiger Büchse. Aber Ihr könntet mich mal besuchen, im nächsten Frühling vielleicht. Gibt allerlei zu sehen am Blue Creek. Interessante Reise nach dort, zum Schluß 70 Meilen auf dem Pferd; keine andere Möglichkeit, um in den straßenlosen, ganz wilden Nordwestzipfel des Jasperparks zu kommen. Jetzt muß ich fort, muß nach meinen zwölf Tragtieren sehen und die Lasten nochmals überprüfen. Es darf nichts vergessen werden. Während der Wintermonate kommt kein Proviant bis zu mir, höchstens durch Hubschrauber. Wir sind fast ein halbes Jahr von der Welt abgeschnitten, meine Frau, die Kinder und ich. Aber schön ist mein Bezirk bei Schnee und Eis; ich bin dann dauernd auf den Brettern. Pfüat Euch; hier am Dump gibt's bald ein Gewitter!«

*

Der Tiroler hatte recht. Als meine Uhr die 7. Abendstunde zeigte, war schon alles grau um uns. Eine sonderbare Atmosphäre, elektrisch, spannungsgeladen. Friere ich? Ist mir zu warm? Die Luft steht, nein, der Garbage-Qualm zieht hin und her. An drei Stellen flackern Flämmchen hoch; ihr Widerschein macht einige der Rauchfahnen rosa-rötlich. Das Eisglitzern des majestätischen Bergs draußen in der Ferne ist wie mit Staub überpudert, stumpf, tot. In unserem Wagen hocken, krabbeln tausend schwarze Fliegen; sie sind vor dem sich zusammenballenden Unwetter geflüchtet.

Ganz anders die Bären! Immer neue Blackies kommen. Zwei streifen fast das Auto, einer wirft die Regentonne um, andere bummeln die Rampe hinauf, steigen zur Halde hinunter, hetzen sich spielerisch oder mißgelaunt quer über die Lichtung, raufen. Wir sind von Schwarzbären umgeben. Einer ist schrecklich anzusehen: fellose, verschorfte Hautplatten an der linken Schulter, klumpig-verschwollene, schiefgezogene Schnauze, Narben an der linken Wange, das eine Ohr fehlt. Man hat den Eindruck, daß der Blacky unter Schmerzen grinst; sein rechter gelber Eckzahn starrt aus den Lippen hervor. Aber nach der Körper-Molligkeit zu schließen, meistert er die wohl nur äußerlichen Gebrechen.

Der Wolkenbauch am Himmel über der Prärie zerflattert in Strähnen, ver-

einigt sich wieder, treibt zu uns her. Heulender Sturm, Blitze. Das dritte Gewitter dieses Tages prasselt auf unser Wagendach. 'Wenn die Schütterei lang anhält, werden wir über den Hang geschwemmt, tolle Stoßböen!'

Doch auch diesmal ist schon nach zehn Minuten aller Aufruhr vorbei; glasighell wird der Himmel. »Kannst Du noch filmen«, frage ich Eugen. Er zeigt seinen Belichtungsmesser, der kaum ausschlägt. »Riskieren tue ich's, wenn in der nächsten Viertelstunde etwas Besonderes geschieht.« Nun, Schwarzbären sind genug vor uns; sie störte der kurze Wolkenbruch nicht. Aus der Senke melden sich die Coyoten; ihr vielstimmiges Rufen artet aus in Wolfsgeheul.

Durch die Schneise rumpelt der Warden-Truck. Frank stellt ihn dicht neben unser Fahrzeug; wir können uns von Fenster zu Fenster leis unterhalten. »Allerlei im Gang heute abend«, sagt Frank, »dort kommt sogar 'Rex', unser stärkster Schwarzbär.« Wir sehen ihn; der Kräuselwind hat aus dem schwelenden Garbage-Brei neue und nicht wenige Flämmchen hervorgeholt, die seine Kontur deutlich machen. Aber es schüttet schon wieder vom Himmel. Ebenfalls rasch vorbei! Dennoch sind sämtliche Schwarzbären verschwunden; allzu viele Regenduschen schätzen sie offenbar nicht.

Die Dämmerung senkt sich übers Plateau; Wind harft und orgelt. Feuchtkühle Luft. Wir zünden die Pfeifen an; Veronikas Thermosflasche spendet dampfenden Tee. Plötzlich rumpelt es überlaut auf der Höhe der Ofenplattform, fast als spiele jemand Fußball mit einer Eisenkugel. »Aha, nicht der Regen vertrieb die Blackies, ein Graubär fuhrwerkt am Einschüttdeckel. Jetzt, da kein Licht mehr ist«, brummt Eugen. Geflüsterte Meldung von Frank: »Noch zwei Grizzlies, drüben auf der Halde; nein, drei, die von gestern abend. Es sind doch wohl nicht Junge mit der Mutter, sondern Geschwister, das eine bereits halberwachsen.«

Vorerst sehe ich nichts. Aber der Wind vollbringt – darf ich das sagen? – ein Wunder. In der nächsten halben Stunde entfacht er mehr und mehr die Glut des Garbage. Trotz der zwei Regengüsse von vorhin lodern an der langen Hangkante überall Feuerzungen auf; einige sind gar nicht sehr klein. Gespenstische Schau: eine körperlich dichte, bald weiße, bald rosa behauchte Nebelrauchwand wächst aus der Finsternis, bleibt jedoch nicht stehen. Sie flutet in sich, brodelt, bekommt schwarze Löcher, wird von neuem überwallt. Schleier wehen, senken sich, werden purpurrot in Bodennähe. Und durch diese Wech-

selwelt von Grau, Weiß und Rot wandern schwarze Schemen, einzeln, paarweise. Sie verschwinden links; nach kurzer Zeit tauchen rechts neue auf, bleiben, drehen sich. Siebenmal kann ich einwandfrei Grizzlies erkennen. Möglich, daß der eine oder andere wiederholt in mein Blickfeld getreten ist, doch vier unterschieden sich bestimmt durch Umfang und Rückenhöhe.

Als der Wind aufhörte, erlosch auch das Flackerfeuer. Schwarze Nacht, lebendig allein durch kratzende, knackende Geräusche. »Nicht die Scheinwerfer einschalten«, bat ich Eugen und Frank. »Das Kunstlicht zerbricht alle Stimmung und jagt die Grizzlies fort.« Wie lang wir sicht- und reglos warteten, weiß ich nicht. Aber plötzlich züngelt es wieder am Boden; aus der Finsternis wird erneut jene fahle Nebelwand, und irgendwo in ihr ruckt für 10 oder 20 Sekunden der große alte Grizzly empor. Er steht senkrecht, wie ein Monument aus Erz. Rauchschleier ziehen horizontal an seiner Körpermasse vorbei und bewirken, daß der Koloß noch viel größer erscheint. Doch nicht seine Größe beeindruckt mich am meisten, sondern die Ruhe, die keine Schreckstarre ist. »Was wollt Ihr? Ich bin bereit!« Anders kann ich die Haltung des Grizzly nicht deuten, den Blick herüber zu den beiden Autos, die nur knapp 15 m von ihm entfernt sind.

*

Es wetterleuchtete, als wir das Gattertor des Dump öffneten und hinter uns wieder abschlossen. »Heute war wirklich kein schlechter Betrieb«, sagte Frank, »oder habt Ihr noch immer nicht genug Bären gesehen?« Eugen trat ganz dicht an den Warden heran. »Gesehen schon, vermutlich auch ein paar brauchbare Meter Blacky-Film eingeheimst. Aber nichts, rein nichts vom Grizzly. Frank, es muß etwas geschehen; die Autoscheinwerfer genügen für Farbfilm nicht. Ich telefoniere morgen mit Edmonton; vielleicht kann ich mir von dort stärkeres Zusatzlicht beschaffen. Dann baue ich mein Zeug an der Rampe auf. Völlig ohne Gefahr, kein Grizzly wird angreifen.«

Frank winkt energisch ab. »Kommt nicht in Frage! Ich hab's erlebt, daß ein Fotograf eben noch zum Truck zurückrennen konnte. Bei der ersten Blitzlicht-Auslösung ging nämlich der Grizzly auf ihn los. Stativ und Kamera machte er kaputt, griff aber den Wagen nicht an. So brauchte ich gottlob den unnötig gereizten Bären nicht totschießen. Glaub mir, während der Nacht muß man im Wagen bleiben. Ich dachte zwar auch schon an die Oberkante

vom Schornstein; aber dort erstickst Du im Rauch und hast außerdem nicht genügend Platz für Deine Apparatur. Laß Dir Zeit! Vielleicht kommen morgen oder übermorgen die Grizzlies mal so früh, daß Du ihren Troll über die Senke filmen kannst, ohne Scheinwerfer.«

Eugen blieb bei der Rückfahrt stumm, sagte jedoch, ehe er in seine Schlafstube ging: »Mir ist nach Luftveränderung. Schlagt doch mal für morgen eine nette Tagesreise vor!« Veronika und ich brauchten uns nicht lang zu besinnen: »Ziel klar – Mount Edith Cavell.«

Die Hirsch-Alraune

Ich lag lange wach in dieser Nacht. Allzu lebendig wanderten die Grizzlies durch den dunklen Raum der Stube, und fast greifbar wuchs das 'erzene Monument' des Alten vor mir auf. Dankbarkeit erfüllte mich bei der Erkenntnis, daß selbst so kurzsichtige Menschenaugen wie die meinen sehr viel bessere 'Instrumente' sind als alle optisch-technischen Konstruktionen; auch die Welt der Schemen wird durch sie lebendig und körperhaft gemacht. Eugen ist wirklich ein treuer Diener am Werk; er scheut weder Opfer noch Mühe, um durch seine Kamera den Reichtum und die Schönheit der Rocky-Tierwelt aufzuzeichnen, ehe vielleicht auch sie der Zukunft weichen muß. Vieles gelang ihm; hier beim Grizzly sind Grenzen, die er bis jetzt nicht übersteigen konnte. Daher bin ich doppelt froh, daß in mir die Erlebnisse der letzten drei Nächte festwurzeln und wirksam bleiben, solange ich atme. Zumindest, bis Eugen den Grizzlies doch noch bei gutem Licht begegnet . . .

*

Der Frühmorgenhimmel leuchtet, als sei er nur ein zarter, blauer Hauch. Ein paar Schönwetterwolken ziehen durch die hohe Kuppel. Wir fahren knapp 20 km südwärts über den Highway, dann rechts in einen Waldberg hinein. Immerzu Kurven und Spitzkehren auf der engen Erdstraße. In halber Höhe Stopp: eine beglückende Aussicht in Tiefe und Weite! 80 bis 100 m unter uns, unterhalb der Steilkante, fließt von Süd nach Nord der Astoria River, in einer Schlucht, denn auch das Gegenufer reckt sich steil hoch, ist oben mit Fichten bewachsen. Am Hang entdecken wir viele Hoodoos, jene schlanken Erosionsnadeln aus sandigem Nagelfluh-Gestein, die man hier 'Unglücksbringer' oder 'Demoiselles' nennt. Ihre bizarren Formen wurden durch das Regenwasser

von Jahrhunderten aus der mit Geröll und Kies zusammengebackten Tonerde herausgespült; die 'Nadeln' blieben stehen, weil jede – gewissermaßen als Schutzdach – einen großen, meist flachen Stein auf ihrer Spitze trägt.

Mein Blick tastet sich nun zwischen der Astoria-Schlucht hinaus in die Ferne. Da sind zunächst Waldberge, grüne Rundbuckel, dann hellgrau-gelbliche Felsen, viele Kilometer weit bis zum Horizont, an die weiß flimmernden Schneegipfel heran. Wieder einmal öffnet sich mir die Rockywelt mit der Unzahl ihrer Schründe, Gipfel und Auftürmungen. Doch alle Stofflichkeit wird vom Licht der Himmelsbläue verklärt, vom Widerschein der weißen Wölkchen, die auf den Firnhäuptern ausruhen und ebenfalls lichtblau überhaucht sind.

Aber schon wartet ein zweites Erlebnis auf mich. Ich brauche mich nur um 120° zu drehen, über die Fichten an der linken Fahrbahnkante hinaufzusehen. Fast greifbar nah und riesengroß steht dort der Berg, der mich seit Tagen lockt. Kaltes, stumpfes Silber bedeckt seine Kuppe. Alle Schichtenbänder sind dick beschneit. Noch trifft kein Sonnenstrahl die Nordflanke; in ein paar Stunden wird es wohl anders sein.

Neue Serpentinen aufwärts! Wir müssen aus dem Waldberg heraus, um wirklich vor dem Mount Cavell zu stehen. Der VW-Motor beginnt sein Protest-Gejammer. Wozu? Er schafft selbstverständlich auch diese Steigungen. Schon zeigt sich über den schlanken Fichtenwipfeln ein geradezu schwarz verschatteter Steinberg und rechts von ihm, strahlend weiß, die Gletscherpyramide des Throne Mountain.

Letzte Steigung, letzte Kurve. Der Wald bleibt hinter uns. Ich erhasche eben noch das Funkeln eines grünen See-Gewässers drunten am Fuß der dunklen Fichtenhalde; dann ist für mich nichts mehr als der breit emporwuchtende, nun völlig frei sichtbare Titan, der 3364 m hohe Cavell-Berg.

Ich müßte ihn jetzt beschreiben, meinen 'Majestätischen'. Aber obwohl wir mehrere Stunden an seiner Gletscherzunge umherwanderten, stillstanden am Rinnsal des Schmelzbächleins, schauten und schauten – ich kann noch nicht die rechten Worte finden. Das Columbia-Eisfeld, die 'Zehn Gipfel' am Moraine Lake, der Victoria mit seinem Lawinendonner, sie alle treten zurück gegenüber diesem, meinem bislang stärksten Bergerlebnis in den Rocky Mountains. Wir werden noch einmal hierherkommen, bald! Morgen abend trifft Toni in Jasper ein, der Bergkenner; vielleicht wird er uns begleiten. Nur die Krönung

der Nordseite des Cavell sei heute erwähnt, der Hauptgletscher, der fast horizontal, in ganz leichter Neigung, von links und rechts das obere Drittel des Bergs durchzieht. Seine beiden Arme treffen und vereinigen sich; nun flutet der Eisstrom senkrecht herunter in langer, breiter Bahn. 'Angel Glacier', Engel-Gletscher! Fürwahr, die beiden Arme des Plateaugletschers sind Engelsflügel, und das silberne Eisband nach unten formt den Leib des himmlischen, im Sonnenglanz leuchtenden Sendboten (Bild 68).

*

Wir haben Tee getrunken in der Lodge am Eingang zum Gerölltal der Endmoräne. Lange Zeit ergötzten uns die beiden kanadischen Häher, der Whisky Jack und der Clark's Crow. Sie näherten sich vertrauensvoll den Menschen, riefen und bettelten schon aus der Luft, nahmen ebenso selbstverständlich die Nüßchen aus unseren Fingern wie der vom Gestein sich hochreckende Chipmunk und das Golden-Mantled Squirrel. Der Clark ist etwas größer als sein 'Whisky'-Vetter, hat einen länglichen, kräftigen Schnabel und zart taubengraue Befiederung. Samtig schwarze Flügel, ein weißer Stoß, der beim Flug als dünner Schneestreif zwischen den dunklen Schwingen hervorblinkt.

Am frühen Nachmittag entschließen wir uns zum Abstieg an den Gletschersee, der milchig smaragdgrün im Fichtendunkel der Tiefe lockt und glänzt. Ein steiler, wegeloser Abstieg, über geknickte Bäume und grobes Gestein, um Moorpfützen herum. Das Durchdringen dieses Waldes bereitet mir arge Mühsal. Eugen, der das Filmlicht ausnützen muß, ist trotz seines schweren Stativs schon außer Sicht, ebenso Veronika. Ich lasse mir wohl oder übel Zeit, betrachte ein paar kleine Sternblumen, esse rote Beerenfrüchte. Nach einer Weile treffe ich auf einen Bärenwechsel und komme so etwas zügiger bergab. Schon sehe ich dann und wann den hellen Seespiegel. Wahrscheinlich hetzte ich nun, achtete nicht genügend auf den schmalen Pfad, bin jedenfalls plötzlich wieder im schlimmsten Gewirr. Viermal Baumbrüche überklettern, durch Dorngefilz hindurch! Endlich ein Hang mit niedrigem Gestrüpp. Tempo! Ich komme ins Rutschen, falle, kugle 10, 12 m schräg abwärts, nein, das steinige Ufer rückt unangenehm rasch an mich heran. Meine Hände versuchen, sich irgendwo festzuklammern, weil einer der großen Steine anscheinend ein Attentat auf mich vorhat. Er zieht mich an wie ein Magnet. Kurz bevor mein Kopf unsanft mit ihm in Berührung kommt, kann ich bremsen, sehe hoch. Was liegt auf der

Oberkante des Steinblocks? Eine Wurzel, grau, knorrig verkrümmt! Wurzel? Nein, eine Alraune in Hirschgestalt! Ich brauche nur $1^{1}/_{2}$m bäuchlings vorzurutschen, habe dann das seltsame Gebilde in der ausgestreckten Hand.

Nach einer 'Schnaufpause' ging ich über quietschende Moospolster, durch Schilf mit kleinen, schon braun werdenden Kolben, über angeschwemmtes, schlüpfriges Holz, am See entlang und sehr behutsam. Ich hatte ja nur eine Hand frei zum Balancieren; die andere hielt mein abenteuerliches Fundstück, das ich immer wieder betrachten mußte. 30 bis 35 cm lang und 20 cm hoch ist die entrindete, licht aschgraue Wacholderwurzel, in der Längsrichtung ganz fein gefurcht. Aber sobald ich sie vor mich auf den Geröllboden, ins Moos setze, wird daraus ein silbrig heller Wapiti. Er streckt die Vorderbeine breit und weit nach vorn, stemmt am muskulösen Hals den Kopf hoch, biegt das vielzackige Geweih in den Nacken zurück, zugleich nach der Seite. Auf seiner Stirn steilt ein spitzes Hörnchen senkrecht empor. Der Hirschkörper schlängelt und kurvt weit nach hinten . .

Wie viele Jahre muß die während einer Schneeschmelze vom Waldberg herunterverfrachtete Wacholderwurzel im See umhergeschwommen sein, ehe sie der Wellenschlag hinauftrug zum Quaderstein! Dort dörrte sie nun, fror auch, vereiste, taute wieder auf und wartete, bis der weißbärtige Mann ihr



entgegenrutschte. Es mag albern sein, aber ich bin sehr glücklich über diese Hirsch-Alraune. Veronika und Eugen, die – mich suchend – plötzlich herankommen, freuen sich mit mir. »Du, das ist der weiße Geist der kanadischen Wapitis«, sagt meine Frau und Eugen lächelt: »Er stürmt mit uns hinein in die Hohe Zeit der Hirschbrunft. Morgen beginnt der September.«

*

Pünktlich um 8 Uhr treffen wir den Warden am Dump-Tor. Der Abend beschert uns keine Grizzlies. Aber draußen am Horizont funkelt klar und fern in zarter Abendröte der Berg Cavell. Vor wenigen Stunden stand ich noch ganz nah an ihm; ich kann es kaum glauben. Jetzt bummelt der bräunlich-schwarze Hauptbär 'Rex' über das Plateau, hinter ihm, wesentlich kleiner, eine Bärin mit weißem Halsring.

Vielleicht war droben am Engel-Gletscher die Sonnenbestrahlung für mich zu intensiv; ich friere. Weil die Blackies nur faul herumliegen oder am Hang scharren, entschließen wir uns gegen 10 Uhr zur Rückfahrt nach Jasper. Vernünftig, auch einmal zeitig ins Bett zu gehen. Neben mir auf der Kommode steht mein Hirsch, die Wacholderwurzel vom Cavell-See. »Du sollst deine Heimat gefunden haben, sollst 'ein Stück von mir' werden«, verspreche ich.

Außerhalb des chronologischen Berichtens mag gesagt sein, daß mich die Alraune quer durch Kanada ins Fernsehstudio von Toronto begleitete, nach New York und über den Atlantik hinweg, immerzu dicht bei mir. Und jetzt empfange ich täglich ihr frohes Grüßen – der Rocky-Hirsch hütet und belebt allzeit meinen Münchener Schreibtisch.

Der Totempfahl und das überraschende Dump-Geschenk

Mindestens einmal an jedem Tag unseres Jasper-Aufenthalts gehe ich zum großen Totempfahl (Bild 54). Er ist wohl der älteste und der eindrucksvollste, den ich in den Rockies kennenlernte. Ich habe mich bemüht, einiges über ihn und den Totemismus zu erfahren – durch Gespräche mit Wissenden, durch Druckberichte und durch die genaue Betrachtung aller Einzelheiten.

Der Totemismus war einst allgemein verbreitet unter den Indianerstämmen der nordpazifischen Küste. Er soll nicht eigentlich eine Religion gewesen sein; in ihm offenbart sich, daß jene frühen Indianer die Vorstellung der Einheit alles Lebendigen hatten und davon überzeugt waren, daß ein Gestaltwandel

zwischen Mensch und Tier möglich, ja selbstverständlich sei. Die einzelnen Sippen errichteten, meist unmittelbar vor ihren Hütten, hohe Holzsäulen und beschnitzten sie mit figürlichen oder symbolischen Darstellungen. Diese häufig auch bemalten Figuren wurden nicht angebetet, nicht als Gottheiten verehrt; sie sollten einerseits die Erinnerung an den eben verstorbenen Häuptling, den Clan-Führer, lebendig erhalten und auf seine Vorfahren hinweisen. Andererseits sollte die Pracht einer solchen Gedächtnissäule dem Errichter, also dem neuen Familien- oder dem Stammes-Oberhaupt, Achtung und Anerkennung verschaffen, damit der Rang der Sippe erhalten bleibe in der Zukunft. Man kann den Totempfahl mit einer Übereinanderreihung von Wappenschilden vergleichen, mit einer primitiv rohen Ahnentafel. (Es soll auch Totempfähle geben, die ein Einzelschicksal durch ihre Bilder erzählen.)

Meine Gesprächspartner nannten die geschnitzten Figuren 'Crests'; dieses Wort Crest bedeutet: Kopfschmuck, Helmzier. Denken wir daran, daß beim Banffer Indianertreffen der alte 'Walking Buffalo' ebenfalls einen Symbol-Crest auf seinem Kopf trug: Fell und Gehörn eines Büffels! Wahrscheinlich hatten einst die Vornehmen, die 'Notablen' der Indianer, viele und vielerlei Crests, nicht nur Tier- und Menschensymbole, sondern auch Personifikationen von Geistern und Naturgewalten, die durch jahrhundertelangen Mythos geprägt worden waren.

Der Jasper-Totempfahl, aus dem 20 bis 22 m hohen Stamm einer Zeder gestaltet und in der Plastik seines geradezu künstlerischen, magisch bannenden Ausdrucks unversehrt erhalten, gehörte einer Familie der Masset-Haida-Indianer auf den Queen Charlotte-Inseln. Der durch diese Bildsäule geehrte Häuptling hieß – wenn die Mundüberlieferung stimmt – Kalnaga.

Einige Embleme des Wappenpfahls wurden mir folgendermaßen gedeutet: ganz oben thront der Donnervogel, der Blitz und Donner erzeugen kann, eine heraldisch vereinfachte Form des Goldadlers. Am Fuß der Säule werden Kopf und Schwanz des 'Killer Whale', des Mordwals, sichtbar; dieses Symbol kommt bei den Haidas und den benachbarten Stämmen häufig vor. Alle Familien, die es aufweisen, gelten als Verwandte und dürfen untereinander nicht heiraten; vielleicht ist ihnen sogar die Jagd und das Verzehren ihres Totemtieres verboten. Dem Donnervogel am Jasperpfahl folgt ein Meerungeheuer, 'Samoas' oder 'Raffzahn' genannt. Etwas tiefer ist die kleine Figur eines Falken, der

beide Flügel ausspreizt und den Stoß über seinen Kopf hochreckt. Nun eine Grizzlyfratze; um Schädel und Rachen stehen Bärenkinder. Kumulus-Wolken sind offenbar ebenfalls ein Crest jener Kalnaga-Sippen; die hier eingekerbten Wolken haben flache, menschenähnliche Gesichter. Irgendwo auf dem Körper eines Bären sehe ich einen kleinen Mann mit einem Stock in der Hand; man nimmt an, es sei der verstorbene Häuptling, während der andere, ebenso kleine Mann zwischen den Flügeln des Donnervogels den Pfahl-Errichter darstellt.

Ich habe immer wieder nach dem Alter des Totempfahls gefragt. Achselzucken. »300, auch 400 Jahre? Kann sein, noch älter. Jedenfalls sehr alt!« Es gibt wohl nur wenige Überlieferungen aus der Kultur-Vergangenheit der Indianer, die beweiskräftig sind. Dagegen ist man sich jetzt über die *Herkunft* der Indianer wohl ziemlich klar. Sie sind nicht die Ureinwohner des amerikanischen Kontinents; möglich, daß andere, noch nicht nachgewiesene Menschen vor ihnen dort lebten. Früher vermutete man, die Indianer seien Abkömmlinge der Phönizier oder Ägypter, dachte auch an Atlantis, an die südpazifischen Paradies-Inseln. Die Spezialforschung der Gegenwart rechnet – soweit ich der angelsächsischen Literatur entnehmen konnte – die Indianer abstammungsgemäß zur asiatischen Menschenrasse, zu den 'Urmongolen', und sagt aus, sie seien vor 12 000 bis 20 000 Jahren (vielleicht auch erst später?) vom östlichsten Landzipfel Sibiriens über die Beringstraße zur Westalaska-Küste beim jetzigen Kap 'Prince of Wales' vorgedrungen. (Die verhältnismäßig kurze Wasserstrecke von nur 67 km durchfahren dann und wann auch die heutigen Eskimos in offenen Booten.) Jene frühgeschichtliche Einwanderung verteilte sich schubweise und wellenartig ganz gewiß über lange Zeitabstände; doch soll sie nur über die Beringsee oder über die Inselgruppen der Aleuten erfolgt sein. Von Alaska aus verteilten sich die asiatischen Neuankömmlinge allmählich auf beide Hälften des Kontinents und entwickelten sich je nach Klima und Lebensraum zu den uns bekannten und so sehr verschiedenen Indianervölkern von Nord-, Zentral- und Südamerika, schufen sich ihre eigenen, stark voneinander abweichenden Sprachen und Kulturen.

*

Eine vielköpfige Reisegesellschaft, auf mehrere Autos verteilt, bevölkert den Dump, als wir in der 7. Abendstunde dort ankommen. Zwar bringt sie der Garbage-parfümierte Ostwind bald zur Rückkehr in die Stadt; aber ihre laute

Betriebsamkeit hat inzwischen sogar die doch wirklich nicht zartbesaiteten Blackies verscheucht. Eine Weile sind wir nun ganz allein auf dem Plateau; nicht einmal Fliegen und Mücken schwirren um uns. »Ich montiere mal meine Kamera, für alle Fälle«, sagt Eugen, »jetzt, um diese Zeit, bummelt doch meist der Coyote über die Prärie. Bei dem anständigen Licht kriege ich vielleicht mit der Teleoptik eine Großaufnahme von ihm, wie er Mäuse fängt.«

Kein Coyote bummelt über die Prärie; etwas anderes, Blaues, bewegt sich zwischen den Fichten am unteren Waldsaum. »Du, ein Mann, ein Spaziergänger in Blue Jeans! Darf der denn?«, ruft ganz empört Veronika. »Willst Du's ihm verbieten? Der Dump wird erst um 8 Uhr geschlossen. Außerdem ist drunten im Wald gar keine Absperrung, freie Natur, für alle zugänglich, die sich nicht vor Bären fürchten. Sei froh, daß nicht jeden Abend Leute dort promenieren!« In Eugens Verteidigungsrede schwingt Galgenhumor mit. Wir brauchen eine ganze Menge Selbstbeherrschung, um protestlos zuzusehen, wie der blaubehoste Mann im Schneckentempo die Längsfront der Fichten abschreitet, öfters stehenbleibt und sogar über den Schmalstreifen hinwegspaziert, durch den vermutlich die meisten Grizzlies herauskommen zum Aufstieg aufs Plateau. Immer wieder linsen wir auf unsere Armbanduhren; endlich, nach 20 Minuten, verschwindet das 'ahnungslose Ärgernis'.

»Gutnacht, Marie«, raunzt Eugen, »jetzt hat der Bruder überall dort unten seine Duftspur in den Boden getrampst; kein Grizzly wird sobald drüberwegsteigen. Wir können unser Zeug zusammenpacken; in einer halben Stunde müssen wir sowieso fort, zur Begrüßung von Toni.«

Ich bin jedoch dafür, daß die 'Galgenfrist' am Dump ausgenützt wird, daß wir bleiben, solang noch Sicht ist. Das war – unbewußt – ein guter Vorschlag und unser Glück. Denn bei den Grizzlies gibt es offenbar keine starren Verhaltensgesetze; zumindest befolgen sie nicht unbedingt und automatenhaft die Regeln, die sich unsere Menschengehirne ausgedacht haben. Ganz ohne Zweifel duftet der Waldsaum nach dem Spaziergänger, und für gewöhnlich wird jeder Grizzly schleunig wegbiegen, wenn er eine so frische Spur in die Nase bekommt. Aber jetzt? Es sind noch keine 10 Minuten vergangen, als zwischen den Kiefern und Fichten ein großer Graubär sichtbar wird. Er streckt den Kopf vor auf die Präriesenke, windet, muß also den Schuhsohlengeruch, die Menschenausdünstung genau 'registrieren'. Dennoch kommt er sogleich her-

aus und bummelt ebenso harmlos und unbefangen am Waldsaum wie vor kürzester Zeit der Menschenmann. Nur daß er nicht geradeaus geht, sondern manche Schlenker macht in die Beerenbusch-Steppe. Nicht genug; es erscheinen bald noch zwei Grizzlies, kleinere, knapp halberwachsen.

'Lieber Leser, guck bitte jetzt einmal hoch vom Papier! Versuche, Dich in uns drei, Eugen, Veronika und mich, hineinzudenken, die wir droben an der Hangkante – auf knapp 50 m Luftlinie entfernt – den Atem anhalten und das Klopfen unserer Pulse bis zum Hals spüren. Fast zwei Monate sind wir hinter Grizzlies her; wir haben gepirscht, weite Flußtäler, Berghänge, Buschhalden abgesucht, haben zusammen mit den Warden vieler Reviere fast alle nur denkbaren Vorbereitungen getroffen, sind mehr als stundenlang auf der Lauer gelegen, und noch nie kam ein Grizzly frei und klar in Sicht. Ich will dem von vorvorgestern abend nicht Unrecht tun; er hat sich uns aber nur im Zwielicht gezeigt. Zwar ist auch jetzt keine Sonne mehr; ich bezweifle, ob die Belichtungsmesser noch weit ausschlagen. Doch meine Augen sind leistungsfähig genug, um die Erlebnisse der Schatten-, Rauch- und Scheinwerfer-Grizzlies, die Visionsschau der vergangenen Nächte, nun durch das naturhafte Geschehen in der Senke wesentlich zu steigern.'

Man kann in 20 oder 30 Sekunden vieles in sich aufnehmen: ich sehe die mähnenartige Halskrause, den abstehenden Haarkranz um den klobig-dicken Schädel des großen Grizzly, seine breite, fast helle Stirn, die kurzen Rundohren, seine dunkelbraunen Pranken, die elfenbeingelben, überlangen und aufgebogenen Krallen. Ich sehe, daß auch schon die Jungen einen Widerrist-Höcker ansetzen; doch wie unbedeutend wirkt er gegenüber der Hochwölbung des Alten! Und wie hochbeinig, wie straff trotz des üppigen Pelzes, wie gradrückig sind die Grizzlies! Kein Vergleich mit der Blacky-Wabbeligkeit. Zur genauen Beurteilung der Felltönung reicht das Licht nicht mehr; ich schwanke zwischen rußiggrau, schokoladenbraun und stumpf-grießelig. Die Gesichter und Schnauzen erscheinen mir wesentlich heller als die Körper. An den Schultern, seitwärts an der Leibwölbung, auch noch an der oberen Hälfte der Vorderbeine ist beim großen Bären jener silbergraue Hauch, der den 'Silvertip' charakterisiert. – Ach, schon drehen sich die Grizzlies wieder dem Wald zu, schreiten (dieses Wort gebührt durchaus dem muskulös-federnden Gang) ohne Hast hinein in die Schatten-Tarnwelt der Baumstämme ...

Eugen lächelt ein klein wenig hinter den Stockzähnen: »Mir schwant, es sei meine Kamera heute nicht vergeblich dabeigewesen.«

Mit Toni unterwegs

Der gestrigen Grizzly-Abendbeglückung folgte ein langer Hock in unserem Quartier, erfreulich und herzaufschließend. Wenn man vom Athleten-Übermaß des Körperlichen absieht, gleicht Toni äußerlich dem Edmontoner Freund Al. Er hat ein ebenso jugendfrisches, gestrafftes, blank-heiteres Gesicht, ganz hellblaue Augen und einen blonden Bubenschopf, nicht sehr üppig. Aber im Gegensatz zu Al sind seine Gesten sparsam, und auch die Worte fließen ihm nicht sprudelnd über die Lippen. Doch was er sagt, wie er vom Kletterkurs am Maligne-See erzählt, von den großen, den kleinen Naturschönheiten und von der Kameradschaft seiner 'Schüler', von Blumen, Felsgezack und Sonnenaufgängen, dies alles ist bildhaft und formt sich deshalb so unmittelbar, weil dem Bericht jede Pose fehlt, jedes selbstgefällige Sichzurschaustellen. Durch alle Schlichtheit leuchtet die Begeisterung, pulst die Liebe zum Berg, zur Höhenluft der Schroffen und der Firngipfel.

Schon der Schulbub, der Schreinerlehrling des oberbayerischen Alpenvorlandes fühlte sich vom Berg angezogen; er erarbeitete sich durch zielstrebige Sparsamkeit die Mittel und Gelegenheiten zur zunftgerechten Ausbildung und steigerte die angeborene Begabung, wurde bald ein Könner. Als wandernder Zimmermann entdeckte er sich die Weite der Welt, zog durch Australien, kletterte in Neuseeland, auch im Himalaja, wo er an der Herrligkoffer-Expedition 1954 teilnahm, und nun will Toni für ein paar Jahre in den kanadischen Rockies bleiben. Der Park Service schätzt ihn als alpinistischen Ausbilder; während des Sommers vermittelt er vielen jungen Männern Berg- und Gletscher-Erfahrung, im Winter arbeitet er auch hier als Zimmermann. Seine Freizeit verbringt Toni, nach Möglichkeit allein kletternd, im Berg. »So ist's halt am schönsten; ich hoffe, daß vor dem nächsten Lehrgang für mich ein paar Tage Urlaub abfallen; möchte mal wieder auf den Robson rauf. Drei Tage braucht man für die Tour und Seilkameradschaft auch; 's ist ja der höchste Gipfel im kanadischen Felsengebirge. Habt Ihr ihn Euch schon angeguckt?«

Aus unserem verschämten Bekenntnis (auch dem Leser gegenüber!), daß wir zwar einmal dicht vor ihm standen, jedoch vor lauter dicken Wolken weder seine Auftürmung noch die Spitze, überhaupt nichts vom Robson sahen, entsteht der spontane Entschluß, bei schönem Wetter morgen gemeinsam im VW dorthinzufahren. »Ihr werdet Euch freuen; aber wir sollten doch nicht nur von der Kraxelei reden. Was ist mit den Bären? Wie geht's Rex?«

Weit über die Mitternachtsstunde hinaus beherrschten nun die Bären unser Gespräch. »Freund Rex hab' ich im vorigen Winter als Einbrecher entlarvt. Die kleine Verladerampe vom Jasper-Bahnhof, in deren unterem Hohlraum Kisten abgestellt werden, war kaputt; an der Verschalung klaffte ein Loch. Eh ich mit der Säge neue Bretter zurechtschnitt, schob ich meine Stablampe durchs Loch. In der hintersten Ecke lag ein Blacky. Am rötlichen Schimmer auf dem schwarzen Pelz und an der Größe erkannte ich Rex, der unbekümmert weiterschnarchte, leider aufgeweckt und in die Schneeluft befördert werden mußte. Er wird hoffentlich gescheit genug gewesen sein, zur großen Rampe rüberzubummeln. Die ist nämlich unten leer und hat einen Extra-Eingang für Bären; jedes Jahr tragen fünf oder sechs von ihnen Stroh und Lumpen hinein, machen sich Winterbetten zurecht.«

'Ob Toni auch mit Grizzlies zusammengetroffen sei', fragen wir. Er lacht: »Ja, ja. 's war aber genau andersrum. Nicht ich habe den Grizzly geweckt, sondern er mich. Passierte im Herbst zuvor. Ich schaffte damals mit einer Baukolonne im Wald. Gegen Abend kam Proviant-Nachschub. Der Chauffeur und drei Holzfäller legten sich um 10 Uhr ins überdachte Ladeabteil des Trucks und schliefen. Plötzlich Scherbengeklirr. Licht machen! Ein Grizzly drückte eben die Türscheibe ein; sie brüllten ihn an, und er trollte weg. Ich hab' nichts davon gehört; mein Zelt stand weitab im Wald. Ein schönes großes Zelt mit Vorbau, in dem ich das Kochgeschirr abgestellt hatte und alles, was man fürs Frühstück braucht. Ihr wißt ja, daß ich vegetarisch esse; mir bekommt das viele Schweinefleisch nicht und die Wurst. Na, mit einemmal sause ich hoch. Krach im Vorzelt, Pfannen und Teller rasseln, Milchflasche zerknallt. Ich raus aus dem Schlafsack und die Zwischenplane hoch. Es war schon Morgendämmerung. Zwei Schritte vor mir hockte in dem Trümmersalat ein pfundiger Grizzly und schnaubte recht unfreundlich. Genau die gleiche Situation wie ein paar Jahre früher in Asien, wo ein Panther in mein Zelt einbrach;

bloß daß ich damals ein Schießeisen bei mir hatte. Was sollte ich nun mit dem Grizzly anstellen? Leute, ich hab' ein bisserl Angst gehabt, fuchtelte aber wild mit den Armen, schrie so laut ich konnte und warf, was ich zu fassen bekam, nach dem Bären. Der Grizzly hat mich sicher für verrückt gehalten, ging spornstreichs davon.«

Eugen triumphiert wieder einmal: »Diese Burschen können überhaupt nichts anderes als abhauen. Verlaß Dich drauf!« – »Ich verlaß' mich nicht darauf«, entgegnet Toni. »Es ist noch nicht sehr lange her, daß man einen Warden im Revier mit aufgerissenem Unterleib gefunden hat, Grizzlyfährten dabei. Laßt Euch auch von Frank erzählen, wie häufig Grizzlies in Wardenhütten einbrechen und was sie sonst alles anstellen können . . .«

Ich klopfe an mein leeres Glas. »Eine Stunde nach Mitternacht! Wenn wir morgen schon sehr früh losfahren wollen, bin ich jetzt fürs Schlafen.«

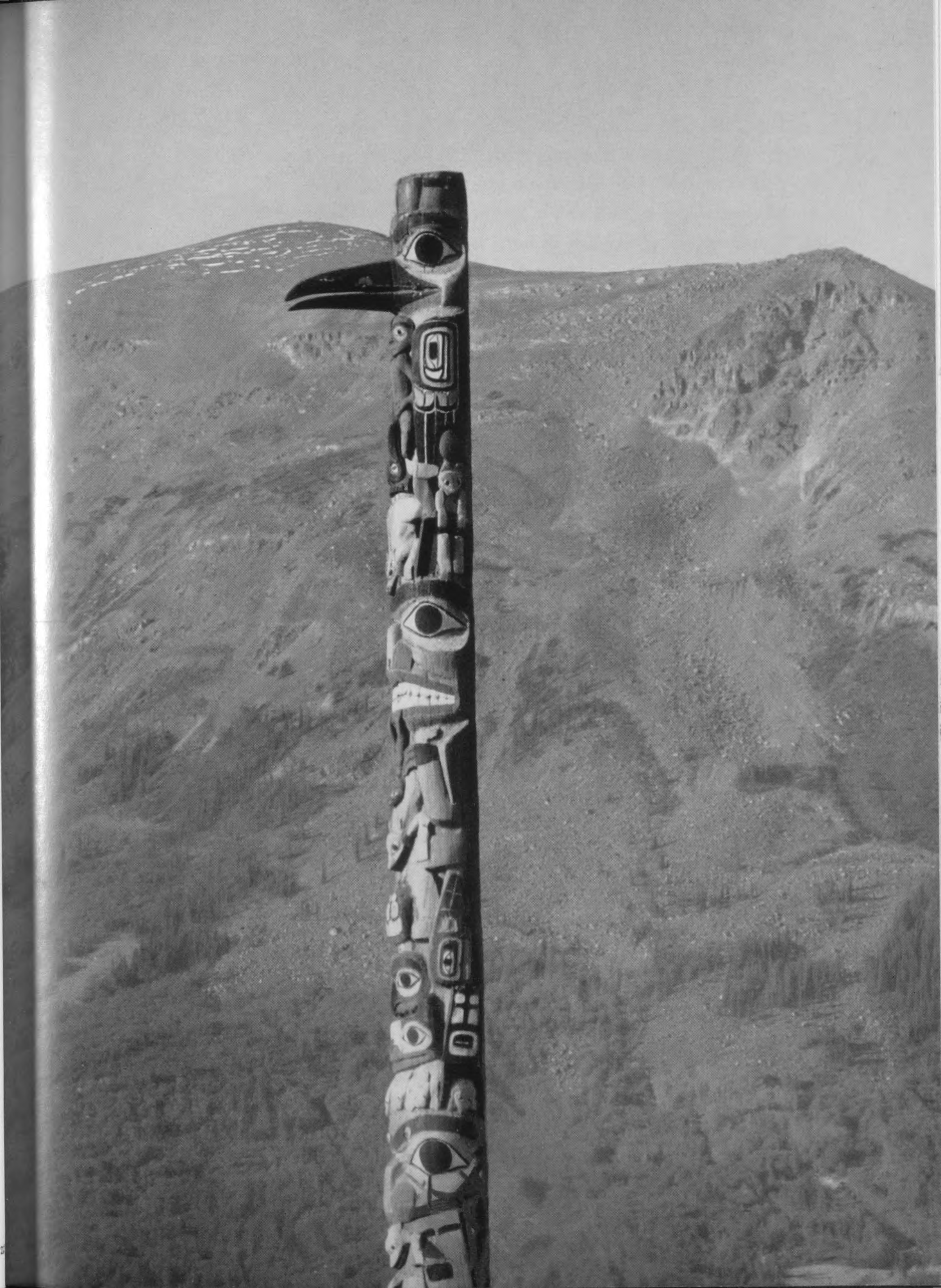
Am höchsten Berg der kanadischen Rockies

Die Nacht wurde sehr kalt. Als ich gegen 6 Uhr aufstand, waren die Waldberge im oberen Drittel alle eingeschneit. Aber es gibt nun wahrscheinlich einen wohltuend warmen Sonnentag für unsere 100 km-Fahrt nach British Columbia, vom Jasper National- in den Robson Provinzialpark.

Ein kurzes Stück nach Süden, dann läuft die Straße dauernd westwärts, eine Erdstraße mit grauenvollen Schlaglöchern, ein Highway im Entstehen. Die Orientierungstafel sagt: 'Erdulden Sie bitte die Unannehmlichkeiten; es wird in naher Zukunft der Highway gebaut werden zu Ihrem Fahrvergnügen und zum Wohl Ihrer Kinder und Enkel.'

Erfreulicherweise bleibt die Straße fast immerzu eben; sie wird begleitet vom Miette-Fluß, vom Schienenstrang der C.N.R. und von der Pipeline. Zu beiden Seiten des Tals ist Wald, die endlose Front der schlanken Fichtenbäume. Viele kleine, auch einige große Seen blinken. Herrliche Morgensonne, verspielte Kumulus-Wölkchen im Himmelsblau. Auf einer Sumpfwiese stehen Kanadagänse; 23, nein 27 kräftige Vögel steigen hoch, umfliegen uns trompetend, landen wieder. Eugen filmt, Veronika macht Tonaufnahmen. Ein schätzungsweise 3 m hoher Biberdamm; er dehnt sich nicht in gerader Linie, ist auf der Stauseite etwas vorgewölbt, damit ihn der Wasserdruck noch fester pressen und abdichten kann. Eine Elchkuh äst und rupft im See; eine zweite

54. Der Totempfahl von Jasper, aus einem 20 m hohen Zedernstamm geschnit





55/56. Die Ringtänzer mit den Eisenreifen warten, bis die Indianerknaben ihren 'Chicken Dance' ausgehüpft haben, den Rundtanz der körnerpickenden Hühnchen

stapft durchs Moorgelände. Gut, daß uns der Rumpelweg nicht in schnelle Fahrt kommen läßt; wir reisen von einer Tierbegegnung zur andern. Ohrenhirsche naschen an der Eisenbahnböschung, noch im rötlichen Sommerkleid; zwei Kitze sind auch dabei. Ein Hirsch-Jüngling sieht lustig aus: Beine und Brust gelbrot, Körper herbstlich grau, also mitten in der Umfärbung. Durch 'Kindergeschrei' macht sich das bunte Fälklein bemerkbar in der Luft. Auf unserer Fahrstraße steht öfters ein Waldhuhn, das nicht weichen will – Fool Hen! Viele, viele Seidenschwänze. Nur 40 m vom VW entfernt, läuft sichernd und scheu ein ziemlich großer, gelblichgrauer Coyote längs der Pipeline.

Ich vergaß, zu berichten, daß über dem Wald immerzu Steinberge aufragen, die hohen Felsenbollwerke der Rockies. Veronika bestimmt sie nach der Streckenkarte; sie haben mitunter schöne, poetische Namen. Einer heißt 'Elysium'! Am Yellowhead-, am Gelbkopf-Paß verlassen wir die Provinz Alberta und den Miette River, kommen nun in das leicht nach Nordwesten ziehende Tal des großen Fraser-Stroms, der dem Pazifik entgegendrängt und während der nächsten Stunde zwei langgestreckte Seen durchfließt. Links und rechts ist und bleibt Wald und Beerengebüsch, aber nun stehen Laubbäume zwischen den Fichten. Das Laub nimmt wehmütig farbenfrohen Abschied vom Sommer: gelbe Flecken in jeder Aspe, braune und rote bei den meisten Büschen. Ein flacher Hang leuchtet ganz anders – er funkelt in Blau: der Erdboden ist, wohin das Auge blickt, völlig überdeckt von niedrigen Blaubeeren-Stauden, die erstaunlich große Früchte tragen in hängenden, dicken Trauben. »Ruhe dich aus, Benzinmotor! Wir Menschen wollen naturhaft frühstücken.« Es ist ein Genuß ohne die geringste Bemühung; fast von selbst rollen die reifen Beeren in Hand und Mund. Veronika pflückt hausfraulich vorsorgend während einer knappen Stunde 'fürs Abendbrot' fünf bis sechs Pfund, füllt damit einen von unseren Wassereimern.

Schluß mit der Schlemmerei! Vorwärts, der Robson wartet! Dann und wann muß das Auto kleine, aber sehr steile Hügel erklettern, während Fluß und Bahnlinie unter uns bleiben. Immerzu Wald. Nirgendwo eine Menschensiedlung, höchstens mal ein Bretterhaus neben dem C.N.R.-Geleise. Bahnhof? Wer soll hier aus- und zusteigen? Die Natur allein beherrscht den weiten Raum; sie bewohnt ihn, schmückt ihn. Wasser, Fels und Wald sind der Dreiklang, die Einheit der Rockywelt!

Schon wieder warnt am Weg eine kleine Tafel 'HILL'. Ja, es geht boshaft steil hinauf und gleich ebenso hinunter, vorbei an einem Vogelbeerbäumchen, in dem tausend scharlachrote Perlen leuchten. Rechts im Wald öffnet sich eine Schneise, eine grüne Grasflur, eine Gestrüpp- und Blumenwiese. Und über ihr, über dem Wald, reckt sich – von einer Sekunde zur anderen – himmelan der uns bislang verborgen gebliebene Berg Robson, die höchste Erhebung der kanadischen Rocky Mountains! Es tut gut, sich ins Gras zu setzen und zu schweigen. Nicht daß nun mein gestriges Erlebnis der Cavell-Pyramide geringer würde und bedeutungslos; nein, der jetzt vor mir aufwuchtende, breite Kegelklotz aus Stein und Eis droht mich zu erdrücken. Toni kommt an meine Seite. Spürt er, daß dieses plötzliche Dasein des Robson-Riesen wie ein Schock auf mich gewirkt hat? Halblaut beginnt er mit sachlichen Erklärungen, lenkt mein Fernglas so, daß ich Einzelheiten erkennen kann an den Eisfeldern, Schründen, Auswaschungen, an den wie zersägt wirkenden Zacken, den langen Gletscherzügen. Toni erzählt von einem Eiszirkusrund, vom 'Berg Lake', dem Eiswassersee, von wild zerklüfteten Eisbrüchen und von Gletscher-Abbruchkanten. Eine davon sei 135 bis 150 m dick und doppelt so breit. Die Firnspitze rechts außen am Grat heißt man den 'Kleinen Robson'. Der höchste Gipfel, die Hauptspitze, ist uns noch verborgen; gerade dort hält der Aufwind einige von Südost heranziehende Wolken fest. Überall sonst funkelt und blinkt das Firneis im Sonnenglanz. Bizarre Wolkenschatten huschen über die Bergschräge; sie sind nicht schwarz – eher paßt die Bezeichnung 'dunkelweiß'.

Eugen und Veronika rufen: »Hallo, ein neues Blaubeeren-Paradies, gar nicht weit weg!« Toni, der Rohkost-Liebhaber, eilt dorthin. Ich schlendere langsam über die Wiese, betrachte immer wieder die gleißende Stein- und Firn-Auftürmung vor mir. Der Robson ist 3954 m hoch, das Tal liegt laut Kartenbeschriftung auf 945 m, folglich steilt der Berg von hier mehr als 3000 m frei empor zum Himmelsgewölbe. Wie winzig sind dagegen die Moospolster, die Quecken und Gräser bei meinen Füßen, die grüngeflügelte Heuschrecke, die jetzt ebenso 'elektrisch' knistert wie ihre Geschwister einst in Banff! Doch alle sind sie gleichermaßen Wunder der Schöpfung – die grünen Pflänzchen, das sonnenfrohe Kerbtier und der vereiste Titan.

*

Weil der Wolkenstau am Gipfel des Robson nicht weichen will, wandern wir

gemeinsam nach links in den Nadelholzwald hinein, finden ein Gewässer, das wild schäumend vom Berg herunterkommt: Robson River (Bild 36). Auf schmalem Pfad steigen wir – gegenläufig zu seiner Strömung – bergan und sind bald in einem völlig veränderten Wald, ich möchte sagen: in einem prangenden, fast subtropischen und sehr wechselvollen Mischwald. Was ich bislang noch nie sah in den Rockies, hier entdecke ich neben Erlen und Ahorn breitaufwölbende, an Buchen erinnernde Bäume, auch schlanke Birken, deren Rinde wirklich silberhell blinkt. Damit verglichen, ist die Stammhaut junger Aspen nicht weiß, sondern grünlichgelb. Neue Überraschung! Riesenbäume, kanadische Zedern! Ihre kerzengeraden Stämme setzen erst hoch oben den Wipfel an; die Rinde ist senkrecht- und feingefurcht, hat hellgrau-bräunliche Tönung. Zwischen den Bäumen aber drängt sich die Vielfalt der Bodensträucher, der Büsche, der Blumen, des Grünen und der leuchtenden Farbigkeit. Wilde Azaleen, weiße, lila, gelbe, hochgestielte Glöckchen und Sterne, korallenfunkelnde Kugelbeeren im Herzpunkt lackgrüner Lanzettenblätter (die Bündel- oder Bunchberries). Auch mehltaubestäubte, dennoch sattblau funkelnde Rundkegelfrüchte, kleine, senkrecht stehende Keulen, die, nach unten sich verjüngend, einem chinesischen Lampion gleichen. Eine Staude dicht dabei hat gut 30 cm große, ausgezackte und wie bei der Zimmerlinde samtig behaarte Blätter; sie hängt voll von roten, reifen Fruchtbeeren, die wir für Himbeeren halten. Leider schmecken sie fad; das Fruchtfleisch ist zudem nur ein ganz dünner Belag über der weißen Innenwölbung. Bärlapp-Zwergpalmen grüßen am Boden und zierlichste Flechten; Vögel zwitschern, Pilze duften. Sonnenkringel, Goldtupfen huschen durchs Gezweig, über Steine und Stämme, auf Busch und Blume; sie tanzen auch im Kaskadensturz des Berggewässers.

Sehr schwer können wir uns trennen von dieser üppig schönen Waldwelt, die hier, an der Westseite der Rockies, unverkennbar beeinflußt und gefördert wird von den feuchten Winden des Pazifik. Aber wir müssen zurück; vielleicht ist jetzt die Robson-Spitze frei . . .

Nicht sie allein, der ganze, lang ausschwingende Firngrat des Bergmassivs mit seinen vielen, nur aus der Entfernung so klein wirkenden Eistürmen ist makellos umschmiegt vom Ätherblau; die weißen Wölkchen ziehen just nach links davon. Der Farbfilm kann sich kein besseres Motiv wünschen.

Ehe wir die Rückfahrt antraten, als wir eben im Wissen um die uns erwar-

tenden Schlaglöcher ein wenig stöhnten, entdeckten wir am Straßenknick ein Denkmal. Auf einem anderthalb Meter hohen, von der Fraser-Strömung schön geglätteten Findlingsblock war ein hölzernes Rad befestigt, das Speichenrad eines Ochsenwagens aus der Kolonisatorenzeit. Darunter kündete eine Bronzetafel: 'Zum Gedenken an den 16. August 1949, als hier die erste Autokolonne erschien und die Fahrstraße offiziell eröffnete.'

Ich las diese Worte zweimal, und dann beschimpfte ich mich laut. »Was sind wir doch anspruchsvoll! Wirklich eine verwöhnte Gesellschaft mit unserem Gemecker über die paar Unebenheiten bei der Rückfahrt. Vor acht Jahren hätte man noch etwas ganz anderes in Kauf genommen. Da mußte man sein Auto in Jasper stehenlassen, klemmte sich brav auf einen Gaul oder rumpelte im Kutschwagen, vielleicht sogar noch mit Ochsen davor. Wenn man nicht tagelang Schusters Rappen benutzte.« Eugen zwinkerte: »Wär' gar nicht schlecht, das Reiten, auch der Fußmarsch nicht. Aber Du untertreibst. Mit der Eisenbahn hättest Du schon seit 1911 ebenfalls an den Robson kommen können; der Zug hält hier auf seiner Fahrt nach Vancouver. Wir sollten jetzt entgegengesetzt lostrudeln; sonst kommen wir nicht rechtzeitig zu den Bären. Drei Stunden brauchen wir mindestens.« Was den guten Toni zu der Bemerkung veranlaßte, in wenigen Jahren gehe es fixer, dann sei nämlich die holprige Erdstraße ausgebaut und damit das letzte Verbindungsstück im Nordstrang des Trans-Canada Highway fertig . . .

*

Dreierlei freute uns auf der Rückfahrt: der unmittelbar vor dem VW über den Red Pass wechselnde Elch, ein paar Kolkraben, fast adlergroße, herrlich schwarzglänzende Vögel, die sich im Flug dauernd ihr dumpfes 'Korr Kork' zuriefen, und schließlich – das Rätselraten um einen Berg. Er stand genau im Osten, war kupferrot bis zur Mitte, unten dunkelgrau. Wir fuhren 20, 30 Minuten lang auf ihn zu; er glühte und glühte. Das kann kein Widerschein sein, kein Lichtspiel! Je mehr die Abendsonne im Dunst verblaßt, um so röter wird das Felsgestein. Als sei vor uns der Heilige Berg, von dem sich einst die Indianer den 'roten Ton' holten für ihre Friedenspfeifen.

Es war leider ein ganz gewöhnlicher Berg; kalt und grau reihte er sich plötzlich zu seinen Geschwistern links und rechts. Leider? Sollten wir uns nun weniger am Erlebten freuen, am holden Widerschein des Lichts?

Der Warden Frank wartet schon, ein Dutzend Blackies ebenfalls. Wir unterscheiden jetzt manche 'Persönlichkeiten' bereits auf den ersten Blick: die rötlichbraune Mutter mit dem gelben Fleck zwischen Hals und Brust, den dicken 'Hängebauch', die beiden Jünglinge mit den besonders hellen Schnauzen am schmalen Kopf, selbstverständlich unseren Rex und die etwas hinkende, dauernd mißvergnügte Alte, die so schnell Ohrfeigen austeilt und böse mit den Zähnen knackt und klappert. »Da kommt auch der arme Kerl mit dem schiefen Gesicht und den Narben! Ob den mal ein Grizzly angefallen hat«, frägt Veronika. Frank verneint. »Erfrierungen, nicht schön, aber nun ganz ungefährlich! Wir hatten im letzten Winter ein paar äußerst kalte Wochen. Er fand wahrscheinlich keinen guten Unterschlupf. Sein Bruder auch nicht; dem sind durch Frost beide Ohrmuscheln abgefallen.«

Ganz dicht beim Truck bummeln heute die Blackies umher. Ich kann genau den Paßgang beobachten, der ja die Vorder- und Hinterbeine derselben Seite stets gleichzeitig vorschiebt. Merkwürdig wabbelt der dicke Körper. Das Hinterstück ist sein höchster Punkt; daher wirken die Schwarzbären so rund aufgewölbt, so kopflastig. O-Beine haben sie auch; alle vier Füße sind einwärtsgedreht. Man schlurft auf den Sohlen; die Zehen sind leicht angehoben (Schonung der Krallen, vermute ich).

Ausgesprochen ulkig, zum Lachen komisch finden Eugen und ich den beschleunigten Abtroll der Blacky-Kinder. Dort springen eben zwei! Immer nach einigen normalen Schlenkerschrittchen wird ein Doppelhopser gemacht; dabei ruckt erst die Kopfpartie auf, dann der Gegenpol. In der hurtigen Vorwärtsbewegung schwimmt also das Bärlein auf- und abtauchend über die Wiese wie eine Robbe durch die See. Zugleich wird aber (vielleicht durch den Paßgang) auch in der Hüfte gewackelt; folglich schaukelt die bepelzte Bauchkugel nach links und rechts. Alles am Blacky-Kind ist in Bewegung, ohne Sinn, ohne Ordnung. Das Tempo steigert sich. Verflixt! Nun schlegeln die Hinterbeine wirklich bis zu den Ohren hoch. Kein Wunder, daß man nicht rechtzeitig vor dem Baum abbremsen kann, sondern aus dem Vorwärtsschwung gleich mal 40, 50 cm am Stamm emporfliegt. »Bursche, Bursche, jetzt die Krallen eingehakt und rauf in den Wipfel! Dein Bruder ist dir schon um eine

Nasenlänge voraus am Nachbarbaum. Nein, er rutscht von dort wieder herunter und kommt hinter dir drein!«

Schade, die Dämmerung schattet allmählich unsere Fernsicht zu. Aber den großen Schwarzbären können wir noch gut erkennen, der sich vom Garbage einen Picknick-Karton geholt hat und nun bäuchlings ausgestreckt am Kohlenschuppen genießt. Ein anderer, ebenfalls ausgewachsener Bär kommt von der Seite heran, bläst neidig-zudringlich und hat blitzschnell einen Hieb auf dem Nasenbein, rennt schnaubend davon. Nicht lange danach erscheint ein dritter Bär. Nur kurz blinzelt der Liegende nach oben, erhebt sich, läuft hinter den Schuppen und läßt die Kuchen-Köstlichkeit liegen. Ganz selbstverständlich schmatzt jetzt der Neuankömmling. Täusche ich mich, oder äugt der unsrige um die Ecke? Es stimmt schon, ich kann seinen gelben Halsfleck deutlich ausmachen. Worauf wartet er? Will er seinen 'Besitz' zurückerobern? Sieh mal an! Der Schmatzer über dem Karton hat bereits genug, steht auf, bummelt zur Regentonne und kümmert sich nicht darum, daß der Zurückkehrende beinah in Tuchfühlung an ihm vorüberstreift. Ist das nun ein Blacky-Unterhaltungsspiel? Ich habe an den Abenden zuvor ähnliches beobachtet: Krach, ja Rauferei in einem Fall, im andern geradezu demütig-gehorsames Platzmachen, obwohl der Herankommende etwas kleiner zu sein schien. Nicht einmal gefaucht hatte der Nachgiebige; er zeigte auch keine Hast, beschrieb um den Zudringling einen fast abgezirkelten Ausweichbogen, langsam, drehte in 5 m Entfernung um und schaute zu, wie's dem anderen schmeckte. Genauso gemessen kam er wieder zurück, sobald das Feld geräumt wurde.

»Gibt es bei Euren Blackies eine Rangordnung?« Frank antwortet ohne Zögern: »Ja! Jedenfalls bilde ich mir's seit Jahren ein. Weiß nur noch nicht, was entscheidend ist. Größe und Stärke nicht, eher das Temperament, am wahrscheinlichsten das Alter. Horch! Jetzt rufen die Coyoten in der Senke. Kann sein, es kommen Grizzlies; die Coyoten kündigen sie manchmal an.«

Kein Grizzly kam. Um 10 Uhr waren die Schwarzbären noch immer Alleinherrscher am Garbage. »Machen wir Schluß für heute; vielleicht klappt es morgen abend«, meinte Veronika. »Vielleicht ja, vielleicht nein« – diese Antwort von Frank klang so skeptisch, daß mir Eugens 'Fragezeichen-Nanu' sehr verständlich war. Kleine Pause. Dann: »Morgen wird eine Menge Schotter und Kies auf den Dump gefahren und über die rechte Hälfte des Garbage-

Hangs geschüttet. Außerdem ist Besuch angekündigt, ein Doktor, ein Biologe vom Wildlife-Service in Edmonton. Er hat einiges vor mit den Grizzlies; es muß ihm wohl auch ein Gerüst gebaut werden.«

*

Nicht zu verwundern, daß Eugen, Toni, Veronika und ich noch lange zusammensaßen in meiner Stube. »Nette Bescherung! Die Bären werden sich mächtig freuen über das Steingepolter und was sich sonst noch tut. Unsere Chancen klettern, bloß nicht aufwärts! Oder kommt morgen eine Scheinwerfer-Batterie?«

»Abwarten«, sagte ich. »Was wir mit Grizzlies gestern und in den Nächten zuvor erlebten, kann uns niemand nehmen. War doch allerlei Schönes dabei. Prosit und Cheerio! Jetzt ist der Augenblick, die Seelentröster-Flasche aufzuschrauben. Whisky wärmt auch kalte Buxen.« Ein löbliches Tun. Immerhin, plötzlich hörte ich aus irgendeinem Mund die Frage: »Jasper-Schluß? Alles muß mal zu Ende gehen.« Stille in der Stube, bis Eugen sachlich und gar nicht laut, gewissermaßen nebenbei, bemerkte: »Mein alter Elchbulle am Vermilion-See, vielleicht fegt er jetzt seine Schaufeln blank.«

Am anderen Morgen fuhren wir schon ziemlich früh zum Dump. Aber der erste Truck hatte bereits seinen Schotter-Ballast über den Garbage-Hang gekippt. Ein zweiter Lastwagen rumpelte durch die Fichtenschneise, und kurz vor seinen Vorderrädern sauste der aufgescheuchte Hängebauch-Blacky zur Dickung hinüber, in einem Bärengalopp, den ich nie für möglich gehalten hätte. »Abwechslung macht das Leben schön, Freundchen! Auch wir gucken uns jetzt eine neue Landschaft an.«

Fahrt ins Blaue, bei warmem Sonnenschein, Richtung zuerst nach Norden. Irgendwo zwischen dem Snaring- und dem Athabasca-Fluß fanden wir einen Wald mit ungewöhnlich dickstämmigen, breitbemantelten Fichten, auch ein kahles Brandrevier, aus dessen grauer Asche eine Legion kleinster, kugelköpfiger Pilze emporblickten. Bald darauf kam ein buschiger Hang und zwischen vielem Jungholz ein sonderbares Bäumchen, nicht mehr als 90 cm hoch, ein Balsamtannen-Kind. Kind? Doch wohl eher ein Zwerg, ein gar nicht sehr junger; denn sein grünes Wipfelchen war vollbestückt mit kleinen Fruchtzapfen, mit holzigbraunen vom Vorjahr und sehr vielen heurigen, die stahlblau glänzten und einen violetten, fast purpurglühenden Lüster hatten.

Schließlich entdeckten wir in der Fluß-Aue ein Geologen-Camp. Zwei

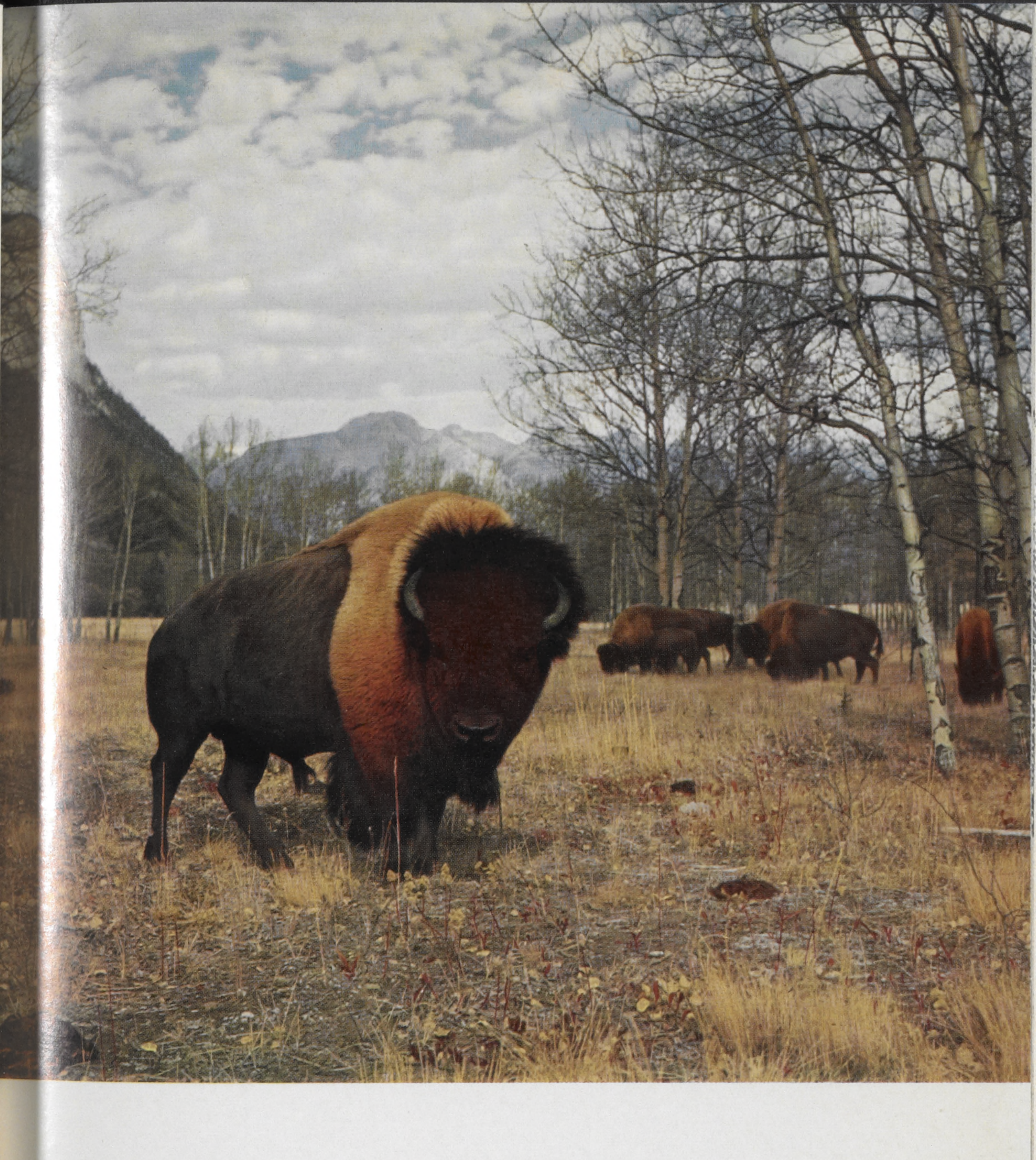
junge Männer hießen uns willkommen. »Wir sind die Piloten. Unser Helikopter ist kaputt; der neue trifft erst nächste oder übernächste Woche ein.« »Schade«, sagte Eugen. »Ihr hättet mich mal mit in die Luft nehmen können, möchte die Rockies von oben filmen.« Die beiden Piloten waren sehr interessiert. »Wenn Du warten kannst, gern. Wir haben normalerweise Dauerbetrieb, kutschieren jeden Morgen die Rock Doctors auf die verschiedenen Berge und Gipfel ringsum, holen sie zum Lunch runter, und nachmittags geht die Vermessungsarbeit weiter bis in den Abend.«

»Pech, der Hubschrauber-Ausfall! Hier hätte es vielleicht einen guten Grizzly-Schnappschuß aus der Vogelschau gegeben. Aber wochenlang können wir nicht herumhocken«, verabschiedete sich Eugen.

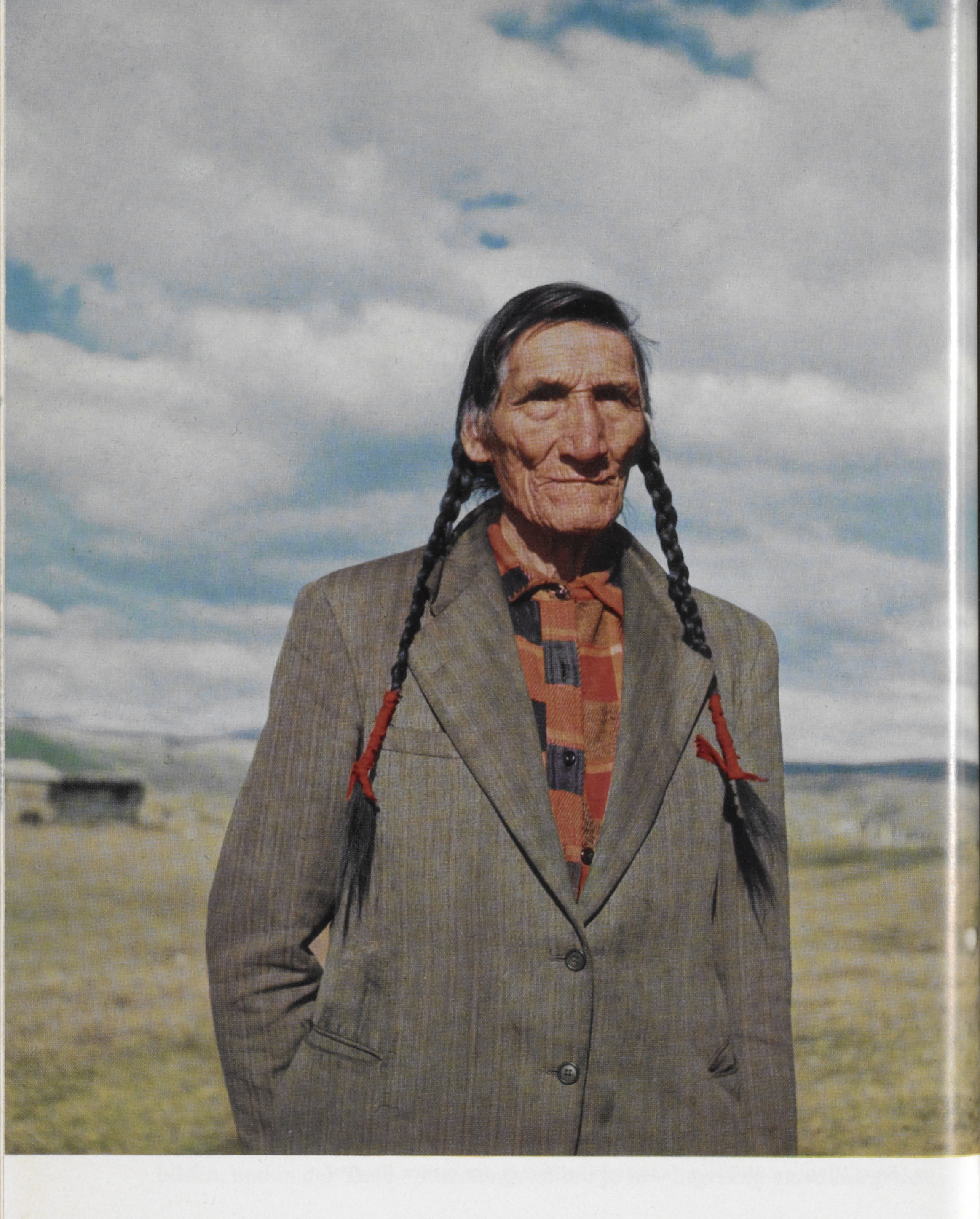
*

Am Nachmittag lotste uns Toni südwärts zum 'Tal der krummen Bäume'. Die Lodgepole-Kiefern dieses Tals sind in ihrer Jugend von einer Lawine derb angepackt worden. Ihre Stämme knickten zwar nicht, verdrehten sich jedoch im unteren Drittel durch den pressenden Schneedruck – korkzieherartig, auch in Schlangenkurven. Unbekümmert pulsen trotzdem noch heute die Säfte von den Wurzeln hoch; alle Zweige sind grün und üppig benadelt.

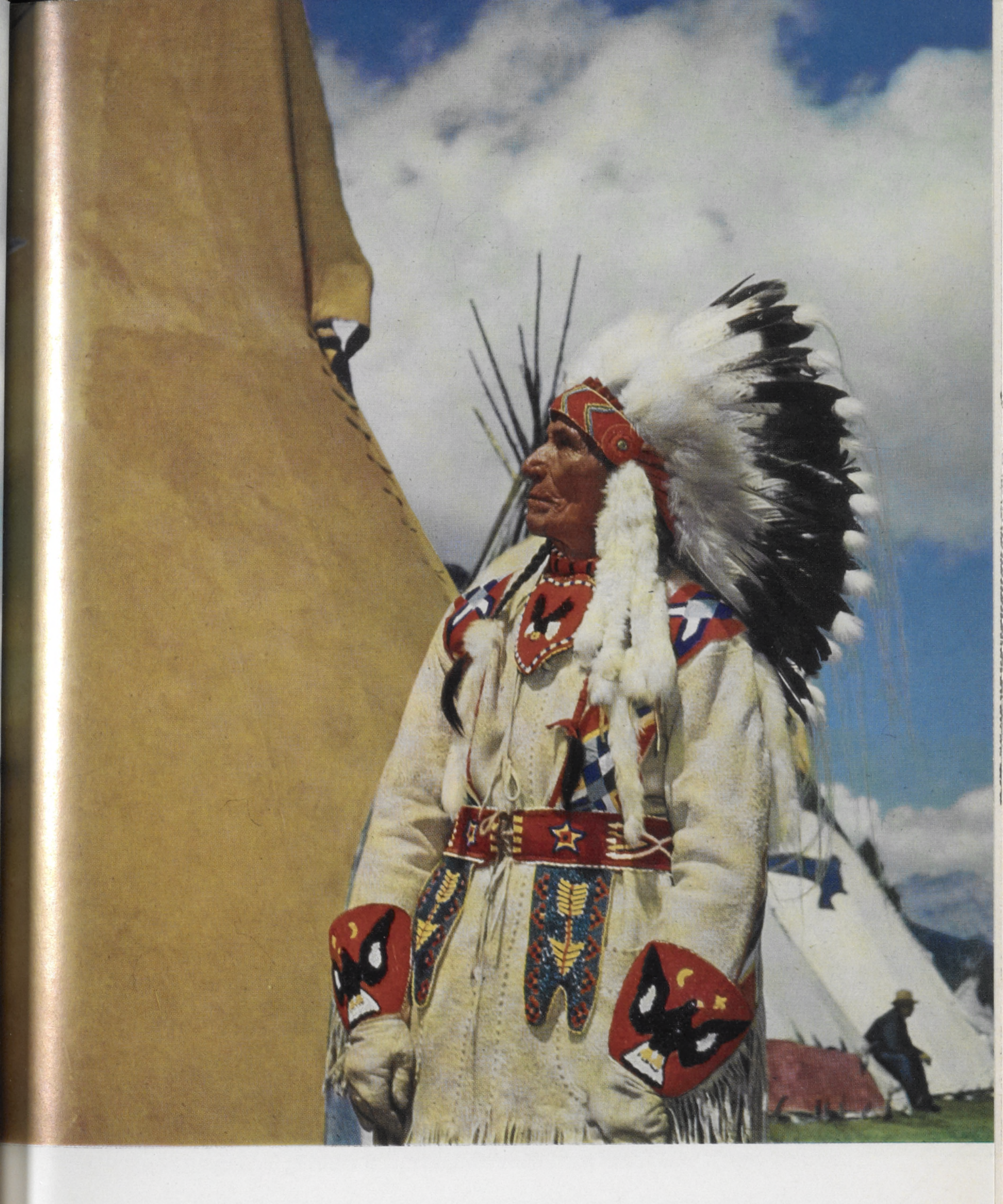
Rechts weg vom Highway, 8 km am Whirlpool River entlang. Ein ehemaliger Holzfällerweg, Mühsal für den VW. »Tröste dich, gleich kannst du ausruhen!« Ein Berggewässer schneidet uns jede Weiterfahrt ab, flutet breit über die Erdstraße, die es mit Kieselgeröll und Steinbrocken besät, zugeschüttet hat. Dahinter wölbt sich ein Waldberg hoch. »Dort hinauf sollten wir, ein schöner Blick zum Moab-See«, erklärt Toni. Handkameras und Tonbandgerät werden aus dem Wagen genommen. Teils von Stein zu Stein springend, teils barfuß watend geht's nun über den Bach, hinein in den Wald! Ein nordisch-düsterer, steil ansteigender Fichtenwald, arg verfilzt; doch am schmalen Pfad sind bisweilen noch immer blühende Wildröschen. Nach 2 Meilen müssen wir abbiegen vom Trail: Dorndickicht, nur schwer zu durchdringen. Aber wir sind dann bald auf der Kuppe, schieben uns voran zwischen Steinen und struppigem Gebüsch und danken Toni sehr für die sich öffnende Schau. Weit hinten, uns gegenüber, ist der Whirlpool Mountain, ein aufragender Felsgipfel. In gleicher Höhe mit uns zeigen sich Waldberge, die einen Halbkreis bilden, und in der Tiefe – schätzungsweise 150 m – liegt, eng umschmiegt von



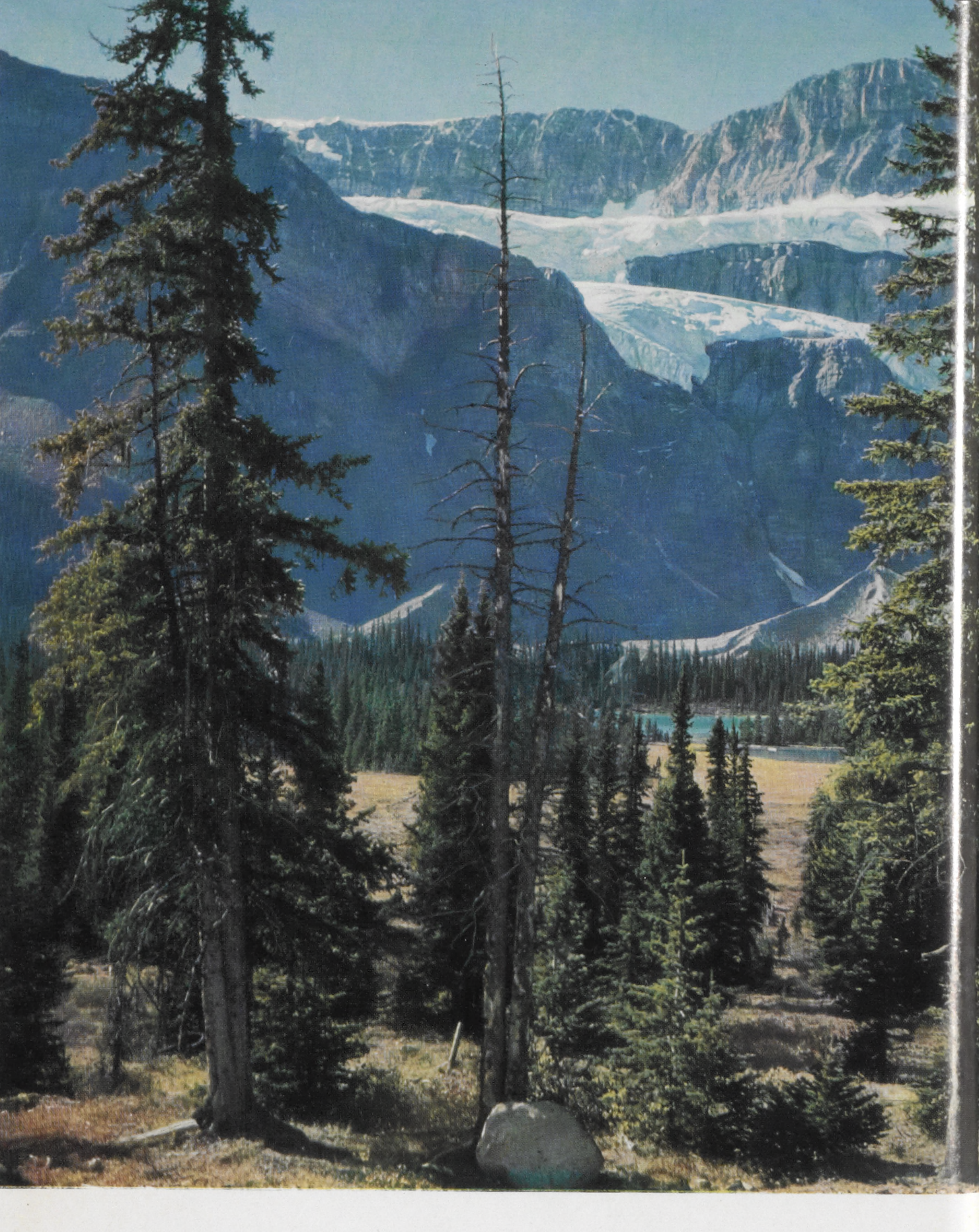
57. *Einst lebten 70 Millionen Indianerbüffel frei in den weiten Prärien!*



58. So sahen wir den alten Stoney Chief 'Sitting Eagle' im Reservationsgelände



59. Hier, nahe Banff, prunkt der Häuptling während des festlichen Indianertreffens



60. Der Crowfoot-, der Krähenfuß-Gletscher greift talwärts bis zu See und Wald

den Waldbergen, ein schwarzfunkelnder See mit einer schmalen, grünen Halbinsel. Man könnte den See mit einem Glühkohlen-Auge vergleichen, mit dem berühmten, dunklen Alaska-Diamanten. Aber solche Wortbilder bleiben schal; sie künden nichts von der Herrlichkeit des Atmosphärischen, von der weltentrückten Stille hier oben auf dem Kranz der Waldkuppen. Mag der See auch noch so tief unter uns sein; er ist uns trotz seiner Schwärze seltsam nah.

Lange Zeit schwiegen wir; es war kein träumerisches Sichverlieren, sondern ein Zusammenfinden. So stark, daß Toni alle Mikrofon-Hemmungen überwand und auf Veronikas Tonband mancherlei erzählte von seinen Erlebnissen mit Tieren, mit Pflanzen, mit bergbegeisterten Menschen rings in der Welt.

Der rauhe Abstieg brachte zum Schluß die Notwendigkeit, ein gewichtiges Balkentor zu übersteigen, eine neue Furt über den Bergbach zu suchen. Aber die Belohnung wartete schon: ein weitgedehntes Tal mit sonnenreifen Himbeeren, Strauch an Strauch, begrüßte uns. Diesmal waren es richtige Himbeeren, saftig-süße und höchst aromatische Früchte. Toni und Veronika füllten nun unsere beiden großen Wassereimer; ihre Gaumen wurden dennoch nicht vernachlässigt.

*

Um 7 Uhr abends waren wir am Dump, konnten uns sogleich mit dem jungen Edmontoner Biologen bekanntmachen. Er gehört zu jenen wissenschaftlichen Naturforschern, die sich nicht auf Bibliothek, Labor und Schreibtisch beschränken; sein Arbeitsgebiet, sein Studienraum ist die Natur selbst. Er möchte Klarheit schaffen über das Ausmaß der Grizzly-Wanderungen in den Rockies, möchte beweiskräftig feststellen, ob sie wirklich über Berg und Tal ziehen, oft bis zu 40 km während eines Tags. Seine Idee ist in der Theorie verblüffend einfach: Markierung durch unverwischbare Farbe. Zu diesem Zweck will er die nächsten Nächte am Jasper-Dump verbringen. Heute wurde bereits ganz oben am Schornstein ein schmales Standbrett für ihn befestigt, genau über der Einschütt-Luke des Verbrennungsofens. »Nicht gerade viel Platz. Für Deine Kamera- und Lichtausrüstung würde es nicht ausreichen«, sagt er zu Eugen. »Aber ich brauche nur mein Färbungsmaterial und, zum Schutz vor unfreundlichen Überraschungen, ein Gewehr. Schau, hier in dem Eimer liegen Glaskugeln, die gleichen, die man an den Christbaum hängt. Ich habe sie mit knallgelber Ölfarbe gefüllt. Ursprünglich wollte ich solch eine Kugel an einen

Pfeil binden und hinunterschießen, wenn ich den Grizzly an der Einschütte kratzen höre. Doch der Pfeil bekommt vorn Übergewicht, so daß Zielgenauigkeit nicht garantiert ist. Es wird eher gelingen, wenn ich die Glaskugel aus der Hand nach unten schleudere. Trifft sie den Bären, zerspringt das dünne Glas, und die Ölfarbe fließt über seinen Pelz. Ein derart kanariengelb betupfter oder gestreifter Graubär muß jedem Warden auffallen. Wir können dann durch die Meldungen feststellen, bis wohin die Jasper-Grizzlies trollen.«

Die Idee ist – ich sagte es schon – theoretisch vielversprechend. Was die Praxis bringt, muß abgewartet werden. Der Biologe zieht seine Windbluse an, hängt sich den Eimer an den Gürtel, das Gewehr über die Schulter und steigt die dünne Leiter hinauf, zieht sie, oben angelangt, ebenfalls hoch. »Viel Glück«, rufen wir und sehen uns an. 'Hierbleiben?'

Der Warden Frank meint, je weniger Menschen und Autos sich am Dump aufhalten, um so wahrscheinlicher kämen die Grizzlies auf die Rampe, irgendwann einmal in der Nacht . . .

Zum Abschied: zweiter Cavell-Besuch und ein Polarlicht

Wir haben uns – nach einem Telefonat mit Banff – zur baldigen Abreise von Jasper entschlossen. Der Biologe erzählte heute früh im Coffee Shop, daß bis zur Morgendämmerung kein Grizzly erschienen sei. Er werde jetzt, gemeinsam mit dem Warden, ein paar Ansitz-Verbesserungen machen und noch eine Woche hierbleiben. Wir wollen schon morgen früh übers Columbia-Eisfeld mit Kurs nach Banff fahren. Was Jasper uns an Grizzly-Beobachtungen geben konnte, haben wir ausgeschöpft, mit den Augen ganz gewiß, vielleicht auch mit der Kamera. Ohne starke Kunstlicht-Quellen ist für den Farbfilm mehr nicht zu erreichen. Zudem sagten unsere Banffer Freunde: an den Vermilion-Seen künde sich bereits kräftig der Herbst an, der wohl bald die Hirsche in Bewegung bringen werde (Banff liegt fast 400 m höher als Jasper). Wir müssen die Zeit nützen; in fünf Wochen ist unser Rocky-Aufenthalt zu Ende.

Während der Morgenstunden wird das Auto überholt, ein Dank- und Abschiedsbesuch in der Parkverwaltung gemacht. Um Mittag pirschen wir mit Toni vom milchiggrünen Cavell-See, der mir vor einigen Tagen die Hirsch-Alraune geschenkt hat, wieder waldaufwärts. Diesmal nicht über einen Bärenpfad, sondern dicht am Moos- und Farnufer des Bächleins, das uns melodisch

glucksend entgegenkommt. Es ist jetzt – zwischen Sommer und Herbst – bescheiden wie ein heimatliches Schwarzwald-Gewässer, wird oben, auf der nur schwach geneigten Steinhalde, sogar zu einem unbedeutenden Rinnsal. Die Halde selbst aber weitet sich zu einem langgestreckten Tal, zur Talsohle des 'majestätischen Bergs'. Am Teehaus und an der Gedenktafel für Edith Cavell vorbei, umflogen von den schönen, grauen Häher-Vögeln, wandern wir hinein in die Schotterterrasse, die rechts begrenzt wird von der Front der breiten, 3 364 m hohen Eispyramide mit dem Engel-Gletscher. Zur Linken, parallel damit, erhebt sich ein Wall aus Geröll und großen Steinblöcken, ungefähr 150–180 m. Ich sehe, daß er auf Zickzack-Pfad begehbar ist, und während Eugen und Toni Kamera-tätig sind, steige ich mit Veronika langsam den Wall empor. Der flache Schottergrund unter uns offenbart sich nun als das Ende der von Sand, Kies und Steinschutt überdeckten Gletscherzunge; sie besteht aus meterdickem Eis, das sich da und dort zu kleinen Höckern staut und dunkle Sprünge hat, Risse. Aus ihnen sickert Schmelzwasser, an vielen Stellen zugleich. Wie bei einem Adernsystem finden die Rinnsale zueinander und bilden am Talausgang jenen Bach, das silberne Band, das hinunterführt in den Wald, zum Eiswassersee. Auf diesem Weg reiste irgendwann einmal auch meine Wacholderwurzel!

Je höher wir emporklettern am nun recht steilen, aus Blockgestein aufgetürmten Hang, um so sicherer glauben Veronika und ich, er sei die *End*moräne des Engel-Gletschers, der ja wohl in längst vergangener Zeit noch viel mächtiger gewesen war. Oder täuschen wir uns? Weit links im Cavell-Massiv kommt ebenfalls ein Gletscher herunter; vielleicht hat er diesen Wall einst als *Seiten*moräne gebildet, hat den Engelgletscher-Eisstrom gezwungen, rechtwinklig abzubiegen. Was mir schon im Gebiet des Mount Victoria über dem Louisen-See als Vision vor Augen stand, wird nun auch hier zur Wahrscheinlichkeit: in der Glazialzeit war das ganze Tal mit Firn und Eis gefüllt.

Doch wozu die sinnierende Rückschau? Unser Menschenleben wurzelt in der Gegenwart, und der heutige Sonnentag ist eine Beglückung, die wir ohne Gedanken-Beiwerk ausschöpfen, mit Auge und Herz genießen sollten. Unmittelbar gegenüber von uns zwei Menschen weitet der Engel-Gletscher auf schätzungsweise 1 500 m Breite seine beiden Flügelarme, zieht der Eiskörper des 'Engels' senkrecht zu Tal. Bei meinem ersten Hochblicken vom Waldsaum

her glaubte ich an eine glattpolierte, spiegelblanke Masse. Jetzt, durch den Triëder nah herangeholt, wölbt und wulstet sich das Firneis, bewegt sich, formt Buckel und reißt Spalten. Wo Schatten sind, schimmert es meergrün oder blau; zuweilen werden die Einkerbungen tiefschwarz. Auch die Cavell-Spitze und der nach links und rechts sich neigende Pyramidengrat zeigen sich mir anders als zu Beginn, nicht einheitlich glatt: Türmchen, Klippen recken sich hoch; Felsspalten springen vor, und links, bei der dicken Wächte, ist ein gewaltig breites, großes Eisfeld. Alle Schichtbänder, alle Wannen sind weiß überdeckt, voll von gefrorenem Schnee. Nur am unteren Drittel des Cavell-Bergs hat der gelblichgraue Stein die Vorherrschaft. Doch hinten im Tal greift von der Cavell-Wand eine Schneemulde bis hinab zum Sohlengrund. Schwarze Pünktchen bewegen sich darauf, schnell krabbelnde Ameisen, nein – Menschen, Skiläufer. Sie werden noch winziger, als Veronika und ich ganz oben angelangt sind am Moränenkamm.

He! Feuerkreise, giftgrüne Sonnenräder tanzen plötzlich vor meinen Augen. Es bekommt mir nicht, allzu lange steil nach unten zu blicken. Ich lege mich ins Geröll, versuche, durch Tiefatmung das Schwindelgefühl abzudrosseln, sehe zum blauen Himmel empor; doch auch er zuckt im jähen Farbwechsel. Umdrehen und bäuchlings ausstrecken! Jetzt sehe ich nur Steine, Blöcke, Bruchplatten, kleine Splitter, eine kalte Wüstenei ohne Leben. Immerhin, sie ist greifbar und dicht vor mir. Zudem keineswegs 'leblos'! Hier, aus einem schmalen Spalt zwischen dem Gestein, schiebt sich ein schlankes, grünes Etwas hervor: ein vom Wind verfrachteter Fichtensamen hat im Steinmehl gekeimt, hat hier genügend Feuchtigkeit gefunden, um trotz des kargen Untergrundes dem Licht entgegenwachsen zu können. Wieviele andere Samen mühen sich gleichermaßen links und rechts von mir, Jahr um Jahr? Kann sein, daß irgendwann einmal der tote Moränen-Aufstau zum grün prangenden Waldhang werden wird, zur Niststätte jubilierender Vögel, Heimat vieler Tiere.

Als wolle das Leben selbst 'ja' sagen zu meiner Zukunftsgläubigkeit, huscht nun in diesem Augenblick, von Stein zu Stein springend, ein Chipmunk an uns heran, ein buntgestreifter Felsenhörnchen-Zwerg. Er bettelt, pfeift und will es nicht begreifen, daß unser Vorrat an Zwieback und Erdnüssen begrenzt ist. Erst als er sich durch Hochklettern an Veronika und durch einen kecken Kontrollblick in ihre Tasche persönlich davon überzeugt hat, läuft er

mit senkrecht aufgestellter Schwanzfahne und meisterhaft kurvend den Hang hinunter. Welche Freude: ich kann ihm ohne Schwindel nachblicken . . .

*

Die sonst übliche und selbstverständlich gewordene Abendpirsch zu den Bären schenkten wir uns heute. Kay und Hermann beanspruchten mit Recht den Jasper-Abschluß für sich. Wir waren sehr vergnügt. Hermann erhält Ende September Urlaub und will dann mit seiner Frau nach Banff kommen. Ungefähr zur gleichen Zeit wird Toni am Cuthead aufkreuzen – bei der alljährlichen Kletterschulung der Banffer Warden. Unnötig also, sich jetzt schon endgültig von den Freunden zu verabschieden. »Es war schön mit Euch, Fortsetzung folgt . . .«

Veronika und Eugen packten noch bis Mitternacht die Koffer und Arbeitskisten, verstauten sie im Auto. Ich saß am Tischchen der kleinen Stube und schrieb Tagebuch. Wir müssen alle sehr von unserem Tun beansprucht gewesen sein; jedenfalls fuhr ich geradezu hoch, als Veronika rief: »Draußen ist eine Scheinwerfer-Übung. Es zuckt dauernd etwas über den Himmel.«

Wir gingen rasch vor das Haus. Kein Scheinwerfer. Ein fahles Flächenlicht geistert zwischen den locker dünnen Wolken. Jetzt breitet es sich noch mehr aus, wandert zugleich nach links und wird intensiver. In sein weißliches Blinken kommen zarte Pastelltöne: Rosa, Grünlich, auch Gelb. Das Licht beginnt zu wehen, zu fluten und zu brodeln; es malt pulsende Girlanden in den Nachthimmel. Nur für wenige Sekunden. Jäh erlischt es, blinkt kurz noch einmal auf – Geisterglanz über der Erdenwelt!

Dieses *Polarlicht,* so empfinde ich, verschwisterte sich gut mit der flammenerhellten Nebelwand, aus der die Grizzlies hervortraten. Beides muß stofflos genannt werden, ist dennoch unvergänglich in uns. Dank dir, Jasperzeit!

Auf der 'Prachtstraße durch die Gletscherwelt'

Die Kanadier sind besonders stolz auf den Jasper-Banff Highway, ganz zu Recht. Auch die von außerhalb zugereisten Autofahrer versichern, es gebe nur wenige Straßen in den anderen Kontinenten, die eine gleich herrliche, ja zuweilen atemberaubende Panorama-Schau bieten. Wir 'drei im VW' sind voller

Erwartungen. Als wir die Strecke von Süden her durchfuhren, war fast immer Wolkendunst und Regen; für heute und morgen ist vom Wetterdienst 'Sonne ohne Trübung' angesagt. Wir wollen unsere Augen und die Kameras zu reicher Ernte kommen lassen, auch wenn wir für die nur knapp 300 km lange Tour mehr als einen Tag brauchen sollten. Das Unterwegssein wird erst dann zum Genuß, wenn es nicht in Hetzerei ausartet.

Mit solch löblichem Vorsatz reisen wir in der 7. Morgenstunde ab von Jasper. Ich grüße noch einmal den buntbemalten, hohen Totempfahl, und dann ist nichts mehr um uns als der Wald auf beiden Highway-Seiten. Nichts sonst? Neben uns flutet der gewaltige Wildstrom des Athabasca. Über den besonnten Fichtenwipfeln recken sich Steinberge auf, und allmählich steigt auch die Waldstraße: wir sind ja in den Rocky Mountains, steuern ihr Herzstück an.

»Wißt Ihr noch?«, sagt Veronika nach langer Zeit und deutet links in den Wald hinein. Wir Männer nicken: »Der Jonas Creek, unser Campplatz mit dem schäumenden Bach und dem Holzstoß-Feuer!«

Jetzt beginnen die Serpentinen. Der Automotor arbeitet sich mit beinahe freudigem Singen den ersten Waldberg empor. 92 km nach Jasper halten wir auf einer grünen Kuppe. Rechts draußen zeigt sich der Stutfield-Gletscher; bei der Hinfahrt verdeckten ihn uns die Regenwolken. Seine Form ist ungewöhnlich, ganz anders als sämtliche Rocky-Gletscher, die wir bis jetzt sahen: oben, statt des Felsgrates, eine ungeheuer große, blinkende Eisbrücke; sie gehört vielleicht schon zum weit ausgreifenden 337 qkm-Columbia-Eisfeld. Aus dieser Eiswanne kommt ein breiter, verzipfelter Hängegletscher, von dem – sich nach den Seiten stufend – vier waagrechte Terrassengletscher abzweigen. Geben meine Worte eine plastische Vorstellung? Ich möchte mich bildhafter ausdrücken: an der Front des Stutfield Peak ist eine vierstufige Eistreppe!

Wenige Kilometer an einem neuen Waldberg hoch, dann wiederum Halt. Blick auf 'Snow Dome' und 'Mount Kitchener'. Hinter und über ihnen muß jetzt das Columbia-Eisfeld sein; aber noch bilden die beiden davorliegenden Berge eine sichtversperrende Querbarriere. Wir selbst stehen unmittelbar über dem Sunwapta Canyon, über einer engen, langen Schlucht, die vom rechten Highway-Rand ungefähr 120 m nach unten stößt. Auf ihrer Sohle glitzert ein Silberband, der Sunwapta-Fluß, der am Eisfeld entspringt. Die Wände des Canyons sind kaum begrünt, bestehen aus Sand, Kiesel und Stein-

brocken; der Canyon ist ohne Zweifel durch den Abfluß eines riesengroßen Vorzeit-Gletschers in diese Moräne eingeschnitten worden.

Wieder ein Durchblick, ein wahrhaft überwältigendes Hochgebirgs-Panorama: sechs Firngipfel und acht Gletscher in einer Front, das Massiv des nur 5 km von uns entfernten Columbia-Eisfelds. Wir verbringen hier fast zwei Stunden. Zwar ist das Firmament leuchtend blau, doch gerade über den Gipfeln reisen helle Wolken. Ihre Schatten will Eugen nicht auf den Farbfilm bekommen; sie bringen ihm zuviel Unruhe ins Schneeweiß der Berghänge. »Ist gleich vorbei«, sagt er. Irrtum! Eine einzelne, recht dicke Wolke wandert von der Gegenseite heran: zweierlei Windrichtungen sind in den übereinanderliegenden Luftschichten. Dadurch entsteht Verkehrsstockung in der Himmelsflur. Nicht eine Sekunde fällt volles Licht auf die breite Eisfläche.

Wer von den Betrachtern eines unverfälschten Naturfilms ahnt in seinem bequemen Kinostuhl, welche Nervenanspannung, welche Geduldsproben der Kameramann ertragen muß? Eugen sucht immer neue Standpunkte, klettert am Waldhang hin und her, spricht mit den Wolken, bettelt, beschwört sie, schimpft auf den Wettergott, pfeift Spottlieder und – wartet. Veronika, deren Foto-Optik eine viel zu kurze Brennweite hat für solche Fernaufnahmen, beschäftigt sich mit der nahen Umwelt. Pfeifhäschen, Pikas, spielen im Gestrüpp neben dem Highway. Sie sind ganz und gar schwindelfrei, sausen geradezu mit Kopfsprung in das Gestein der steilen Canyonwand; ich sehe ihnen schaudernd nach. Diese Flaumkugel-Zwerglein mit den weißgesäumten Ohren haben eine wirklich vollkommene Tarnung; ihr Fell hebt sich nicht im geringsten ab von den Steinen. Auch Veronika schimpft jetzt: »Immer das gleiche Trauerspiel! Man kann sich noch so schlau anpirschen, der Pika merkt's, ist blitzschnell weggespritzt, irgendwo in eine Spalte hinein. Sobald du dich umdrehst, guckt er spitzbübisch-vergnügt aus seinem Loch hervor.« Veronika hat dennoch eine Aufnahme bekommen, eine gestochen scharfe, aber gänzlich unbrauchbare. Selbst auf den Ausschnitt-Vergrößerungen entdeckt man nur einen wirren Gesteinshaufen; dagegen ist das Hasentier-Pünktchen – darf ich ironisch werden? – mit dem Mikroskop einwandfrei zu deuten, sogar in ganzer Figur.

Eugen wartet nun schon in der zweiten Stunde. »Blödsinn; 25 Sekunden genügten mir doch für die Filmszene, die ich unbedingt kriegen muß«, poltert

er. »Das blaue Loch im Wolkensack wird etwas größer; gleich kommen Sonnenstrahlen durch«, tröste ich. Wieder ein Irrtum! Ganz rechts am hohen Eisfeld, über dem fernsten Firngipfel, ist ein leichter Schleier. Erst beachten wir ihn kaum; aber innerhalb von drei Minuten ist er zu dickem Nebel geworden. 20 Sekunden später klumpen dunkelgraue Wolkenbäuche; fast schwarze Schrägstreifen stoßen auf die Eiswannen. Eugen nickt und sagt so trocken wie nur er es fertigbringt: »Herzlichen Glückwunsch! Bei dieser Affenhitze schneit es dort hinten.«

Was nun geschieht, kann ich im Tempo des jähen Ablaufs nicht schildern. Gewissermaßen von einem Augenblick zum andern sind die Kuppen der sechs Dreieinhalbtausender, ist das gewaltige Eismassiv eingenebelt, ausradiert, verschluckt – mitten aus der leuchtenden Sonnenbestrahlung heraus. Als werde ein grauschwarzes Tuch von rechts nach links über die Bergriesen gezogen, über die Firnfelder, von denen die eben noch silberblinkenden Gletscher nun dreckig-düster nach unten drängen. Auch unsere Waldkuppe wird düster. Schon nieselt, klatscht nasser Schnee windgepeitscht auf uns. Im Galopp bringen wir die Apparate zum Auto. »Nichts wie los! Es wird bitter kalt. Auf der Windschutzscheibe backt der Schnee fest. Filmaufnahme vorbei, ehe sie begonnen hat! Man sieht keine 2 m weit vor dichtestem Nebel.«

Im Chalet am Athabasca-Gletscher bestellen wir uns 'kochend'-heiße Suppe. Sie ist noch nicht ganz ausgelöffelt, als durch die verschneiten Fenster die Sonne hereinhöhnt. Wir lassen uns nicht bluffen, sind im Nu wieder auf den Beinen, im VW und am alten Ort. Kamera schnurrt; Eugen ist zufrieden.

Er und Veronika machen dann oben auf dem Eisfeld noch viele andere Aufnahmen; ich besuche inzwischen meinen Zwergfichten-Dschungel, jedoch nur am Außensaum, während ich lange beim 'Rentierblut' bleibe. Auf dem weiten Hang sind nun sämtliche Blätter der Polarweide rot, wirklich blutrot geworden durch die Nachtfröste.

Ein vornehmer, stattlich korpulenter Herr steigt aus seinem Chromglanz-Riesenauto und spricht uns an. Die Amerikaner schätzen Reisebekanntschaften und sind sehr redselig. Hier aber wird ein ausgewachsener Mann bubenhaft glücklich, kann plötzlich wieder Deutsch. Sein Vater und sein Großvater waren Münchner Metzgermeister; er selbst hat sich in Chicago einen Riesenbetrieb der gleichen Branche aufgebaut. Wir sollen ihn unbedingt besuchen,

sollen dann tagelang vom alten München erzählen. Seine Frau bittet, ihr viele Ansichtskarten von unterwegs zu schreiben; sie holt auch ihre zwei fast noch kindlichen, jedoch mondän gekleideten und geschminkten Töchter aus dem Wagen. Die Familie war auf einem Alaska-Trip. In englischem Wort-Gesprudel schildern uns die Damen, was sie alles dort erlebten: beide 'Mädel' arbeiten nämlich für ein Televisions-Studio.

Es wurde 5 Uhr Nachmittag, als wir vom Eisfeld abfuhren, die Amerikaner nach Norden, wir südwärts auf dem mitunter beinahe halsbrecherisch sich senkenden, schmalen Schlängelkurvenweg zum Saskatchewan River. Menschen mit schwachen Nerven kriegen hier leicht eine Gänsehaut.

Ich bin töricht, ungerecht dazu. Wer achtet, vorausgesetzt daß er nicht das Lenkrad bedienen muß, auf die Tücken einer geländerlosen Erdstraße am Steilhang, wenn links von ihm solche Berge emporragen? Wir sahen sie bei der Auffahrt in praller, fast greller Mittagssonne; jetzt werden ihre Flanken von einem warmen, pastosen Abendlicht verklärt. Goldrot leuchtet in der Höhe meine Maya-Stufenpyramide, bald darauf eine Inkafestung mit vier klobigen Vorbastionen. Ein anderer Grat ist von vierzehn senkrechten Spitztürmchen geziert; sie stehen wie Orgelpfeifen vor dem blaßblauen Himmel. Nur das Gletschertor gähnt schwarz, heute wie vor Wochen. Zwei beschneite Felskegel greifen – in unserer Fahrt-Perspektive – genau übereinander; sie bilden eine gigantische Doppel-Sprungschanze. Wohin? Zum leeren Raum der Hochgebirgsluft . . .

Letzte Wegkurvung. Auf weit ausschwingender, offener Rampe hinunter ins Tal! Eine Brücke führt über den breiten Fluß. Schon müssen wir wiederum bergan. Nicht mehr so jäh; es gibt horizontale Zwischenstücke, dann und wann kleine Senken. Neue Schneegipfel rechterhand. Einsam schwebt über ihrem Blinkweiß die dünne, messinggelbe Sichel des zunehmenden Mondes. Falsch! Sie schwebt nicht, steht auch nicht still; sie tanzt auf und ab, rutscht zwischen zwei Berge, verschwindet, kommt irgendwo oben wieder zum Vorschein, treibt lustige Versteckspiele mit uns, je nachdem das Auto durch eine Senke fährt oder einen Hang emporsteigt.

Allmählich endet das Firnblinken; die weißen Eiswannen erkalten. Grau wird die Welt und schlecht unsere Fahrbahn: grober Schotter, viele Schlaglöcher. Die uns bekannte, große Holztafel weist sympathisch tröstend auf die

Notwendigkeit der Umleitung hin: 'Highway im Bau. Fast acht Monate Schneewinter. Man tut, was möglich ist!'

Die Meldung übertreibt nicht. Auch jetzt, in der Abenddämmerung, sind die Baukolonnen noch tätig, Menschen und Maschinen: schwere Traktoren, Caterpillars, rotlackierte, gelbe, blaue Ungeheuer auf hohen, dicken Räderpaaren. Ein Truck hat vorn statt der Räder breite Walzen mit Kettenrad-Antrieb. Bulldozer sehe ich, Rammen, fahrbare Krane, an denen Drahtseil-Winden montiert sind zum Ausreißen der Bäume. Der Begrader-Truck hat vor sich eine schräge, blank-stählerne Pflugschar. Neuer Typ: kleines Fahrzeug, ein Kübelwagen, Hinterräder aus Eisen, dicke Stahlstacheln darauf, die den Erdboden lockerkratzen. Zur Standfestigkeit ist die Ladefläche zwischen den Rädern mit Steinblöcken gefüllt.

Länger als eine halbe Stunde fahren wir neben den polternden, rumpelnden, stöhnenden Maschinen her. Plötzlich verebbt der kreischende, der ohrenbetäubende Lärm. Feierabend! Innerhalb weniger Minuten sind die Maschinen, die mit Rohöl gespeisten Saurier der Technik, zu einer langen Kolonne aufgereiht am Waldsaum. Sie erstarren, wollen schlafen. Morgen früh werden sie von neuem roboten; sie werden Tag für Tag die Natur angreifen, bis auch in diesem Waldgelände der Highway auf 18 m breiter, schnurgerader Bahn fertig ist, zur Freude der Autofahrer . . .

*

Veronika, die Eugen am Steuer abgelöst hat, möchte dringend wissen, wann und wo wir heute die Nacht verbringen. »Nach der Karte muß hier irgendwo rechts vom Weg ein kleiner See sein mit Camp-Erlaubnis«, sage ich, entdecke aber nirgends eine Abzweigung. Es ist schon ziemlich dunkel geworden. »Dreh mal die Scheinwerfer an«, ruft Eugen, »dort vorn sieht's mir nach Einschlupf aus.« – »Höchste Zeit«, meutert Veronika. »Macht mir kein Vergnügen, in der Finsternis zu kochen und die Schlafgeschichten aufzubauen. Ihr Mannsleute laßt Euch stundenlang Zeit, und mit einemmal schreit Ihr dann wild nach Futter.« Sie hat ganz recht, unsere ambulante Hausfrau; aber sie bugsiert den VW trotz allem Verknurrtsein artistisch elegant zwischen den Baumstämmen hindurch, und am offenen Seeufer ist gottlob noch Sicht.

Besonders gut ausgestatteter Campground: zwei, nein drei Kochschuppen, der eine an den Seiten sogar verglast. Sauber geschichtete Brennholz-Stapel,

eine steingefaßte Quelle, die Abfalltonnen durch Pfähle festgerammt, der Bären wegen. Im Hintergrund, locker verteilt, ein paar Wohnzelte und drei Autos. Wir finden für das unsrige nah am See einen günstigen Platz. An die Arbeit! Kisten aus dem Wagen, Feuer machen, Geschirr und Eßvorräte auspacken; zwei Kerzen haben wir. Eugen knüpft seine Zeltbahnen ohne Beleuchtung ineinander. Ich wasche Radieschen und Kopfsalat an der Quelle, erlaube mir rasch einen Gang zum See, wodurch ein mittelgroßer Blacky in Bewegung gebracht wird. Vielleicht erschreckte er sich noch mehr als ich ...

Veronika ist eine Zauberin. Nach 20 Minuten steht schon die Tomatensuppe auf dem Tisch; Schinken und Eier schmoren in der Bratpfanne, duften verführerisch vom Herd herüber. Cornflakes, Tee, anständiger Pfeifentabak; es kann nicht schöner sein, nicht gemütlicher. Wenn nur unsere 'Salon-Beleuchtung' nicht so armselig wäre! Ein kanadisches Ehepaar schafft Abhilfe, wenigstens für eine Stunde. Die junge Frau frägt, ob sie an unserem Feuer ihre Steaks grillen dürfe; der Mann bringt die berühmte 'Gaslamp', deren Benzingaslicht den Kochschuppen taghell macht. Fast alle Camp-Menschen, die wir in den Rockies treffen, sind hilfsbereit und gefällig, dazu äußerst diskret, ohne sich von den Nachbarn abzukapseln. Man plaudert wohl, doch niemand ist aufdringlich.

Bald nachdem wir das Geschirr abgewaschen hatten, verschwand das fremde Ehepaar und auch die Gaslamp. Im Funzelschein unseres Taschenlämpchens plagte sich Veronika zwischen den Kisten, Koffern und Stativen des vollgestopften Kombi. Wirklich kein Vergnügen, so das Schlaflager herzurichten! Bei der Raumenge können wir Männer kaum behilflich sein. Alles Gepäck muß über Nacht im Wagen bleiben; die Schwarzbären sind Kisten-Knacker.

Ich taste mich über die Wurzelerhöhungen des Waldbodens noch einmal vor zum See. In der dunklen Wasserflur spiegeln sich jetzt die Goldtupfen der Sterne. Kein Laut, keine Bewegung ringsum. Man sollte hier sitzenbleiben, bis die Sonne erwacht. Guter Vorsatz, jedoch nicht zu verwirklichen. Nach einer Viertelstunde friere ich in der feuchtkalten Nachtluft. Bibbernd zurück zum Camp-Schuppen! Das Gehör lenkt mich durch die Finsternis; ich steuere dem Plätschern, dem Singen der Waldquelle entgegen.

Wie wohltuend, nun Holzscheit um Holzscheit in die Herdöffnung zu schieben, Hände und Füße zu wärmen! Beide Kerzenstummel sind längst erlo-

schen; aber die harzigen Kiefernhölzer knistern, krachen, sprühen rote Funken, und der Flammentanz in der gemauerten Mulde schickt rotes Licht und huschende Schatten durch den Raum, bis hinauf ins Dachgebälk. Wir haben die lehnenlose Bank unmittelbar an den Herd gerückt, fühlen uns so geborgen, daß wir kein Ende finden mit Schweigen, Träumen und Glücklichsein.

*

In der Nacht sah ich durchs Seitenfenster des Autos über mir die Silhouette eines Kegelbergs, umsäumt von der Sternen-Herrlichkeit. Als mich die Morgensonne weckte, entpuppte sich der Berg als das Dach des Kochschuppens. »Aber die Sterne sind echt gewesen«, tröstete ich mich.

Raus aus dem Schlafsack! Kopf und Oberkörper unter den Plätscherstrahl der Quelle. Au, das Wasser sticht und brennt auf meiner Haut, ist bitter kalt! Meine allmorgendlichen Turnübungen genügen heute nicht; erst ein Dauerlauf am Seeufer heizt mich einigermaßen auf. Die Fingerkuppen sind allerdings noch immer bläulich und klamm. Was schadet es? Bald dürfte der Tee fertig sein. Inzwischen kann ich mir unseren 'Nachtsee' auch mal bei Tageslicht betrachten, die Waldberge und Felsen, die ihn umrunden und die samt dem Himmel verdoppelt sichtbar sind, in Wirklichkeit und auf der Wasseroberfläche. Leider zeigt sich nirgendwo Getier; selbst die Vögel fehlen, die doch zu diesem Waterfowl- (also Wassergeflügel-)See gehören. Nur ein großer, aschgrauer Baumstamm mit hochgestellten Wurzeln und kahler Krone liegt am flachen Seerand – Inbegriff der Leblosigkeit.

*

Als Eugen das Auto durchs Labyrinth der Baumstämme emporlenkte zur Umgehungsstraße, rumorten neben ihr mit neuer, vom Schlaf gestärkter Kraft die buntlackierten Maschinen-Saurier. Sie fraßen Stück um Stück des Waldbodens, rissen Stümpfe aus, spieen Schotter in die Mulden und walzten so die Highway-Schneise eben und glatt. In wenigen Wochen wird Schnee und Frost ihr Tun für Monate zum Stillstand bringen.

Wir aber fuhren jetzt durch ein weitgedehntes Waldtal Meile um Meile zwischen den Paradefronten der Gletscherberge dahin, die links und rechts von den grünen Fichtenbändern der Autostraße emporragten. Zu Beginn zählte ich noch die Berge, die Gletscher; bald gab ich es auf, und ich bin nun auch nicht fähig, ihre Formen-Mannigfalt zu beschreiben. Es ist, als schwinge

zu beiden Seiten des Highway und hoch über uns eine Eisbrücke von Fels zu Fels, als stünden überhaupt keine Einzelberge vor dem besonnten Firmament: eine in sich zusammenhängende horizontale Firnflur streckt sich hier von Nord nach Süd. Sämtliche Gipfel sind vereist, fast alle Sättel auch, die Wannen, die Zwischensenken. Manchmal, sogar häufig, greifen die Eiszungen, die silbernen Gletscherströme talwärts bis zum Wald, bis nah an die lichtgrünbläulichen Seen, die in ihn eingebettet sind.

Wir halten oft an, unterbrechen die Fahrt, bestaunen jetzt einen Berg, der dicht unter seinem langgestreckten Grat einen mächtigen Terrassengletscher hat und von dort zugleich zwei Talgletscher so ausspreizend abwärtsschickt, daß die Namensgebung 'Crowfoot'-, Krähenfuß-Gletscher durchaus augenfällig ist (Bild 60). Immer wieder bin ich erstaunt, wie in den Rockies die Gletscher-Region unmittelbar an den Wald herankommt; es fehlen ausgedehnte Gras- und Latschenhänge, die Matten, die Alpweiden.

»Aber ein Elch ist da, ein großer Schaufler; er badet im See«, ruft Eugen. Veronika ergänzt: »Am hinteren Ufer steht ein zweiter, ohne Geweih.« Wir lassen den Wagen ausrollen; die großen Tiere kümmern sich nicht um uns. Doch sobald wir über das Trittbrett steigen, drehen sich die beiden, mindestens 35 m voneinander entfernten Elche in der gleichen Sekunde jäh um. Der Bulle watet durch den flachen See, wird schneller und schneller; das Wasser schäumt unter seinem Tritt. Jetzt sind sie beide im Schilf, hasten dann langausgreifend über die Wiese, dringen ins Unterholz hinein, verschwinden zwischen Sonnenglanz und Waldschatten.

Bald darauf sichten wir am anderen Highway-Rand drei Ohrenhirsche; sie zupfen promenierend ein paar Blätter von den Buschzweigen, drehen kaum die Köpfe zum Auto. Auch der Wapiti läßt sich nicht stören, der auf einem Grashöcker im Halbschatten sitzt. An einer Geröllhalde klettern sieben Wildschafe, Mütter mit gar nicht mehr kleinen Lämmern. »Toll!«, sagt Eugen, »soviel Wild haben wir während der letzten Tage insgesamt nicht gesehen wie jetzt in einer Viertelstunde.« Veronika, die durch ihr fleißiges Kartenlesen am besten Bescheid weiß in der 'Rocky-Geographie', frägt lächelnd: »Wunderst Du Dich? Wir sind doch wieder im Banff-Park. Du behauptest ja immer, daß er besonders wildreich sei.«

Ist es undankbar, wenn wir drei uns plötzlich freuen auf die Rückkehr ins

fast heimatliche Standquartier? Einen kleinen Abstecher machen wir noch, lernen eine alte, hagere Chinesin kennen, die am Seeufer einige braungebeizte Blockhäuschen bewirtschaftet. Wir genießen die mittägliche Stille und den vielleicht letzten Blick auf den vergletscherten, langen Höhenzug, von dem sich ein Teil im See spiegelt, die Fichtenhügel des Vordergrundes auch. Ein glitzernder Licht- und Sonnenbogen greift vom Himmel über den Eishorizont, den Firn, die Steinwände und das begrünte Ufer zum See herunter, der spielerisch huschende Wellen hat. Fast zwei Monate bin ich nun in den Rocky Mountains; ich weiß, die Felsberge, die unendlichen Wälder, die Seen und Flüsse sind der charakteristische Dreiklang dieser schönen Welt; nun aber reihe ich als Steigerung des Schönen die Gletscher dazu, die Eisflur zwischen Himmel und Bodengrund . . .

*

»Wenn wir bald losfahren, reicht es noch zu einer Abendpirsch an den Vermilion-Seen«, stellt Eugen einladend fest. Der Starter schnurrt, und eine Stunde später taucht auch schon die kleine Ortschaft Lake Louise auf, das Bahnhöflein mit unserer nächtlichen Wartesaal-Sauna. »Herzlichen Dank«, ruft Veronika im Vorüberrollen, »du hast mir gut geholfen. Eigentlich müßten wir dir einen Besuch machen; es fehlt leider die Zeit dazu.«

Oh, wir blieben fast zwei Stunden ganz in der Nähe, allerdings unfreiwillig. Der VW wurde krank, er hinkte: Plattfuß! Beim Abmontieren des Rades brach die Führungsschiene an der Unterseite des Chassis. Wir brauchen fachmännische Hilfe und einen anderen Wagenheber. Auf Schusters Rappen zur Tankstelle: geschlossen! Samstagnachmittag, das geheiligte Weekend hat begonnen! Endlich, nach langem Umhersuchen, findet sich ein Retter. Das Auto steht jetzt bald wieder auf seinen vier Radfüßen; doch der Monteur schüttelt zweiflerisch den Kopf: »Nach Banff werdet Ihr mit dem geflickten Reifen wohl eben noch kommen, wenn Ihr vorsichtig fahrt. Dann ist aber mindestens eine neue Decke fällig. Ihr seid offenbar auf Felsschotter herumgekreuzt; das ganze Profil habt Ihr abrasiert.« – »Nein, guter Mann, wir bummelten nur über ein paar Fire Roads«, erläutert Veronika.

Das brave Wägele ließ uns nicht im Stich; es zockelte am Mount Eisenhower entlang, am steinernen Bienenkorb des Pilotbergs, immer mit Sicht auf den rechts neben und unter uns flutenden Bow River. Im letzten Abend-

licht grüßte mein 'Götterthron', ihm gegenüber der lange, sehr verschneite Steilgrat des Mount Rundle, und zwischen ihnen dunkelten die Vermilion-Seen. »Ob der Fischadler-Sohn im Horst schon schläft?« Die dürre 'Elchtante' stand jedenfalls an ihrem angestammten Uferplatz, und nach wenigen Minuten bogen wir hinein in die strahlende Lichterfarbigkeit der Banff Avenue.

Louisa, die gute Seele vom Brewster Block, strahlte noch mehr, als wir kofferbepackt die steile Treppe heraufkamen. »Jasperfahrt vorbei. Alles gesund, nur hungrig und dreckig. Morgen beginnt eine neue Zeit für uns im alten, vielgeliebten Banff!«

Der erste Tag auf dem Wasser

Gleich nach dem Frühstück wird an der Banffer Bow-Lände ein Ruderboot gemietet. Veronika soll unser Auto zum mittleren Vermilion-See bringen und dort, an der alten Uferstraße, auf uns zwei Männer warten. Eugen rudert den Kahn ein Stück den Bow-Fluß hinauf, biegt dann in den Echo-Bach ein. Es ist ein leuchtender Spätsommermorgen. Das nur wenige Meter breite Gewässer zwischen den Fichtenwänden hat viele Schilferhöhungen, Krautteppiche und andere Hindernisse; gut, daß ich in der Fahrtrichtung sitze und Eugen 'haarscharf' dirigieren kann. Eine Bisamratte springt von ihrer Uferhöhle klatschend ins Wasser, schwimmt dicht an der Bootsspitze vorbei. 30 m über uns ist der neue, aufsteigende Highway, darüber nochmals Wald, und aus ihm, hinter ihm, recken sich die Steinberge hoch.

Halt! Ein Biberdamm sperrt den Bach ab. Wir steuern frontal auf den Knüppelwall zu, erklettern ihn, ziehen und wuchten das Boot hinüber zur anderen, 35 cm aufgestauten Seite.

Der Bach wird nun breiter, ist jetzt fast ohne Strömung. Unter mir üppige Wasserflora, ein olivgrüner Dschungel. Voraus schwimmt ein dunkles Bläßhuhn mit weißem Stirnschild. 8, 15, 26 Wildenten paddeln in einer kleinen Bucht, fliegen schimpfend auf, drehen eine Schleife, wassern wieder, erheben sich noch einmal. Interessant, ihnen zuzusehen! Beim Aufsteigen stellen sie ihre Körper steil in die Luft, recken den Hals wie abgeknickt nach vorn, lassen die Beine hängen, machen gewaltsam pumpende Flügelschläge. Es ist, als

habe solch ein Entenkörper keinen Zusammenhang mit den schlagenden Flügeln, als stehe er ein wenig vorgeneigt allein für sich in der Luft, und ich fürchte fast, er müsse gleich abwärtsplumpsen. Aber er steigt selbstverständlich mit, und wenn der Vogel erst mal genügend hoch ist, pfeilt er schnell und waagrecht dahin – ein schlanker Torpedo mit Schwingen!

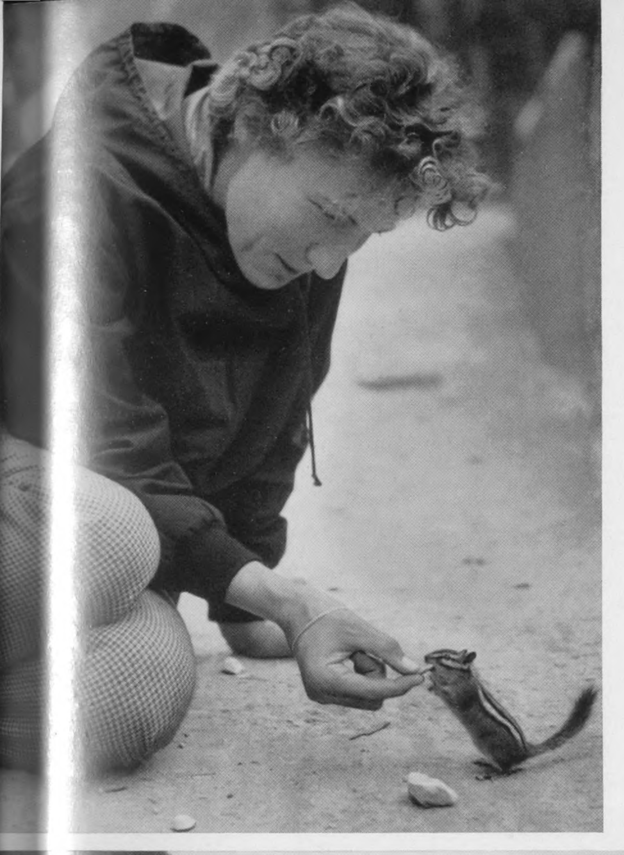
Links am Ufer zeigt sich eine Biberburg; viele frisch geschälte Zweige liegen davor. Ein zweiter Biberdamm kommt, den wir auf bequeme Weise überqueren können. Der Warden Service hat hier aus glattgehobelten Planken eine Rutschrampe angebracht: das Emporschieben, das Hinuntergleitenlassen des Kahns geht wie geschmiert.

*

Nach einiger Zeit mündet der Echo Creek in den ersten Vermilion-See, den wir zügig durchrudern. Einfahrt in die schmale Rinne zum zweiten See. Hier stoßen wir noch einmal auf einen Biberdamm. Sein Übersteigen bereitet uns die meiste Mühe; er ist reichlich hoch und teilweise glitschig durch Schlammbewurf*. Wir sind nun schon mehr als zwei Stunden unterwegs. Auf ein paar hundert Meter voraus sehe ich am Waldsaum neben unserem Wagen Veronika, die ins Boot übernommen werden möchte. »Laß uns bitte vorher noch ein wenig zur Seemitte fahren, zwischen den zwei Schilf- und Buschinseln hindurch«, sagt Eugen, »wenn ich mich beim Rundblick vom Biberdamm aus nicht täuschte, steht dort ein Elch.«

Die neue Wasserrinne ist besonders schmal und sehr verkrautet. Um nicht festzusitzen, wird das Ruder bald links, bald rechts gegen die Uferböschung gestemmt und der Kahn stakend vorwärtsgeschoben. »Bloß kein Geräusch machen! Dort, hinter der Biegung, muß der Elch gewesen sein. Halte mir den Kahn ganz still«, flüstert es von der Ruderbank. Ich krampfe meine Hände ins Schilf und an die überhängenden Zweige. Eugen richtet sich halb hoch, kommt gleich wieder nach unten. »Er ist noch da und äst, der alte Schaufler. Ich brauche mein Stativ.« Während Eugen lautlos hantiert, erkenne ich durch den Schilfvorhang – ungefähr in meiner Augenhöhe – etwas Wollig-Braunschwarzes, die Geweihschaufeln. Der Elch steht also ziemlich tief im Wasser; es plätschert zufolge seiner Rupfbewegungen. Eugen hat jetzt die Kamera aufs Stativ

* Die vom kanadischen Biber errichteten Staudämme können, wie man mir versicherte, bis zu 150 m lang und 4 m hoch werden (s. auch Bild 8)



61/62. Der winzige Chipmunk knabbert am Nüßchen zwischen Veronikas Fingern. Eugen gibt schmunzelnd Auskunft auf meine Tagebuch-Fragen



63. Das Murmeltier steht erwartungsvoll vor unsrer Wald-Cabin. 64. Blitzschnell huschen die gesprenkelten Erdhörnchen in ihre Schlupfröhre. 65. Der 'Gopher'-Wachtposten mit den langen Scharr- und Grabkrallen pfeift, wenn wir noch näher treten. Oder will er Tribut?





66. Dieser moderne Feuerwachtturm aus Leichtmetall steilt 30 m über die Waldbergkuppe empor. 67. Holzspalten vor dem Blockhaus im einsam-wilden Glacier-Park. Hier besuchte mich täglich ein neugieriges Wiesel

montiert, schaut mich beschwörend an und schiebt das Arbeitsgerät zum Ufer hinüber, steigt im Zeitlupentempo nach. Der von mir festgehaltene Kahn liegt gottlob still; aber trotz aller Vorsicht knarrt das Spantenholz. Plötzlich – Eugen beugt sich eben zum Sucher der Kamera – ruckt vor uns über das Schilf ein großer, dunkler Tierkopf empor; für Sekunden sehe ich das weit klafternde Geweih. Dann hartes Plantschen. Pirsch mißglückt! Eugen und ich richten uns nun ganz auf und 'genießen' so die Hinterfront des rasch im Inselgehölz verschwindenden Elchbullen.

Was wir ihm nachriefen, will ich schamhaft verschweigen. Eugen warf sein Holzstativ polternd ins Boot, und dann ruderten wir stumm zum See-Ende, zu Veronika. Unsere Landung war nicht einfach: balancieren über treibende, vom Biber gefällte Baumstämme, auch über einen Biberbau; durchwaten des Sumpfstreifens. Doch Veronika, die Fürsorgliche, hatte am trockenen Waldhang bereits das Picknick hergerichtet, und bald war unser Enttäuschungszorn verraucht. Eugen schilderte mit schmunzelnder Ironie das Hochschrecken des Elches – drei Sekunden ehe er die Optik scharf eingestellt hatte. »Na, Schwamm drüber; mal wieder eine gute Aufnahme verpaßt. Du hast Dich inzwischen hoffentlich mit Deinen Erdhörnchen amüsiert, Veronika?« Kopfschütteln. »Kein Gopher ließ sich blicken. Am Haupthügel sind zwei größere Röhren ausgebuddelt; vielleicht ist da ein hungriger Fuchs eingedrungen oder ein Dachs. Zum Winterschlaf dürfte es noch zu früh sein, auch viel zu warm.«

Eine Krähe fliegt in den Aspenbaum über uns, guckt auf die ausgebreiteten Eßvorräte herunter, plappert leise vor sich hin, ahmt Katzenmiau und Hundegebell nach. Es hört sich ganz reizend an. Woher kennt sie diese Laute? Im Park gibt's doch weder Katz noch Hund.

He, was geschieht jetzt? Bei blauem Himmel ist starke Luftbewegung. Vom Vermilion-See her, über die Straße, am Waldsaum entlang kommt eine Windhose, erkennbar daran, daß auf schmaler, gerader Bahn Blätter, Zweige, Papier und Staub aufwirbeln, in der Luft tanzen. Die Windhose steigt erstaunlich schnell den Schotterhang hinauf zum Highway, wird dort als senkrechte, dicke Staubsäule besonders deutlich sichtbar und verschwindet im Hochwald. Alle Luftbewegung endet; Sonnenschein ist um uns und fast hochsommerliche Hitze.

»Wie wär's mit einer christlichen Seefahrt?«, frägt Eugen. 15 Minuten spä-

ter sitzen er und Veronika an den Rudern. Kreuz- und Querpirsch mit vielen Inselumrundungen, Eindringen in allerlei Buchten und Wasser-Engpässe, schwieriges Zurückstoßen, neue Durchschlupfversuche, langsames Dahintreiben in der offenen Seemitte. Von oben her grüßen unsere Berge: der Cascade, der Norquay, Mount Rundle und der Götterthron. Doch mich lockt immer wieder der Blick auf die Unterwasserflora, auf die graubraun gedämpfte Reseda-Begrünung unter uns. Mannigfaltigste Formen: Palmwedel, Fächer, flutende Schnüre. Am Bodengrund des durchsichtig klaren Wassers Zapfen, auch Kugelwölbungen. Verästelte, schlanke Stiele stoßen bis über den Seespiegel heraus; große Tellerblätter liegen schwimmend auf der Oberfläche. Der Wasserknöterich steilt seine rosa Blüten empor, und irgendwo sind dicht beieinander viele kleine, weiße Sterne mit goldenen Herzen: blühender Wasserhahnenfuß. Senkrecht reckt der Teichschachtelhalm die gläsern grünen Stiele auf. Wahrhaftig, die Elche und die anderen Wasserpflanzen-Äser haben hier eine sehr reiche Auswahl!

Eugen drückt den Kahn zwischen dem Waldufer und einer langgestreckten Schilfhalbinsel hindurch. Weil Enten über uns wegfliegen, sehe ich hoch und erkenne in einem Sonnenstreifen am Wald etwas Hellbraunes, das gleich darauf abschattet. »Elch?« Eugen schaut durchs Glas: »Richtig! Der jüngere Schaufler. Boot treiben lassen! Wir kommen nah an ihn heran.« Auf den ersten zwei Dritteln der Strecke gelingt es; wir verursachen nicht das geringste Geräusch, bücken uns auch tief ins Boot. Eugen hat die Kamera schußfertig in der Hand. Doch dann entdeckt uns der Elch; in der Bastzeit sind die Bullen wohl besonders wachsam. »Haltet den Kahn im Gleichgewicht«, ruft Eugen und steigt auf die Ruderbank, filmt. Erstaunlich, wie geschickt der Elch jetzt sein breit ausladendes Geweih zwischen den Stämmen entlang bugsiert. Schon hat er die Landzunge durchquert; ein Plumpsen – hinein in die nasse Schilfregion! Ich höre einen scharf abgesetzten, zwar gedehnten, aber kräftigen Zweitakt: »Tompf – tompf – patsch – patsch«, sehe in seinem Rhythmus den mächtigen Geweihschädel, das dunkle, hochgestellte Elchhaupt mit der langen Muffel, den Kinnbart auftauchen und absinken im Schilf, sehe sonnenblitzende Wasserspritzer. Die Flucht drängt schnell von links nach rechts, ist fast greifbar nah und dennoch unwirklich, weil uns der Körper des großen Tieres dauernd verborgen bleibt: ein schwarzbrauner Riesenkopf pendelt und wiegt

sich selbständig voran durchs grüne Schilf – tompf – tompf – patsch – patsch!

»War schön«, keucht Eugen, »ich konnte alles drehen, frei aus der Hand, Füße an die Bordwand gepreßt, Atem angehalten. Hast sicher auch geknipst, Veronika?« Helles Auflachen. »Du bist gut. Wir beide hier unten brauchten doch unsere Hände und sämtliche Ruderstangen zum Festhalten und Ausbalancieren des Bootes, sonst wärst Du trotz Deines Anstemmens über Bord gegangen. Du neigtest Dich ja ganz weit hinaus, samt der schweren Kamera.«

»Macht kein langes Palaver«, rufe ich dazwischen. »Wenn wir rasch zurückrudern, in der Gegenrichtung aufwärts zur anderen Landzunge, müssen wir den Elch wiederfinden.« Eine Viertelstunde später ist der Kahn dort; wir suchen mit den Gläsern den Waldsaum ab bis in die Ferne. Unnötig. Schon tritt, kaum 40 m seitlich von uns, der Elch aus dem Gebüsch.

Die Namensbezeichnung 'Elch' stimmt; es ist nur nicht der unsrige, sondern eine geweihlose, hochbeinige Elchkuh. Der Wind streicht ungünstig für sie; aber das vollbepackte Boot müßte auch einem noch so schwachsichtigen Geschöpf auffallen, in dieser Nähe und ganz ohne Schatten-Abschirmung. Dennoch bleibt die Elchin, macht unbekümmert ein paar Schritte ins Wasser, rupft grüne Pflanzenschnüre vom Grund empor, geht wieder zurück, beißt Laub von einem Aspenzweig, steigt von neuem ins Wasser. Nicht genug des Erstaunlichen! Jetzt schiebt sich lautlos ein kleineres, graubraunes Tier aus dem Gebüsch, hat auch helle Beine, hohe Tütenohren – das Elchkälbchen. Es schaut sich neugierig um, schüttelt fliegenabwehrend den Kopf, entdeckt die Mutter und läuft zu ihr.

Hat die große Elchkuh darauf gewartet? Jedenfalls stelzt sie nun sogleich hinaus in den zunächst noch flachen See, und das Junge folgt ihr. Schön lichtbraun glänzen die beiden Fellkörper in der Sonnenbestrahlung. Sie sind bereits fast auf gleicher Höhe mit uns; kurzer Seitenblick zum stilliegenden Boot. Weiterwaten, Richtung auf die Halbinsel. Aber der See ist tiefer geworden; das Wasser geht dem Alttier bis zur Bauchmitte, dem Kalb schon nah an die Muffel. Aus dem Waten und Stapfen wird Schwimmen. Das Junge hat sichtlich kein Vergnügen daran, wohl auch noch nicht genügend Übung. Es zappelt, wird ein Stück abgetrieben, müht sich sehr. Wasser spritzt. Gleichgültig (vielleicht aus erzieherischen Gründen?) bewegt sich die Alte weiter voran. Das Kalb schnellt mit Kopf, Hals und Brust aus dem Wasser, versucht

immer wieder, von hinten auf die Mutter aufzusteigen, rutscht jedesmal ab. Wird es untersinken? Ich mache mir Sorgen. Aber das Ufer ist schon ganz nah; unser Kälbchen reißt alle Kräfte zusammen, prescht wassertretend an der langgestreckt schwimmenden Mutter vorbei und saust im schäumenden Gischt die Böschung hinauf. Geruhsam folgt die Elchin. Beide schütteln sich nun, daß die Tropfen stieben und bummeln dann durch Schilf und Binsengras.

Wir drei Menschen im Boot sehen uns glücklich an. Ich will meine Freude kundtun; doch Veronika legt mir die Hand auf den Mund, zeigt hinüber zum rückwärtigen Waldufer. Dort, wo vorhin das Alttier Aspenblätter zupfte, erscheint jetzt der Schaufler. Ebenso unbekümmert um das Boot tritt auch er in den See, schwimmt zügig und fast völlig eingetaucht an uns vorbei. Nur das Geweih, die Ohren, Stirn und Nase, der Rückenkamm bleiben über Wasser. Stelzende Landung, Trockenschütteln des Pelzes. Auf der Fährte der andern Elche verschwindet der zipfelbärtige Jungbulle.

Aber die Wasserflur belebt sich von neuem: Kanadagänse schwimmen heran. Sie haben wohl in einer Bucht die Elchpassage abgewartet, ziehen ganz langsam und still dahin, die schwarzen Hälse steil aufgestellt wie dunkle Spieße, wie Umschau-haltende Schlangen.

Die Stille zerreißt. Ein heller, uns wohlbekannter Vogelruf, ein Pfeifen ist in der Luft: Fischadler! Nicht verwunderlich – dort vorn, wo das Waldufer rechtwinklig abbiegt, muß der Horstbaum sein. Gläser an die Augen! »Oho, das Junge sitzt im Nest; ich seh's deutlich«, jubelt Eugen. »An die Ruder! Die letzten 50 m lassen wir uns treiben, bis unmittelbar unter den Horst!«

Vorweg sei gesagt: die Wasserpirsch gelang und schenkte uns erfreulichste Anblicke. Zunächst steht der Jungadler frei auf dem Nestrand, nun annähernd so groß wie die Eltern, schneeweiß an Brust, Hals und Kopf. Die braunen Schwingenfedern haben noch die weißen Säume der Jugend. 'Das einsame Herumstehen wird dir wohl langweilig, Freund Kiekindiewelt?' Ja, ein paar Hupfer, Flügelschlagen, ein nicht ganz gekonnter Start in die Luft, drei Runden nah über dem Wohnbaum, schleunige Rückkehr.

Ruf aus der Ferne. Die Adlerin pfeilt heran, entdeckt unser Boot, dreht ab. Das Junge schreit bettelnd. Mutter kommt erneut, landet auf der linken Auslug-Fichte. Zwiegespräch. Die Mutter schickt ihr 'Djipp – Djipp' zum Nest hinunter, das Adlerkind jammert nach oben. Plötzlich fliegt der Altvogel ab,

kreist, fast immerzu pfeifend, sehr hoch über dem Horst, stößt abwärts, steigt wieder, und ich habe den Eindruck, er wolle sein Kind zum Mitmachen verlocken. Erfolg! Jetzt segeln, schweben beide in der Himmelsbläue; es ist ein schwereloses Tanzen, ohne Flügelschlag. Nur die äußersten Federn der gestreckten Schwingen bewegen ihre Spitzen. Wenn der Jungadler unmittelbar über den Horst wegstreicht, neigt und dreht er – so scheint es mir – sein Köpfchen und schaut neugierig-interessiert aufs Nest, auf die Baumwipfel, zur Wasserwelt unter sich.

Wir haben noch mancherlei beobachtet, auch einiges durch Film und Tonband festhalten können. Schließlich verkroch sich das nun wohl müde, jedoch recht flugtüchtige 'Küken' in die Nestmulde, ward unsichtbar für uns. Es ließ sich in seinem Schlaf keineswegs stören, als die Lärm-Orgie über den Bahndamm rollte: ein langer Güterzug, 76 rotbraun gestrichene Kastenwagen und Loren, gezogen von vier Loks und vom Brüllen der dumpfen Warnsirene.

Feierabend? O nein, wir wollen noch die Altwasserrinne hinaufrudern, möglichst zum Sumpfwald herankommen. Wir schaffen es, doch nicht ohne Mühsal; als ich einst zu Fuß hierherpirschte, war's auch kein Vergnügen. Umgebrochene Baumstämme behindern öfters die rudernde Fahrt; wenn kein Ausweichen möglich ist, muß das Boot unter dem Astgewirr durchschlüpfen. Dicke Bisamratten sitzen auf Stümpfen, schauen aus ihren Gebüsch-Wohnburgen hervor. Endlich sind wir mitten in der düsteren Urwaldregion, die sich auf dem stillstehenden, schwarzen Gewässer in allen Einzelheiten spiegelt: jedes Sträuchlein, der Ameisenhaufen, die moosüberwucherten Steine, ein Fleck vom Abendhimmel und der letzte Sonnenstrahl. Noch etwas sehe ich im Wasserspiegel: eine schwärzlichbraune Körperkontur, Kopf darunter, hellgraue, lange Beine nach oben gereckt, angelehnt an zwei dickstämmige Fichten. Unmöglich!? Aber ich brauche nur vom gespiegelten Wasserbild hochzublicken, um zu erkennen, daß am Waldsaum wirklich unsere Elchkuh steht, knapp 5 m von der Bootsspitze entfernt. Weil hinter den Stämmen der schmalen Landzunge die Helligkeit des offenen Vermilion-Sees und des Abendhimmels blinkt, wird das braune Elchtier zur schwarzen Silhouette, zugleich zu einem rätselhaften Urweltgeschöpf: Riesenpferd mit Höcker, plumper Tonnenleib, aschgraue Stelzen, honiggoldene Sonnenkringel auf der Stirn und an den Flanken, auch auf den großen Ohren, die leicht zucken – einziger

Beweis dafür, daß die Spuk-Gestalt lebendig ist. Nein, auch die Lippen, die Kiefer bewegen sich, und dadurch schwankt der Hautzipfel, das 'Glöckchen' am Hals. Die Augen im spitz uns zugedrehten Kopf sind genau auf das Boot gerichtet, das, leise schaukelnd, noch um einige Zentimeter näher herankommt. Dennoch rührt sich die Elchkuh nicht. Ist dieses Benehmen Gleichgültigkeit, Schreckstarre, Vertrauen auf die Ungefährlichkeit der Menschen, instinktive Schutztarnung in der reglosen Baum-Umwelt? Nicht einmal das Klicken der Kamera-Verschlüsse erzeugt eine sichtbare Wirkung (Bild 4).

Gut eine Viertelstunde bleiben wir, schauen wie gebannt auf die mehr und mehr verschattende Vision der steinstarren, dennoch atmenden und blutdurchpulsten Körperlichkeit. Bis sich dann seitlich unter dem Leib der Elchin doch etwas bewegt. Ich erkenne zwei Ohrspitzen. Das Kalb liegt dort, ist offenbar eben erwacht, steht auf, bummelt um die Mutter herum, legt sich wieder. Jetzt (zum erstenmal seit wir hier sind) rührt sich auch das große Wildtier, dreht den schweren Kopf zum Kälbchen, fährt mit der Zunge über seinen Rücken. Erst ganz zart; bald wird ein energisches Stupfen und Stoßen daraus. Zugleich schnaubt die Elchin. Ärgerlich (wie ich mir einbilde) erhebt sich das Junge, und schon trollt die Mutter links ab. Ist es Eigensinn, daß die kleine Kreatur nicht nachfolgt, sondern nach der anderen Seite ins Gebüsch stapft? Das Muttertier tritt mit den Vorderbeinen auf einen Baumstumpf, schaut sich um, auch zu uns aufs Wasser herunter, wirkt nun noch größer, noch fremder, läuft nach rechts weg und drückt wenige Sekunden später das Kalb in der ursprünglichen Richtung, also nach links, vor sich her zum Wald.

Ich kann mir nicht versagen, aus dem Boot aufs Ufer zu turnen und den Lagerplatz des Kälbchens anzufassen; er ist noch ganz warm. »Etwas leichtsinnig«, ruft Eugen. »Wenn die Elchkuh in der Nähe stehenblieb, poltert sie plötzlich auf Dich los. Wir sollten jetzt zurückfahren und einen Ankerplatz für das Boot suchen, vorn an der Uferstraße. Damit wir künftig kein so langes Anrudern haben über Bow-Fluß und Echo Creek.«

Auch dieses Problem wird gelöst. Zuvor, kurz vor dem Anlandgehen, schwimmt ein Biber ziemlich nah an uns vorbei, schlägt den breiten Schwanz klatschend aufs Wasser und taucht steil kopfabwärts. Im Mondlicht glitzert noch für eine Weile die Doppelspur seiner Kiellinie; konzentrische Kreise bilden sich dort, wo der Biber wegtauchte.

»Mehr als neun Stunden waren wir heut auf dem Wasser. Du wirst einiges aufzuschreiben haben«, sagt Eugen, während wir im Auto Banff ansteuern. »Vergiß aber die großen Libellen nicht, die dauernd ums Boot pfeilten, solang die Sonne schien ...«

Immer neues Wasserpirschen

In den nächsten, meist sonnenklaren Tagen drängten sich die Erlebnisse um und auf den Vermilion-Seen. Eugen hatte durchaus recht: ich mußte viele Aufzeichnungen machen. Viel zu viele, um jede einzelne hier wiederzugeben. Begnügen wir uns mit Streiflichtern, mit einem Kaleidoskop.

*

Am mittleren Vermilion-See kennen wir nun acht Elch-Persönlichkeiten und wissen, wo wir sie mit Aussicht auf Erfolg zu suchen haben. Ihre Standort-Treue ist auffallend. Sie schätzen, zumindest in der jetzigen Jahreszeit, kein weites Umherziehen, äsen, baden stundenlang im gleichen Seebezirk, stehen, sitzen wiederkäuend oder dösend im benachbarten Gebüsch, im Holz. Am heimlichsten benimmt sich der kapitale Schaufler; doch einmal sahen wir ihn frei auf der Lichtung. Es störte ihn nicht, daß zwei Elstern nah zu ihm heranflogen, daß sie sogar auf seinem Rücken landeten und wie die Stärlinge Insekten aus dem Fell zupften. Mir war solches Tun bei Elstern völlig neu.

*

Zwischen den Unterwasserpflanzen im Vermilion-See huschen viele Tausende von durchsichtig-hellen Fischlein, winzige Fischjugend. Bei der Jagd nach Mücken springt ein bereits ausgewachsener Fisch bis zu 40 cm hoch in die Luft. Die Sportfischerei muß in Kanada sehr beliebt sein. Überall treffen wir Angler, an den Ufern und in Booten. Eigentlich seltsam, daß in den Nationalparken, im bedingungslosen Schutzgebiet aller Tiere und Pflanzen, Fischfang-Lizenzen gekauft werden können. (Eugen erwarb bekanntlich auch eine, notwendig zu unserer Verpflegung bei langem Kampieren.) Nun, es wird wohl Fische im Überfluß geben. Allerdings erzählte uns ein Warden, daß es nötig sei, in manche Seen Fischbrut einzusetzen, um das Aussterben zu verhindern. Eine oft sehr mühselige, auch gefahrvolle Kletterarbeit entsteht, wenn die Fischbehälter beispielsweise durch Felsencouloirs zu den höchstgelegenen

Bergseen hinaufzuschaffen sind. Unten auf den öffentlichen Highways, an Rastplätzen und Motelsiedlungen findet man (fast so häufig wie die Feuerwarnplakate im Park) große amtliche Anschläge für richtiges Angeln und Aufforderungen zur Mitwirkung bei der Fischzucht.

*

Während einer Anfahrt zum See treffen wir Freund Walter, den Chefwarden-Assistenten der Banffer Parkverwaltung. Veronika fragt ihn sofort nach den nicht mehr sichtbaren Erdhörnchen. »Oh«, lacht er, »die Gopher schlafen schon; sie wintern sich wie die Murmeltiere bereits Ende August ein. Aber die Streifenhörnchen werdet Ihr noch lange sehen können, die Golden-Mantled Squirrels und die Chipmunks. Der Pika macht überhaupt keinen Winterschlaf, auch das Porcupine nicht, der Baumstachler.« (Wobei mir wieder einmal bewußt wird, daß Veronika und ich diesen Baumstachler noch nie lebend sahen, der doch recht häufig vorkommen soll in den Rocky-Wäldern.)

*

Es weht ein frischer Wind. Über die weite Seefläche hüpfen zahllose kleine Wellen in rascher Folge. Schwierig, zu rudern. Blauer Himmel; aber eine lange, dicke Wolke drängt über den Kaskaden-Berg. »Großer Vogel hinter uns in der Luft. Adler?«, meldet Veronika. Eugen korrigiert: »Nein, Kolkrabe, ein Riesenkerl.« Ich drehe mich um, langsam, damit das Boot nicht zu sehr aus dem Gleichgewicht kommt. Schön und eindrucksvoll, der schwarze Flieger! Breit fächert sich sein Keilschwanz; die Schwingen fuchteln und schlagen kräftig. Jetzt ist er bereits nah bei uns; ich erkenne die gesträubten Kehlfedern unter dem dicken Schnabel, höre auch einen rauhen Baßruf: »Korr – korrk.« Aber der Laut kommt eher von seitwärts, meine ich. Ja, drüben auf dem Wipfel der höchsten Uferfichte sitzt ein zweiter Kolkrabe. Der Fliegende streicht knapp über ihn hinweg und ruft ebenfalls, noch lauter: »Rack – rack – rack!« Das muß wohl eine Aufforderung sein; schon sind beide Vögel in der Luft. Sie umgaukeln sich in Spiralen, steigen, jagen sich, nützen geschickt den Wind aus, schweben auch, sich wiegend, mit ausgebreiteten Flügeln.

*

Am vordersten Vermilion-See, auf den Wiesen, die stellenweise so vom Wasser überspült sind, daß nur die Spitzen des Binsengrases hervorragen, beobachten wir am Nachmittag vier Elchkühe und ein ungewöhnlich großes

Kalb. Obwohl genügend Raum ist, sich auszuweichen, greift eine Elchin dauernd die anderen an, verjagt sie, boxt und schlägt mit den Vorderläufen. Ich vermute, es ist die neidige, 'knochendürre Tante', die sich vor Wochen am heimlichen Badetümpel genauso aufgeführt hat. Sie hört mit dem Unfug selbst dann nicht auf, als es zu regnen beginnt. Wir Menschen wollen die Dusche im Boot abwarten; das Wetter ändert sich ja fünf-, sechsmal täglich, oft von einer halben Stunde zur andern. Heute bleiben leider die schüttenden Wolken dauerhaft; wir müssen schließlich doch flüchten. Ich lasse mir in Banff die Haare und den Bart stutzen; es kostet mit Trinkgeld 2,50 Dollar. (Bitte nicht umrechnen, sonst kommt der Spaß auf etwas über 11 DM!) Vor dem Abendbrot gehen wir auf die Parkverwaltung. Dort, bei Walter und seinem Warden-Kollegen Bert, treffen wir den Edmontoner Biologen, der erzählt, daß er in den Nächten nach unserer Abreise von Jasper vier Grizzlies mit Farbkugeln beworfen habe. Meldungen über gelbgescheckte Graubären seien aber noch nicht da ... Wir berichten von unseren Ruderpirschen, von den Elchen, Fischadlern, Kolkraben, vom nächtlich entlangschwimmenden Biber. Beim Abschied sagt Bert, der Geländekundige: »Wenn Ihr die Biber mal bei gutem Licht sehen wollt, müßt Ihr am Nachmittag 8 Meilen nordwärts über den Highway fahren. Dort, unmittelbar beim Meilenstein, führt ein Trail nach links durch den Wald und über den Bahndamm zu einem kleinen See, zum Muleshoe Lake.« – »Danke schön. Wird morgen aufgesucht!«

Die beiden ersten Zeichen der Hohen Zeit

Trotzdem wulstige Wolken den Götterthron bedrohen, vier grellweiße Gewittertürme im Nordwesten emporwachsen, steuern wir nach dem Lunch in Richtung Muleshoe Lake. Es dauert nicht lang, dann weht ein grauer Schleier über die weißen Türme. Donnergekrach, aber nur wenige, dicke Regentropfen! Zehn Minuten später ist der ganze Himmel blank. Unmöglich, zu sagen, wohin die Wolken verschwunden sind; vielleicht haben sie sich selber aufgesaugt.

Dreimal stoppen wir die Autofahrt, zu unserer Freude. Rechts an der Berghalde zieht in leuchtender Sonne ein Rudel Wildschafe, und kurz darauf entdeckt Eugen ganz oben, beinahe am Grat eines Felskegels, zwei Schnee-

ziegen. Schwierig für mich, sie auszumachen: der hellbeschienene Kalkstein ist eine vortreffliche Tarnung für die weißen Tiere mit den Pluderhosen.

Aber die beiden Blacky-Kinder am Waldrand sehe ich sofort; sie vergnügen sich auf ihre Weise in einem Kiefernwipfel. Der eine Bärensohn liegt quer über zwei Ästen auf dem Bauch. Kopf, Hintergestell und alle Beine bammeln nach unten; es sieht aus, als sei ein halbgefüllter, schwarzer Mehlsack in den Baum geschleudert worden, 8 m hoch. Der andere, etwas kleinere Blacky hängt in seinen Achselhöhlen an einem horizontalen Ast, schaukelt ein wenig, spreizt die Hinterbeine. Lächerlich für einen erwachsenen Mann, dennoch muß ich einen Neckgruß zu ihm emporrufen: »Hast dir wohl die Pelzhosen naßgemacht, bist von Mutti zum Trocknen aufgehängt worden, Bürschlein!«

*

Um 4 Uhr nachmittags kommen wir endlich zum Meilenstein mit der Ziffer 8. Ein ausgewachsener Schwarzbär sitzt neben ihm, trollt freundlicherweise davon, als wir den Wagen am Waldsaum abbremsen und die Arbeitsgeräte herausnehmen. Der Trail ist gut, der Wald nicht verfilzt. Bahndamm übersteigen. Ein Stück Buschprärie, Mischwald, schon blinkt der ovalgestreckte, kleine 'Hufeisen'-See. Vor ans Ufer! Gestrüpp, Steine, nirgends ein Weg. Also immer am Wasser entlang. Jetzt ein Graben, nein, es ist eine Rinne, eine schräge, glattpolierte Rampe im Erdboden, vom See herauf: der Biberausstieg! Stammholzstücke liegen, pendeln im Wasser. Eine Knüppel-Aufschichtung: alter, unbewohnter, verfallender Biberbau. Noch ein Ausstieg; er führt zu einer Lehmbarriere, darüber hinweg zu einem Bächlein. In die feuchte Erde ist eine Elchfährte eingetreten. Wir pirschen lautlos über Höcker, durch moorige Senken, an einer zweiten, kleinen Biberburg vorbei und sehen nun in einer Fichten-umstandenen Bucht am jenseitigen Ufer den Haupt-Biberbau. Hinter ihm in der Ferne ragt ein Felsberg empor. Im Vordergrund, am Boden, liegen Baumstämme ohne Gezweig, vom Biber gefällt, sanduhrförmig abgeschnitten.

Auch an unserer Uferfront liegen Bäume; seltsam, es sind keine Aspen. Ich steige über drei Fichten, deren Stämme am unteren Ende ebenfalls den charakteristischen Spitzkegelschnitt haben; eine andere steht noch, ist aber schon zur Hälfte durchgenagt (Bild 12). Weiter voran! Ein neuer Ausstieg,

ganz feucht, mit einem breiten Biberpfoten-Abdruck und vielen Spurlinien von Zweigen, die hier entlanggeschleift wurden.

»Zehn Schritte nach rechts! Dort, wo die zwei buschigen Sträucher sind, können wir einigermaßen gedeckt sitzen, haben trotzdem freie Sicht über den See und auf die große Burg am anderen Ufer«; so planen wir, so handeln wir und richten uns wieder mal auf langes Warten ein. Doch schon nach drei Minuten bildet sich auf der dunkelgrünen Oberfläche des Waldsees eine helle, schmale Streifenbahn. Bei voller Sonne, um 5 Uhr nachmittags, schwimmt der erste Biber vom Kuppelbau zur Seemitte. Das Fernglas zeigt mir die Oberseite seines braunen Kopfes, die fast schwarzen, nach hinten gelegten, kleinen Ohrmuscheln, die Rückenkante. Plötzlich sackt der Kopf weg; für eine Sekunde wölbt sich der Rücken zum Rundbuckel, taucht dann, verschwindet, geräuschlos! Wellenkreise dehnen sich über die Wasserfläche. Veronika zeigt nach links: ein zweiter Schwimmer; er hält genau auf uns zu. Eugen und Veronika haben je einen Finger an den Auslösern ihrer Kameras. Da fährt hinten am Biber die breite, flache Schwanzkelle hoch, haut mit Vehemenz einen Klatschschlag aufs Wasser, das fast einen Meter emporspritzt. Der Biber ist abgetaucht, doch nur, um zwanzig Sekunden später erneut hochzukommen, 8 m voran und zur Seemitte abgewinkelt; er hat also unter Wasser die Schwimmrichtung geändert. Der erste Biber ist ebenfalls wieder sichtbar, und drüben, vor der Burg, sehe ich einen dritten, einen vierten. Im Sonnenlicht, wohlverstanden, und ohne Scheu. Alle vier schwimmen nun hintereinander zu unserer Uferseite, biegen jedoch 15 m vor uns ab; einer klatscht den warnenden Kellenschlag. Ich bezweifle allerdings, ob dies ein Alarmsignal sein soll: die drei anderen schwimmen nämlich ruhig weiter, ziehen Kreise, kurven nach links und rechts, treffen sich wieder. Einer hat einen langen, blattlosen Zweig zwischen den Zähnen.

Gut eine halbe Stunde dauert das gemeinsame Schwimmvergnügen. Ich betrachte mir durchs Glas das kleine, silbrige Bugwellchen an der vorgestreckten Bibernase, auch die beiden auseinanderstrebenden, weißen Streifen, die Kiellinie, die durch die Wasserverdrängung des Biberkörpers gebildet wird. Schwimmbewegungen sind nicht zu erkennen; die Seeoberfläche bleibt beim zügigen Vorantreiben des flach ausgestreckten Tiers fast vollkommen glatt. Wenn jedoch der Biber abtaucht, steigen hellglitzernde Luftperlen hoch und

zeigen mir den Weg des Unterwasserschwimmers: eine lichte Bläschen-Spurbahn bildet sich auf dem dunklen Spiegel. Sie wird immer länger, und wenn plötzlich viele Luftperlen am gleichen Ort emporquirlen, kommt auch der Biberkopf wieder hoch.

Der zweitgrößte Biber taucht jetzt drüben, und zwar dicht vor der Burg, weg; er steigt wohl unter Wasser in sie hinein. Der noch Größere klettert über die angeschwemmten Knüppel, an den eingerammten Vorratszweigen vorbei, zu einem gut oberschenkeldicken Aspen-Stammholz, das frisch geschält und gelblichweiß ist. Er stemmt, preßt es in den Schlamm, setzt sich davor – eine naßschwarze Pelzkugel. Kieferbewegungen, energisches Kopfrucken: am hellen Holzfleisch sind noch einige graue Rindenstreifen, die er abreißt. Ein kleiner Biber drängt heran, wird geduldet, beteiligt sich an der Mahlzeit.

Bald nachdem die Sonne hinter den Waldbergen verschwunden ist, riskiert ein Biber den Ausstieg an unserer Uferseite. Rechts von Eugen stellt er sich an der Böschung hoch, schneidet Zweige vom Strauch, verspeist die Blätter, schwimmt mit dem längsten Zweig über den See zur Burg zurück und stopft ihn dicht davor in den Grund. Im kargen Winter, wenn Eis das Wasser überzieht, wird die Familie froh daran sein.

Ich kann's nicht ändern: mich friert es schon jetzt. Ich muß aufstehen, ein wenig umhergehen. Veronika kommt mit. Sinnlos für sie, ohne Sonnenschein die Biber zu knipsen, die unbekümmert im dunklen Wasser umherschwimmen.

Unbekümmert? Das Gegenteil stimmt. Die nächste Viertelstunde belehrt mich, daß die Biber absichtsvoll immer wieder gerade hierher steuern, ungeduldig sind und leider uns Menschen eben doch als Störung empfinden. Veronika und ich kommen bei unserem 'Erwärmungsbummel' schon nach knapp 50 Schritten auf eine Art Lichtung. Dort liegt zuvorderst und längelang ein großer Aspenbaum. Er ist nicht vom Gewittersturm umgebrochen, sondern vom Biber gefällt worden, und zwar vor kurzer Zeit, sehr wahrscheinlich während der letzten Nacht. Das Holz des kegelig abgeschnittenen Stamm-Endes blinkt ganz hell, saftigweiß, die Oberkante des daneben wurzelnden Stumpfes auch. Den Boden rings um den Baumstumpf bedecken viele gelblichweiße Späne, schmale Keilstücke, Splitter. Ich gehe am liegenden Aspenstamm vor bis zur Zweigkrone, fasse die Blätter an; sie sind nicht im geringsten schlaff, bewegen sich spielerisch im leichten Wind.

Ein wenig abseits liegt eine zweite Pappel, ebenso bearbeitet. Ihrer Krone fehlen mehrere Zweige, und die Blätter hängen welk bodenwärts. Dieser Baum ist wohl ein paar Nächte früher gefällt worden. »Schau nur, links und rechts sind noch mehr Stümpfe, dicke und dünne«, ruft Veronika, »wir haben offenbar den Holzfällerplatz, die 'Speisekammer' der Biber entdeckt.« – »Nicht nur von den Bibern! Auch die Elche futtern hier«, ergänzt Eugen, der inzwischen vom See zu uns heraufkam. »Der moorige Boden ist voll von ihren Schalenabdrücken, und Losungshaufen gibt's in Menge. Hier sollte man mal eine Nacht zelten; beim ersten Frühlicht würde man allerlei erleben.«

Ganz sicher. Aber ich habe ein schlechtes Gewissen, und ich ärgere mich zudem über mich. Die vielen Schleifspuren in der feuchten Einstiegrinne, neben der wir uns zur Beobachtung ansetzten, schon sie hätten mir zu denken geben müssen: hier ist tatsächlich ein Hauptwechsel der Biber. Sie verließen nicht zu ihrem Vergnügen bereits am hellen Nachmittag die Wohnburg; sie wollten, mußten instinktgetrieben Herbsternte halten, möglichst alle Zweige aus den beiden Aspenkronen über den See flößen und bei der Kuppelwohnung einwintern, als Nahrungsvorrat, im Notfall auch zur Burgausbesserung. Doch jedesmal, wenn sie ans diesseitige Ufer herangeschwommen waren, prallten sie gegen unsere Witterung, hörten fremde Geräusche, drehten um oder klatschten den Alarmschlag: 'Vorsicht, am Ausstieg stimmt was nicht!'

Ich bin dafür, daß wir fortgehen, die Biberfamilie endlich in Ruhe arbeiten lassen. Hoffentlich findet sich beim nächsten Besuch ein weniger störender Beobachtungsplatz. »Aber den Kegelschnitt am dicken Stamm möchte ich mir noch etwas genauer ansehen«, sagt Veronika. »Man kann im Holz jede einzelne Zahnspur erkennen, glatt und gerade, wie mit einem scharfen Meißel eingeschnitten, mit einem Kehlmesser.« Ich kauere mich zu Veronika. Es ist ganz still, nur die Aspenblätter rascheln dann und wann.

Plötzlich beginnt ein Tönen in der Luft. Von irgendwoher aus den Waldbergen ruft die Stimme der Natur: ein heller, schriller Schrei, langgezogen, sehnsuchtsvoll anschwellend, absinkend, mit einem Schluchzen verklingend. Zum zweitenmal – nach wenigen Sekunden schon – 'singt' das schrille Pfeifen, kräftiger, durchdringend und jetzt auch fordernd: Urkraft des Animalischen!

Wir sind im tönenden Hall vorgegangen zum Seeufer. Eugens Augen haben einen freudigen Glanz. »Der Baß unserer Rothirsche imponiert mir noch

mehr; aber die Wapiti-Musik prickelt auch nicht schlecht auf der Haut. Hört Ihr, er ruft schon wieder, Euer erster Brunfthirsch in den Rocky Mountains!« Feierliche Worte brauchen wir nicht, auch keine Ekstase des Entzückens. Wir sehen über den dunklen See hinauf zu den Waldbergen, und unsere Herzen grüßen den Rufer, der irgendwo im Verborgenen steht, vielleicht nah dem lichten Abendhimmel. Wir wissen, daß sich uns nun die Tür geöffnet hat für das große Herbst-Erleben.

*

Auf der Rückwanderung wird wenig gesprochen. Auch die Fahrt über den Highway verläuft stumm. Jeder von uns ist mit seinen Gedanken beschäftigt, mit seinen Wunschvorstellungen. Wenn ich die Augen zumache, formen sich mir in schnellem Wechsel bunte Bilder und temperamentvolles Geschehen: Wapitis fegen, schlagen den Bast vom Geweih, kämpfen miteinander, treiben die Kahlwild-Rudel zur Brunftwiese. Herbstgold leuchtet im Gezweig; Schneeflocken wirbeln, und der Sonnenglanz macht Silbersterne aus ihnen ...

Der Rumpler durch ein besonders jäh einbuchtendes Schlagloch holt mich in die Wirklichkeit zurück. Auch sie ist schön. Die Steinberge am Horizont, ihre weißen Gipfelpolster, sind rot behaucht; der darüber wegziehende Wolkenschleier hat ebenfalls eine rötliche Tönung. Man könnte meinen, die Berge dampfen und glühen, ihr Atem stoße rosa Hauch zur Himmelshöhe.

»Achtung, Kurve! Jetzt kommen die Vermilion-Seen«, ruft unser Steuermann, »wer sieht die meisten Elche?« – Nichts. Nur unser Boot schaukelt an seinem Ankerpfahl, rechts unterhalb vom Highway. Wenige Minuten noch, dann senkt sich die Fahrrampe zur Abzweigung nach Banff. »Stopp! Einer badet ganz vorn am äußersten Zipfel«, triumphiert Veronika. Dämpfer von Eugen: »Wird wohl die alte Kuh sein; ich gucke gleich, muß bloß erst den dicken Bus an uns vorbeilassen.« Zwischenmeldung von Veronika: »Neben dem Elchkopf pendelt ein langes, weißes Stück Holz im Wasser. Komisch. Ich kann's bei dem Zwielicht nicht genau ausmachen.«

Mittlerweile hat uns der Omnibus überholt; wir sind nun auf 50 m an den Elch herangekommen, der jetzt auch für mich erkennbar ist, 20 m unter uns. Eugen dreht sich vom Lenkrad nach rechts zum offenen Seitenfenster und tritt schon auf die Bremse. »Nix Kuh! Ein Bulle, der alte, der ganz große.« So schnell sind wir selten aus dem Auto, über die Stative und Filmkisten, ge-

klettert. Ja, und als wir dann an der Hangkante standen, hat's uns Menschen jäh die Rede verschlagen. 'Vorhin der Wapiti-Brunftruf; jetzt, hier, ein zweiter Beweis für den Beginn der Hohen Zeit!' Das helle Holz neben dem Elchkopf ist nämlich – das blankgefegte Schaufelgeweih. Nichts mehr vom braunwolligen Bastüberzug; die dicken Stangen, die langen Spieße am Rand der Vorschaufeln, die großen, weiten Hauptteller, alles ist hell und glatt wie poliertes Elfenbein. Kein noch so dünner Bastfaden hängt irgendwo.

Ich habe in Ostpreußen und Schweden viele Elche gesehen, auch mehrfach starke Bullen. An einem leuchtenden Schneemorgen zogen vor mir neun Elche hintereinander über die verschneite Wanderdüne auf der Kurischen Nehrung, und unfreiwillig war ich fast eine Viertelstunde lang zum Greifen nah Zeuge eines Box-Duells zweier Jungbullen, weil sich der Kutschwagen zwischen den Stangenkiefern verklemmt hatte, weder vor noch zurück konnte. Aber dieser Elch dort unten im Vermilion-See ist mein stärkster Eindruck von den dunklen Hirschen des Nordens; er wird es wohl bleiben. Daß die Elche Kanadas und Alaskas größer und schwerer sind als unsere europäischen, weiß ich; doch hier, aus dem lichten Wasser, wuchtet ein schwarzer Felsblock empor.

Schlechter, unrichtiger Vergleich! Felsblöcke sind starr, können sich nicht selbständig bewegen. Der Elchkoloß im See steht kaum eine Sekunde still; er stampft mit den Füßen, dreht sich, steckt Kopf und Hals ins Wasser, rupft, reißt Pflanzen vom Grund herauf, schüttelt sich, schlenkert, schleudert im Übermut den großen Schädel von einer Seite zur anderen, so daß bald die linke, bald die rechte Geweihhälfte eintaucht. Die Schaufeln schöpfen Wasser, gießen es hochkommend wieder aus und wirken nun geradezu gespenstisch weiß in der Abenddämmerung, weil an ihrem Spießgezack grüne Schilf- und Blattgirlanden hängen, triefen, rhythmisch tanzen.

Wie lang wir oben am Highway standen, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß wir die Autolichter einschalten mußten für das kurze letzte Fahrtstück nach Banff. Außerdem erinnere ich mich, daß Eugen, ehe er auf den Starterknopf drückte, kopfschüttelnd vor sich hinbrummte: »Blödsinn, dieses Herumstehen, ohne was tun zu können. Jetzt bin ich das zweite Jahr hier in den Rockies. Auch wenn wir noch ein paarmal wiederkommen sollten, gleich Schönes und Großartiges werden wir nie mehr zu sehen kriegen. Kapitaler Elch, ganz frisch gefegt, wilde Wasserplantscherei im See, Wald an allen Sei-

ten, Berge, Schnee obendrauf – was willst Du mehr? Eine winzige Kleinigkeit: Licht zum Filmen, nicht diese graue Soße. Warum muß es überhaupt Nacht werden in unserer Welt? Kann nicht wenigstens einmal die Sonne Überstunden machen und acht Tage pausenlos am Himmel bleiben?«

Wir bauen eine Kanzel über dem Spray

Es ist uns klar, daß in den nächsten Tagen und Wochen das Hauptinteresse den Wapitis gehören muß. Die großen Hirsche werden nun nicht länger vereinzelt an den oberen Waldhängen stehen; auf der Suche nach Kahlwild kommen sie herunter. Am besten: wir fahren ihnen entgegen, bergauf, da und dort.

Die erste Suchpirsch kann gleich beginnen. Bei Morgensonne öffnet mein Schlüssel den Fire Road zum Spray Valley. Wir kennen die Strecke, ihren Beginn durch freundlichen Wald und ihre rauhe, steile Fortsetzung (s. S. 107/8). Das Auto jammert auch jetzt seine Protest-Arie, bewährt sich jedoch so gut, daß wir noch ein tüchtiges Stück weiter ins Hochtal vordringen als an jenem Augustsonntag. »Achtung, ein Camp beim sich nun verbreiternden Flußgelände!« Zwei Zelte, ein kleines Balkenhaus, ganz vorn eine Holzbaracke. Über ihrem Dach kräuselt Rauch. »Hallo!« Am Herd der geräumigen Baracke arbeitet eine junge, schlanke Frau; sie, Maggie, ist mit dem Boß einer sechsköpfigen Wegebauer-Kolonne verheiratet. »Die Männer sind 7 Meilen von hier beim Freischlagen einer Waldschneise; sie verlängern den Fire Road nach Süden, in Richtung zum Assiniboine Park. Der Weg ist noch etwas holprig; aber 'Lenn' wird Freude an Eurem Besuch haben. Vom Wild weiß er viel.«

Es wurde ein grausames Kutschieren über Steine und Bruchholz. Doch Lenn freute sich wirklich, stoppte seinen roten, baumtötenden Bulldozer und erzählte, daß gestern abend acht Wapiti-Tiere und ein Spießer am Truck vorbei durch den Wald gezogen seien, hinterdrein zwei große Hirsche mit fast völlig gefegten Geweihen. »Manchmal hört man sie schreien, noch nicht toll. Jetzt, im ersten Septemberdrittel, läuft die Brunft ganz allmählich an. Gestern morgen klapperte es aber gar nicht weit von hier, Stangenschlagen. Die beiden Alten rauften tüchtig. Droben in den Felsen sind häufig Schneeziegen, na, und die Grizzlies kommen auch immer wieder mal vom Beerenpflücken runter.«



68. Der Engel-Gletscher des Mount Cavell mit den ausgebreiteten Flügelarmen

69. Die breite Zunge und der Schmelzwasser-See des Athabasca-Gletschers am Columbia-Eisfeld-Fuß

70. Meergrün leuchtet die hohe Abbruchkante; blinkend weiß sind die schwimmenden 'Eisberge'

71. Schneestäubend poltert eben eine Lawine von der Victoria-Kuppe herunter auf den Gletscher

72. Von Fichtenwald umrundet, liegt der Moränensee im Hochtal der zehn Gletscherberg-Riesen

Wer wundert sich über Eugens temperamentvolle Reaktion? Ein Feuerwerk von Fragen prasselt los: »Grizzlies, keine Schwarzbären? Bei gutem Licht? Wo kann ich sie filmen? Irrst Du Dich nicht?« Lenn lacht: »Mann, ich hab' Augen im Kopf. Letzte Woche ging ein strammer Silvertip vor uns durchs Wasser. Zwei Junge mit der Mutter sehen wir ab und zu; 's ist allerdings Glückssache bei den Grizzlies. Beste Chance, wenn Du Dich an der Senke neben der kleinen Brücke aufhältst. Dort haben wir früher die Küchenabfälle vergraben. Ihr seid dran vorübergefahren, eine halbe Meile nach dem Camp.«

Eugen ist nicht mehr zu halten. Schnelle Verabschiedung. »Kommt wieder«, ruft Lenn; er ahnt nicht, wie oft sich sein Wunsch erfüllen wird. Die kleine Senke liegt unmittelbar neben dem Fire Road. Dahinter Buschgehölz mit Aspenbäumen durchsetzt. Nahebei ein ziemlich breites Kiesbett, durch das sich zwei Arme des Spray River schlängeln. Auf der anderen Wegseite Kiefern und Fichten. Ringsherum Waldhänge und über ihnen hohe Steinberge. Eugen steht auf der Bohlenbrücke und sinniert. »Da drüben überm Wasser, 20 m von der Senke weg, könnte man eine Kanzel in die Bäume bauen. Man sieht dann den ganzen Anmarsch der Grizzlies, von den Beerenhalden herunter bis zum Flußufer.« – »Und was ist mit den Wapitis«, fragen Veronika und ich. »Wapitis, jaja, die ziehen doch auch dauernd durchs Gelände, hat Lenn gesagt!«

Kurzum, als wir auf dem Buschhügel und im Gehölz zwei frisch begangene Wildwechsel und ein paar abgenagte Knochen gefunden hatten, stand unser Entschluß fest: 'Zurück nach Banff. In der Parkverwaltung Erlaubnis einholen zum Bau des Hochsitzes und morgen früh an die Arbeit!' Das Hinunterkurven über die Serpentinen brauchte jedoch zu meiner stillen Freude ein langsames Tempo; ich genoß sehr die Buntheit der hier schon stark ausgeprägten Herbstfärbung. Die Aspen am Weg und auf den Hängen haben jetzt fast mehr Gelb als Grün in ihren Laubwipfeln; die Blätter der Büsche leuchten in Braun, Karminrot, Rostgelb und Purpur. Aber kein Hirsch ruft, keiner zeigt sich.

Bald nach 5 Uhr am Government-Gebäude; es ist leider bereits geschlossen. Weiterfahrt zu den Vermilion-Seen. »Vielleicht badet dort der Elch zum zweitenmal seine blanken Schaufeln?« Fehlanzeige, Eugens pessimistischer Ausspruch von gestern behält recht. Dafür bremst neben uns ein dunkelgrünes Warden-Auto ab: Freund Walter grüßt, wird sogleich von der Spray-Planung unterrichtet, mit Erfolg. 'Selbstverständlich können wir den Hochsitz

73. Der Warden auf seinem täglichen Kontrollritt, das Packpferd neben sich
74. Unser Haupt-Standplatz: der Ort Banff am Fuß des Rundle, mit dem Bow-Fluß

bauen. Er will noch heute abend den Revierwarden durch Sprechfunk verständigen. Alte Bretter gibt's genug im Arbeiter-Camp. Große Sägen und Äxte sollen wir morgen früh bei ihm abholen; wahrscheinlich muß ja doch der eine oder andere Baum Platz machen.'

*

Tatenfrohe Morgenfahrt hinauf zum Spray Valley. Nach 20 Minuten sehen wir im dichten Wald einen mittelstarken Wapiti. Kanadagänse fliegen hoch am Himmel. Die Camp-Köchin weiß schon Bescheid; der Sprechfunk hat funktioniert. Wir packen das Wagenverdeck mit Brettern voll, rumpeln vorsichtig über den Schotterweg. »Wenn Euch der Magen knurrt, Ihr seid jederzeit willkommen«, sagt Maggie. Aber sie wird uns erst am Abend wiedersehen; Veronikas Proviantkiste ist gut bestückt.

Die körperliche Arbeit macht Freude. In einer Kiefern-Fichten-Dickung jenseits von Fire Road und Kiesbett, genau der Senke gegenüber, hämmern, klopfen und sägen wir stundenlang. Es entsteht eine einigermaßen stabile Kanzel, 5 m über dem Waldboden; sie bekommt einen Bohlenbelag, ein schmales Sitzbänkchen, auch ein Geländer. Ein paar junge Bäume müssen gefällt, als Stützen schräg von unten angestemmt werden. Zwei andere ergeben, durch aufgenagelte Leisten und Äste parallel gekoppelt, eine primitive Steigeleiter. Es duftet herrlich nach frischem Holz. Veronika wäscht an der Furt den Wagen. Hochbetrieb, kaum gönnen wir uns eine Essenspause.

Nachmittags wird die Luft schwül. »Gegen Abend gibt's vielleicht ein Gewitter«, meint Eugen, »wäre ganz sympathisch. Der Regen spült dann unsere Witterung weg. Jetzt wollen wir mal probeweise Kamera und Stativ aufbauen; die gröbste Arbeit ist fertig. Kannst Deine Kritik abgeben, Veronika.« Zustimmung, sogar Lob. Leider zeigt sich, daß der Raum bei montiertem Filmgerät für drei Menschen nicht ausreicht; auch die Belastung ist zu groß. Wir werden uns abwechseln müssen im Ansitzen.

Feierabend für heute, nein, für länger, für zwei oder drei Tage! Das Flußgehölz muß sich nun selber überlassen bleiben; durch unser Gehämmer und Umherlaufen sind die Wildtiere dieses menschenungewohnten Winkels gewiß sehr beunruhigt. Die Grizzlies sollen aber, wenn sie kommen, einen Gruß von uns vorfinden: wir tröpfeln Sirup und Honig auf die beiden Bären-

wechsel, an die kleine Gebüschkuppe und in die Senke, streichen da und dort auch etwas davon an die benachbarten Bäume.

Bei schon beträchtlicher Dämmerung beginnt die Abfahrt nach Banff; der Ort liegt fast 400 m unter uns. Je mehr wir eindringen in den Wald, um so erwartungsvoller sind wir, mit den Augen, mit dem Gehör. Wenn nur der Automotor nicht so laut jammern wollte! Wir brauchen ihn als Bremse bei den vielen Serpentinen des engen Fire Road; ein Trudeln im Leerlauf ist unmöglich. Allmählich wird das Schattengeflecht der Bäume links und rechts so schwarz, daß die Scheinwerfer eingeschaltet werden müssen. Ein Wildkaninchen springt über den Weg, bald darauf ein Chipmunk, die Schwanzfahne hochgestellt. Eugen fährt fast ohne Gas im zweiten Gang, Fußgängertempo. Die Gefällstrecke verläuft nun eine Weile ohne Kurven gradaus. Plötzlich stehen im weit vorgreifenden Lichtstrahl mitten auf dem Road neun große Tiere, graubraun mit dunklen Hälsen, geweihlosen Köpfen: Wapitis! Fußbremse, anhalten! Langsam, ich möchte sagen: feierlich gemessen, schreitet das Kahlwild nach rechts in den Wald hinein, bleibt zwischen den vordersten Fichten stehen, schaut noch immer zu uns her, als der Wagen weiterfährt ...

15 Minuten später wird an der anderen Wegseite ein Hirsch sichtbar, ganz allein. Er bewegt sich nicht, zeigt weder Schrecken noch Scheu. Das Scheinwerferlicht läßt die spitzen, langen Zacken seines Geweihs hell aufblinken, und während das Auto an ihm vorüberrollt, dreht er den Kopf in unserer Fahrtrichtung mit, so daß Stirn, Augen und Geweih dauernd uns zugewandt sind – als wolle sich der 'Herr der Wälder' vom Verschwinden der Eindringlinge genau überzeugen.

Jetzt eine Kurve, gleich danach eine Lichtung im Wald. Auf ihr ist lautloses, schattenhaftes Leben: 14, 16 Wapiti-Tiere ziehen äsend umher. Wir bringen den Wagen erneut zum Stillstand. Von Zeit zu Zeit nehmen die dunklen Gestalten ihre schmalen, schönen Köpfe hoch, schauen ins abgeblendete Scheinwerferlicht, machen ein paar Schritte dem Wald zu, drehen wieder, Köpfe nach vorn, vielleicht neugierig, vielleicht überlegend – wer weiß es? Ich habe jedenfalls das Gefühl, Zeuge einer Versammlung edler, adeliger Geschöpfe zu sein. Der Wald nimmt sie schließlich auf; er ist ihre schützende Heimat seit vielen Generationen. Wir Menschen blicken in die Nacht, in die nun wesenlose, schweigende Finsternis. Da schwingt von oben her, dort, wo der einsame Ge-

weih-Hirsch stand, die schrille, tremolierende Fanfare des Brunftrufs über den Wald. Es kracht und knackt im Holz. Das Rudel darf sich nicht zu weit entfernen, muß zusammenbleiben, so will es sein Wächter, sein Herr.

Intermezzo: Bärensprung!

Das erwartete Gewitter kam nicht, im Gegenteil, die Nacht wurde kalt. Jetzt, am Morgen, ist stechende Sonne und schwerer Chinook. Veronika und ich sind Föhn-schlapp; sogar Eugen hat wenig Unternehmungslust. »Laßt uns einen faulen Tag machen am Muleshoe-See! Dort gibt's zum Glück keine Mücken«, schlage ich vor. Auf dem Highway liegen schon einige abgewehte, goldgelbe Aspenblätter, und im Wald leuchten zwei blutrot flammende Laubkronen zwischen dem Nadelholz.

Wir gehen diesmal an der anderen Seeseite entlang, vor bis zur großen Biberburg, entdecken eine neue Schlupfrinne, 30 cm breit, 80 cm tief, trocken, mit nur wenigen Schleifspuren. Vermutlich ein Notausstieg; er führt rechtwinklig vom Ufer weit in den Wald hinein. Das Wasser glitzert, hat hüpfende Wellchen. Der Föhnwind bläst stoßartig, reißt Eugen die Mütze vom Kopf, wirft das an einen Baum gelehnte Stativ um. Kein Biber zeigt sich, keine Ente und auch kein Elch.

»Vielleicht ist drüben was los, bei den gefällten Aspen?« Auf dem Weg dorthin kommen wir zu einem erstaunlichen Baumstumpf. Die Schnittfläche läßt zwar noch deutlich die Spuren der Biberzähne erkennen, hat sich aber rußigschwarz verfärbt, muß mindestens ein Jahrzehnt lang Wind und Wetter ausgesetzt sein. Am meisten erstaunt mich ihre Größe, die Ausdehnung. Gut, daß ich ein Metermaß bei mir habe; vor Zeugen kann ich 61 cm als Stammdurchmesser feststellen. Eigentlich unfaßbar für meinen Verstand: ein kaum meterlanges Tier hat diese Leistung vollbracht, irgendwann, mit seinen vier bogig gekrümmten, orangefarbenen Schneidezähnen!

Kurz vor dem Bahndamm sichtet Veronika reife Beeren im Gestrüpp. Regenkapuze aus dem Umhänge-Beutel, pflücken, ernten, waldeinwärts verschwinden! »Laß sie«, sagt Eugen, »mir ist eine Pause recht. Das eine Stativbein hat beim Umfallen einen Knacks abbekommen. Muß versuchen, ob ich's

reparieren kann.« Er legt das Stativ auf den Waldboden, hockt sich vorgebeugt darüber und bastelt. Ich setze mich an die Dammschräge, zünde mir eine Pfeife an, schaue hinaus auf den See. Die Natur schweigt in der Mittagshitze; auch der Wind hat aufgehört. Nach einer Weile ist mir, als sei hinter meinem Rücken etwas im Gang. Ich drehe unwillkürlich den Kopf, sehe in der gleichen Sekunde am 2 m oberhalb blinkenden Bahngeleise einen schwarzen Bärenschädel auftauchen. Später, in der Rückerinnerung, bildete ich mir ein, der Blacky habe ein verdutztes Gesicht gemacht. Auch ich war wohl ziemlich verdattert, öffnete wahrscheinlich den Mund, um Alarm zu rufen. Aber dazu kam es nicht: schon schlitterte der gar nicht kleine Bär abwärts. Er rutschte jedoch nur ein Stück die Dammschräge entlang, stieß sich dann ab zu einem Weitsprung, sauste an mir vorbei, über den am Boden kauernden Stativ-Bastler hinweg, vor zu einem dicken Baum und kletterte an ihm empor, mit hastigen Klimmzügen.

»Nanu, da ist doch grad was Schwarzes durch die Luft geflogen, dicht bei meiner Schulter«, ruft Eugen und richtet sich hoch. Ich schlucke ein paarmal, zeige mit der ausgestreckten Hand: »Ein Blacky, dort am Baum erholt er sich von seinem Sprungrekord.«

Die anschließende Diskussion war sehr lebhaft, und es brauchte allerlei Überredungskünste, bis die beerenbepackt zurückkehrende Veronika unserem Bericht Glauben schenkte. Zur Strafe haben wir ihre gesamte Ernte aufgegessen, lagen dann alle drei rücklings an der Dammschräge, wie lahme Winterfliegen. Auch der Bär rührte sich nicht. Ich bin der Meinung, daß ihm das Abenteuer am meisten auf die Nerven ging. Er dachte natürlich nie daran, uns anzugreifen, muß, als er ahnungslos über die Schienenschwellen tapste und Menschen unter sich erblickte, derart erschrocken sein, daß er verkehrt schaltete und vorwärtslief, statt nach hinten.

Der Rest des Tages brachte keine neuen Sensationen, der Abend auch nicht. Kurz vor Banff fuhren wir an zwei Wapitimüttern vorbei, die mit ihren großen Kälbern im Gras lagen. Drunten auf der Vermilion-Bucht, zwischen dem Schilf, stand reglos ein Volk Kanadagänse. Ob der Chinook auch die Tiere schlapp macht? Beim Blacky wirkte er sich allerdings gegensätzlich aus.

Vor dem Zubettgehen sah ich lang zum Nachthimmel empor. Er war fast schwarz; nur schemenhaft geisterte dann und wann ein blasser Mond zwischen

den Wolken. Dadurch bekam ich einen realen Begriff vom Tempo ihres Dahinrasens. Bruno, den wir im Bier-Parlor getroffen hatten, sagte uns schon, abends sei mehr als Windstärke 9 gewesen, also schwerer Sturm! – Nun, wir wollen mal ausprobieren, wie man bei Orgelmusik schläft . . .

Ich verpasse Eugens großen Augenblick

In der Nacht weckte mich viermal ein wild hämmernder Platzregen. Dauergeschütt fast den ganzen Tag. Die Schwüle weicht dennoch nicht. Veronika und ich arbeiten auf der Bibliothek und im Indianer-Museum. Abends, während der gewohnten Pirschfahrt an den Seen, klärt es ein wenig auf. Mein Götterthron ist schmutziggrau geworden; der Föhn hat allen Schnee aufgefressen, am Gipfel, an den horizontalen Bändern der Kopfstütze und der Armlehnen. Als dann ein überweißes, kalkiges Licht aus dem Gewölk sticht, wirkt der Berg böse, beinah schwarz.

Nicht günstig für die Entwicklung der Wapitibrunft, dieses dämpfige Wetter! Bald sehen wir neben der hohen, breit bemantelten Douglastanne zwei Hirsche, sogenannte Schneider mit noch kleinen, schon gefegten Geweihen. Wäre die Rudelbildung vollzogen, würden sie beim Mutterwild stehen, vom Platzhirsch großmütig geduldet.

*

16 Stunden später, gegen Mittag, fahren wir erneut ins Spray-Hochtal hinauf. Unser Wagen-Innenraum duftet, trotz der offenen Fenster, nicht nach Rosen, sondern nach dem übergroßen Fischkopf, den Eugen 'seinen' Grizzlies mitbringen will. Schon gleich nach dem Erreichen des ersten Bergsattels hören wir ganz nah einen – wie mir scheint – zornigen Wapitiruf. 40 m schräg über uns am Hang, zwischen Fichten und Aspen, sehen wir einen starken, massigfeisten Hirsch. Er hat 14 lange, nach hinten gereckte, helle Geweihzacken. Kopf und Hals schwarzbraun, Körper fast sandfarben, der große Spiegel gelblichfahl. Mitten im Traversieren des Waldhangs bleibt nun der Wapiti vor einer jungen, buschigen Aspe stehen und – zertrümmert sie. Er haut von links und rechts sein Geweih in die schmale, grün- und gelbgefleckte Krone. Immer wieder senkt sich der Schädel, Übermut oder wirklich Zorn? Beides trifft nicht

zu. Durch das Glas entdecke ich, daß von der linken Augsprosse ein braunwolliger Faden herabhängt, über die Stirn, fast bis zur Nase. Deswegen schrammt das Geweih wild am Aspenstämmchen entlang, deswegen spritzen Zweigstücke nach den Seiten, schwankt das Bäumlein, knickt schließlich um: der Hirsch will und muß den Bast wegschlagen.

Oben vor der Camp-Baracke füllt Lenn Dieselöl in seinen Traktor. »Ihr könnt heute Glück haben, Folks. Aber seid vorsichtig. Am frühen Morgen sah ich eine Graubärin mit Jungen; die Mütter greifen oft blitzschnell an.« Eugen lacht, stellt das Auto neben die Hütte; wir zwei Männer ziehen los. Veronika opfert sich, bleibt hier und tippt Antwortbriefe.

Am Köderplatz ist nichts mehr von unseren süßen Gaben. Die mit Honig bestrichenen Rindenstücke, die Tropfstellen auf der Erde und am Buschhügel sind von Bärenkrallen arg zerschrammt worden. Eugen spendet neue Verlockungen, steckt die noch nicht ganz leeren Blechbüchsen in die Bärenwechsel und legt den Ambrosia-Fischkopf schaugerecht vor die Senke.

Als erster klettere ich auf die Kanzel, ein wenig mühsam. Eugen hat aber die schwerere Arbeit; er muß mir Stück um Stück das Arbeitsgerät nach oben reichen. Dann sitzen wir dreieinhalb Stunden in der Wipfelregion, bis zum letzten Abendlicht.

Unter uns sprudelt, plätschert das Wasser des Spray-Seitenarms über den Kies, und dennoch ist die Welt still. Schon nach wenigen Minuten hat sich der monotone Singsang ins große Schweigen eingeordnet. Alle Unrast endet; wir haben Zeit. Wenn wir die Ferngläser hochnehmen an die Augen, geschieht es langsam. Ruckende Bewegungen würden jedem Tier auffallen, das irgendwo aus seinem Versteck heraustreten will. Es gibt viele Möglichkeiten dazu; unsere Blicke bemühen sich, die Nähe und die Ferne Meter um Meter abzutasten. Vom Fire Road huscht eben eine Maus in die Senke: der Fischkopf bekommt seinen ersten Besuch. Am linken Bärenwechsel blinkt eine der eingegrabenen Sirupbüchsen. Das Aspengehölz hinter der Senke grenzt an einen mählich ansteigenden Waldberg, der vor Jahrzehnten abgebrannt ist. Aus der braunen Hangerde starren verkohlte Stümpfe; aschgraue Stangen liegen wirr durcheinander. Doch schon erobern sich neue, grüne Fichten die Halde, streben vereinzelt sogar über die Vorbergkuppe hinweg zum nächsten, höheren Berg. Er ist geröllbedeckt; Büsche sind dazwischen und große Stein-

brocken. An der Baumgrenze, 300 m über uns, behauptet sich eine einzelne, knorrige Wettertanne. Dann beginnt die fast senkrechte Felswand, endet in einem lang ausschwingenden Zackengrat. All dies breitet sich vor uns aus, unmittelbar der Baumkanzel gegenüber, so als hätte die Natur für Eugen und mich ihr großes Bilderbuch zur Panorama-Schau geöffnet. Im Spätmittagslicht entsteht eine dauernd sich verändernde Farbigkeit: der Kalksteingrat wirkt hellgelb, fast weiß; lange, schwarze Schatten greifen über die lackgrünen Fichtenmäntel. Silberwolken ziehen durch die Himmelsflur, die transparent ist wie zartes, blaßblaues Seidenpapier. Es wird schwierig sein, zwischen den grauen Steintrümmern, den herbstroten und den fahlen Büschen, zwischen der dunklen Erde und dem hellen Geröll einen Grizzly zu erkennen, wenn er vom Beerenhang zum Flußtal heruntersteigt. Sechsmal habe ich schon Eugen angestupft; immer schüttelte er verneinend den Kopf. Und immer wieder, mit leisem Schmunzeln, hole ich mir durchs Fernglas meine Trugbären an die Augen heran: den Baumstumpf, den Schattenklecks vor zwei gelben Aspen, eine halbrunde Erdaufwölbung, einen vergilbten Strauch.

Als die absinkende Sonne ihre schrägen Lichtstrahlen auf die Waldflanke legt, kommt über den nun goldblinkenden Grat ein Adler geflogen, kurvt, segelt unsagbar schön und kühn im Luftraum. Plötzlich gleitet er dicht an der Felswand abwärts, so tief, daß ich vermute, er habe von oben her den Fischkopf entdeckt, stoße zielgenau zur Senke am Fire Road und raube den Grizzlies unser Gastgeschenk. Nein, er dreht ab, verschwindet in der Mulde zwischen den hintereinandergestaffelten Waldbergen.

Dafür besuchen uns drei Whisky Jacks. Der eine von den hellgrauen Hähervögeln baumt im Wipfel der Kiefer auf, die links neben unserer Kanzel steht; ich fürchte schon, er werde dort oben zetern und spektakeln. Aber er schaut nur sehr neugierig mit den schwarzglänzenden Äuglein zu uns herunter und fliegt stumm davon. Wenig später landet in den Tarnzweigen über der Kamera ein weißer, mottenähnlicher Schmetterling, spaziert und gaukelt minutenlang um uns herum. Er entfernt sich erst, als Eugen behutsam den Belichtungsmesser vorschiebt. »In der Senke ist kein Licht mehr; am Hang würde es noch reichen.« Ich erschrecke fast über die geflüsterten Worte; wir haben bis jetzt geschwiegen, schweigen nun weiter, suchen mit den Gläsern, hoffen. Der Adler segelt noch einmal heran. Auf den Berghängen rührt sich nichts; sie

verschatten mehr und mehr. Die letzte Farbigkeit hält nah beim Wasser eine kleine Aspe; ihre Blätter bewegen sich, haben Goldhauch-Tönung.

»Wollen wir runtersteigen? Frierst Du auch«, frägt Eugen. Oh, meine Hände und Füße sind längst wie abgestorben; Septemberabende in fast 2000 m Höhe eignen sich schlecht zum reglosen Daueraufenthalt im Baumwipfel. Trotzdem möchte ich noch eine halbe Stunde sitzenbleiben, möchte das Vorrücken der Nacht erleben. – Ich habe es nicht bereut: still, in feierlicher Ruhe, ging die Pflanzennatur zu Schlaf ...

Wir Menschen sind dann samt den Geräten tastend, rutschend, etwas steifbeinig die Leiter abwärtsgeklettert, durch den Wald, über die Brücke, vor zum Fire Road. »Jetzt brauchst Du nicht mehr zu flüstern, im Gegenteil, Du kannst laut singen«, sagt Eugen. »Falls der horribilis irgendwo im Gebüsch steht, *soll* er uns hören, soll ausweichen und uns vorbeilassen. Hier am Spray sind die Burschen ja noch lichtscheuer als in Jasper.«

Veronika beklagte sich, durchaus zu Recht, wegen der verspäteten Rückkehr. Sie hatte sich Sorgen um uns gemacht; das Essen stand längst fertig auf dem Herd. Nun, die Wärme in der Camp-Küche tat uns jedenfalls wohl, und es wurde noch sehr gemütlich: Lenn und Maggie feierten ihren neunten Hochzeitstag; die ganze Belegschaft feierte mit. Lachen und erzählen. Der eine Arbeiter brachte Versteinerungen herbei, wollte die Belemniten, die Donnerkeile, erklärt haben; ein anderer kam auf Grizzlies zu sprechen: »Haben auch ein Herz im Leib! Packen zu, wenn's nötig ist. Ich war vor Jahren Holzfäller im Norden. Trostlose Gegend, viel rauher als hier. An einem Junimorgen sah ich, wie eine Graubärin über einen Gebirgsfluß weg wollte. Sie stand am Ufer. Plötzlich kamen zwei noch kleine Junge zu ihr. Mutter geht gleich ins Wasser, die Cubs folgen. Die Alte schwimmt gut; aber die Kinder werden bald von der Strömung abgetrieben, zappeln, strampeln, drehen sich, tauchen unter, plagen sich sehr, bis sie wieder bei der Einstiegstelle landen können. Die Bärin ist inzwischen am anderen Ufer, schaut sich um, sucht – keine Kinder im Fluß! Jetzt entdeckt sie die nassen Bürschlein auf dem Kies, schwimmt schnell zurück, legt sich längelang und bäuchlings nah bei den Jungen ins seichte Randwasser, brummt, schnaubt ein paarmal. Die beiden begreifen, krabbeln auf ihren Rücken. Sie schiebt sich sofort raus in den Fluß, bringt ihre Brut auch glücklich hinüber. Hat mir imponiert.«

Um 1/2 10 Uhr verabschieden wir uns. Die Männer müssen morgens sehr früh an die Arbeit, und wir haben am Vormittag zwei wichtige Besprechungen in Banff. »Dann kommen wir gleich wieder zu Euch rauf! Bestellt uns ein paar Grizzlies an die Kanzel«, sagt Eugen. »Wenn's nicht regnet«, lacht Boß Lenn. Wahrhaftig, das Wetter ist wieder mal in kürzester Zeit umgeschlagen; nichts mehr von Kälte – Dunst, Mond hinter dicken Wolken. In der zweiten Hälfte der Abfahrt brauchen wir schon den Scheibenwischer. Dennoch greift uns das Scheinwerferlicht ein groteskes Tierpaar aus der Waldfinsternis: Zwerglein und Riese. Gegenläufig, zur gleichen Sekunde, ziehen sie über den Fire Road, ein Wapiti und eine dunkelgraue, nasse Maus.

*

Als wir anderntags erneut am Köderplatz umherpirschen, gibt uns der vom Regen aufgeweichte Erdboden genauen Aufschluß über das Geschehen der Nacht. Es war allerlei Betrieb; der Buschhöcker oberhalb der Senke ist voll von Bärenspuren. Übereinander, stufenförmig, sind die Siegel eingetreten. Der tiefste, breiteste Prankenabdruck läßt sich ein ziemlich langes Stück auf dem Bärenwechsel verfolgen: hier blieb der Graue stehen, hat die eine Sirupbüchse ausgebuddelt; sie liegt, leergeschleckt, seitwärts im Gestrüpp. 3 m davon entfernt sind Kratzspuren am Baum, dort, wo Eugen Honig auf die Rinde strich. Niedergedrückte Zweige; der Bär schlug einen Haken, seine Fährte führt im Halbkreis um die Senke herum zur Erdaufschüttung. Auch die kleineren Abdrücke beweisen, daß kein Grizzly gradlinig aus dem Wald zur Senke vortrat, sondern daß sie alle umsichtig und weit ausbuchtend anrückten. Der Fischkopf ist selbstverständlich verschwunden, die zweite Blechbüchse ebenso. Gut, daß wir Ersatz mitgebracht haben. »Mindestens ein Jungbär muß heut nacht dabeigewesen sein«, ruft Veronika. »Dort von der Buschkuppe schlitterte er ein paarmal in den Graben; seht Ihr die breite, glattpolierte Rutschbahn?« – »Ja«, sagt Eugen, »ich hab' außerdem die andere Büchse gefunden; Kratzer sind an der Innenwandung. Der Schlecker hat sie wohl mit den Pfoten blankgeputzt. Jetzt sollten wir aber verschwinden; sonst riecht es hier noch am Abend überdeutlich nach Mensch.«

In Maggies Küche kocht Veronika; gegessen wird im Freien. Freundlicherweise scheint die Sonne. Vor 1/2 6 brauchen wir nicht zur Kanzel. Um 5 Uhr kommt der Arbeiter-Truck vom Süden her über den Fire Road; erst dann

wird es still am Köderplatz. Eugen schaut immer wieder zum Himmel hinauf. »Sieht nach beständig aus. Man sollte sich Decken mitnehmen und über Nacht droben bleiben; ich hätte so die doppelte Filmchance – abends und bei der Frühdämmerung. Ihr zwei könntet im Wagen vor dem Camp übernachten. Oder machst Du mit, PE?«

Ich will gern. Veronika meint allerdings, von ½6 Uhr am Abend bis zum anderen Morgen sei es lang, in der Nacht wahrscheinlich auch sehr kalt. Wir sollten mindestens die Schlafsäcke mitnehmen und uns auf den Kanzelboden legen bis zum Morgengrauen. »Geht nicht«, erklärt Eugen, »das große Stativ muß dort stehen, Teleoptik genau auf die Senke eingerichtet, so daß ich nur den Knopf zu drücken brauche. Bestenfalls könnte ein Schlafsack aufs Bänkchen. Die Kanzel ist halt zu eng.«

Wir schweigen. Jeder hängt seinen Gedanken nach. In mir klärt es sich schon nach kurzer Zeit: am Jasper Dump hatte Eugens Kamera weit geringere Ausbeute als meine Augen. Hier, von der Baumkanzel her, kann er zu einem Filmschuß in der freien Natur kommen, auf Flußbett, Senke oder Berghang. Ich darf ihm die Chance des ungestörten Morgenansitzes nicht nehmen. Ein richtiger Kamerad muß auch mal verzichten können.

Zehn Minuten später ist das Programm festgelegt: Eugen und ich machen den Abendhock gemeinsam, kommen zwischen 9 und ½10 Uhr zum Camp zurück, essen eine warme Suppe. Eugen geht allein wieder los, und morgen früh, wenn die Wegebauer zur Arbeit fahren, besuche ich ihn. Wir können dann noch ein paar Stunden miteinander auf der Kanzel bleiben.

Kurz nach 5 Uhr marschieren wir schwerbepackt ab: Film- und Fotokameras, Stativ, Schlafsack, Luftmatratze, Decken, Wollpullover, Äpfel und Vesperbrote. Lautlos, im Bogen um die Senke herum, durch den Wald, leiteraufwärts zur Kanzel. Einrichten der Kameras. Vogelruf: der erste Whisky-Häher fliegt heran, überzeugt sich von unserer Anwesenheit, verschwindet schweigend. Wir Menschen schweigen auch; nur die Spray-Wellen plätschern.

7 Uhr. Die Abenddämmerung fällt heute besonders langsam in unser Flußtal. Noch kann ich alle Herbsttönungen klar unterscheiden, lächle meinen Trugbären zu, suche aber vergeblich echte Grizzlies an den Berghängen. Der Nordhimmel ist flaschengrün; die graubäuchigen Wolken haben einen violetten Hauch. Nach Osten zu sind sie silberweiß mit goldenem Saum. Der Zick-

zack-Wechsel der Wapitis zieht eine helle Ritzspur in die Geröllhalde. Neue Erkenntnis für mich: die Aspenbäume verfärben sich von unten nach oben; in Bodennähe sind die Blätter golden, in der Mitte fahl, im Wipfel noch grün.

Zwei Whisky Jacks erscheinen, huschen und jagen sich fast zehn Minuten lang um und über unsere Kanzel, geben merkwürdige Töne von sich – Gurren, Balzlocken. Ist doch unzeitgemäß im September?

1/2 8 Uhr. Es wird kalt. Lodenmäntel zuknöpfen, Wolldecken um die Schultern, Handschuhe über die Finger! Ein Singvogel-Stimmchen klingelt zart in den Büschen. Dann kommt noch einmal der Häher zu uns zwei Vermummten, rätscht kurz und beginnt eine seltsame Unternehmung: er fliegt von der linken Stützkiefer der Kanzel schnurgerade über das Kiesbett und den Fire Road in die Senke, steigt gleich wieder hoch, kehrt in die Kiefer zurück, blickt uns an, wiederholt den Flug, sechsmal hintereinander. Er baut eine Luftbrücke zwischen Eugen und seiner Grizzly-Hoffnung. Ganz stumm, als wolle der kluge Vogel den vielleicht eben jetzt anrückenden Grauen nicht vergrämen, wolle ihn schnell ins letzte Abendlicht hervorholen. – Leider war dieser guten Absicht kein Erfolg beschieden.

Zwanzig Minuten später ist es völlig dunkel. »Steigen wir runter«, flüstert Eugen. Zuvor wird ein großes Plastiktuch auf das Arbeitsgerät gelegt, der leere Rucksack über die Kamera gestülpt. Vortasten durch den finsteren Wald. Draußen auf der Buschfläche ist noch etwas Helligkeit; meine Blicke suchen, neugierig und mit leiser Spannung. Wenn sich nun plötzlich ein Silvertip hochrichtet, ein horribilis? – Oh, keine Bange! Die Grizzlies schlecken wahrscheinlich in diesem Augenblick unseren Honig von den Bäumen an der Köderplatz-Senke. Dafür schrillt vom Berg her das langgedehnte Tremolo eines brunftenden Wapiti, und schon antwortet ein zweiter, wesentlich näher.

*

10 Uhr abends in der Camp-Baracke. »Die heiße Suppe war eine gute Idee von Dir; vielen Dank, Veronika. Jetzt spaziere ich los, rauf auf die Kanzel. Wird mir nun gewiß mollig warm sein im luftigen Schlafsalon«, verabschiedet sich Eugen. Veronika drückt ihm noch schnell die teegefüllte Thermosflasche in die Hand. »Doppelt genäht, hält besser. Kannst auch den Grizzlies etwas davon spendieren«, lacht sie.

Ich bleibe unter der Tür stehen. Meine Augen müssen sich erst mal vom grellen Licht der Gaslampe umgewöhnen an die Dunkelheit. Aha, dort ist die Silhouette unseres Wagens. Mit Veronika darauf zu! Rascheln, schubbern. Ein schwarzes, kurzbeiniges Tier zwängt sich zwischen Stoßstange und Bereifung hervor, flüchtet. Junger Blacky? Vielleicht ein Porcupine, der uns noch immer unbekannte Stachler? »Knips doch die Taschenlampe an«, brumme ich. Veronika wird die Worte nicht gehört haben, denn gleichzeitig schreit ein Wapiti, schrill und sehr laut. Er muß ganz nah sein, drüben auf der Kiesrampe. »Siehst Du ihn?« Die Falkenäugige schüttelt den Kopf. Neuer Hirschruf, am linken Waldhang. Unser Wapiti gibt Antwort, nicht mehr aus unmittelbarer Nähe; er zieht wohl dem andern entgegen. Nun rufen sie beide, schweigen dann. Vorbei? Nein, mit immer kürzeren Pausen, bald nah, bald ferner, tönt der herausfordernde Wechselgesang, steigert sich, verebbt, kommt wieder, füllt das Kuppelrund der Nacht.

Wir Menschen müssen schließlich der Kälte weichen. Schlafsäcke sind eine wohltuende Erfindung; sie nützen uns hier im Auto, hoffentlich auch Eugen oben auf der Baumkanzel. Am liebsten würde ich zu ihm gehen; der Mond ist inzwischen über den Berggrat hochgestiegen und macht die Nacht hell. Aber vielleicht schläft Eugen trotz der Wapiti-Musik, oder er filmt einen mondbeschienenen Grizzly, den ich ihm dann durch mein Heranstapfen vergräme. Also vernünftig sein, im Auto bleiben und den Rest der Nacht verschlafen! Veronika tut es bereits, bis zur Nasenspitze zugedeckt. Sie merkt nichts davon, daß dreimal das Schattentier – doch wohl ein Blacky – an der Blechverkleidung des Wagens kratzt. Ich döse zwischen Wachträumen, Eulenruf und fernem Hirschgesang, bis mich ein melodischer, laut hallender Doppelton endgültig weckt. 5 Uhr 45! Lenn, der Boß, schlägt mit einem Holzhammer erst auf das große Sägeblatt, dann auf ein dickes Rundeisenstück, die beide neben der Barackentür aufgehängt sind.

Das Waschen geschieht heute nur andeutungsweise. Schnell in die Kleider; ich zapple vor Neugier auf die Geschehnisse am Köderplatz. Wenn bloß der Truck abfahren wollte. Warten! Ich darf nicht vor ihm drüben sein; jede ungestörte Minute bei Morgenlicht ist wichtig für Eugen. Weil jedoch Lenn immerzu am Motor herumhantiert, ihn warmlaufen läßt, die Mannschaft noch frühstückt, wandre ich schließlich los. Auf halbem Weg überholt mich das Ar-

beiter-Fahrzeug; es wird bald an der Senke entlangrumpeln und die Tiere verscheuchen, die sich – hoffentlich – bis jetzt dort aufgehalten haben. Ich brauchte also nun nicht mehr geräuschlos voranzupirschen, doch ich setze meinen Stolz darein, unbemerkt über den Steg, durchs Gehölz und an die Kanzel zu kommen. – Es gelingt. Aber ich kriege einen Mordsschrecken. Die sonst am Aufstiegbaum festgebundene Leiter liegt an der Erde; Eugen kauert in sich zusammengesunken oben auf dem Bänkchen. Was ist geschehen? Mein Herz rattert. Ich rufe heiser »hallo«!

Gott sei Dank; Eugen fährt hoch, reibt sich die Augen, sieht auf seine Armbanduhr, übers Geländer zu mir und sagt, noch ein bißchen verstört: »Du, ich muß grad eingeschlafen sein, aus Freude. Komm schnell rauf! Vor zehn Minuten hab' ich drei Grizzlies gefilmt.«

Normalerweise hätte ich allerlei Zeit gebraucht zum Aufstellen der Leiter und zum Hochentern; jetzt sitze ich schon nach einer halben Minute neben Eugen. Er hält mir den noch warmen Teerest entgegen und seinen Tabaksbeutel, dreht den Kopf der Morgensonne zu und beginnt zu erzählen: »In der Nacht war nichts Gescheites los, nur Wapiti-Gepfeif, aus Eurer Richtung. Im Mondschein sah ich jeden Grashalm, auch die Maus, die aus der Senke hochstieg. Hab' meine Optik auf sie scharf eingestellt. Gegen Mitternacht schlupfte ich in den Schlafsack, warf zuvor die Leiter um, weil ein Blacky zwischen den Kiefern herumgeisterte. 'Er braucht's ja nicht allzu bequem haben mit dem Hochsteigen', dachte ich und schlief bald ein. Um 1/2 6 Uhr wach, draußen dunkel. Trotzdem in Positur gegangen, Beine und Füße aber noch im Schlafsack. Morgendämmerung beginnt. Kamera kontrolliert, Federwerk aufgezogen. Will mir eben meine Pfeife anzünden, als von hinten aus dem Wald ein Wapiti kommt, junger Herr mit acht Enden. Er überquert das Flüßlein, geht am Bärenplatz vorbei, ohne Schreck-Anzeichen. War also kein Grizzly dort in der Nacht! Bald ist der Hirsch am Waldhang, zieht durch die Runse hoch, schnuppert, dreht sich ein paarmal, biegt dann etwas zur Seite, geht aber zügig weiter hoch. Ich beobachte ihn durch den Kamera-Sucher, schwenke mit; bei der Teleoptik ist der Hirsch bildfüllend, bis er im Sattel zwischen dem ersten und zweiten Waldberg verschwindet. Dort wird wahrscheinlich noch saftige Grasäsung zu finden sein. Durchs Fernglas sämtliche Hänge abgesucht: nichts bewegt sich. Kein Laut, nur Wassergeplätscher unter

mir. Plötzlich puppert es links draußen im Tal; der Boß läßt wohl den Truck-Motor warmlaufen.«

»Ja«, unterbreche ich, »und im gleichen Augenblick bin ich vom Camp losmarschiert, stand schon längst wie auf Kohlen, wollte Dich aber nicht bereits vor dem Wagengerumpel stören.«

Eugen klopft mir auf die Schulter: »Zuviel Rücksicht! Grad jetzt kam der große Moment. Ich denke eben noch: 'Pack das Kamera-Zeug zusammen; bist wieder mal nutzlos herumgehockt', da sehe ich drüben am Hang Bewegung. Drei ziemlich dunkle Tupfen, genau dort, wo vorhin der Wapiti schnupperte. Einer ist etwas größer. Schwarzbärenfamilie? Glas nachreguliert. He, braune Beine, Körper mehr nach Grau zu, gerader Rücken, beim Großen fast ein Nackenhöcker, breiter Kopf – Grizzlies, Mutter und zwei Junge. Mensch, im besten Morgenlicht!! Dabei tuckert auf dem Fire Road das dicke Auto. Die Grizzlies sind hinter einem Busch hervorgekommen, ziehen schräg abwärts über den Hang, erst die Alte, dann nah hintereinander die Kleinen, gar nicht hastig, den Fichten zu. Ein neuer Busch verdeckt sie. Wieder sichtbar geworden. Aber die Gesellschaft geht jetzt aufwärts, ganz ohne Deckung, in schnellem Troll. Durchs Gestrüpp, in den Geländesattel hinein. Verschwunden, endgültig! Wenn schon – bei mir hat alles ganz anständig funktioniert: die Kamera schnurrte von der ersten Sekunde an; sie war ja seit meiner Hirsch-Beobachtung genau eingestellt. Automatisch muß ich das Fernglas weggetan und durch den Sucher geguckt haben, in der Bewegung mitgezogen sein. Na, und jetzt hab' ich endlich mal drei Grizzlies bei Sonne auf dem Film. Bloß eines verstehe ich nicht, daß ich vom Fleck weg eingeschlafen bin ...« – »Begreif' ich gut! Die Anspannung war vorbei und Deine Freude zu groß. Ich freu' mich mächtig mit Dir. Und wie wird erst Veronika begeistert sein! Wir wollen bald zu ihr ins Camp.«

Eine Stunde bleiben wir noch, dann zusammenpacken, absteigen, schnell zum Köderplatz! Dort sind keine neuen Bärenspuren. Unser Abfährten gestern mittag, die Schuh- und Menschenwitterung, hat wohl auch noch in der Nacht die Grizzly-Nasen abgeschreckt. Vielleicht wollte vorhin das Muttertier mit den Jungen zum Honig runter, ist aber dann durch den Truck verscheucht worden. »Hast Glück gehabt, Eugen, ihr Weglaufen über den offenen Hang war wahrscheinlich die einzige Gelegenheit zum Filmen.«

Eine Entdeckung wartete jenseits der Senke auf uns; sie machte uns ein wenig traurig. In jeder der beiden Blechbüchsen, die wir gestern mittag auf dem Bärenwechsel eingegraben hatten, lag ein Mäuslein, tot, ertrunken, erstickt im Honig. Der Duft der Süßigkeit muß die kleinen Huscher in der Nacht herangelockt haben; sie beugten sich über den Rand, rutschten an der glatten Blechwand nach unten. Ihre Bauchhaare klebten am Honig fest, und je mehr die Füßchen zappelten, um so tiefer sanken Kopf und Körper ein. Ich möchte wünschen, daß es doch ein Tod in Wonne war, ein Schwelgen bis zum letzten Atemzug ...

Wir sind stumm beim Rückmarsch über den Fire Road, Eugen wahrscheinlich vor Müdigkeit, ich, weil ich eben doch ein Egoist bin oder – weil ich nicht egoistisch genug war. Hier auf diesem Weg ging ich vor anderthalb Stunden, bremste mich, um ja nicht schon vor dem ratternden Truck als Störung an der Kanzel anzukommen. Wäre ich zehn Minuten früher vom Camp fort und rascher gegangen, hätte auch ich die Grizzlies bei Morgenlicht gesehen.

Schluß, vorbei! Zunächst freut sich mal Veronika; sie gratuliert Eugen mit kameradschaftlicher Umärmelung und tischt wohlduftenden Kaffee auf. Aber ich merke, daß auch bei ihr was nicht ganz in Ordnung ist. »Hab' Blödsinn gemacht«, knurrt sie als Antwort auf meine Frage; »gleich nachdem der Truck fort war, bummelte ich still über das Camp-Gelände zum Wald. Kleine Biegung nach links. Da steht frei vor den Bäumen ein Wapiti mit tollem Geweih, Entfernung 15 Schritt. Das Fotokästchen hab' ich ja immer um den Hals hängen, Deckel offen. Hineingucken. Hirsch füllt die ganze Sucherfläche, dreht den Kopf zu mir. Abdrücken, Wapiti springt weg. Hinterher merke ich, daß die Blende viel zuwenig offen war für die hundertstel Sekunde.«

Nun, wir sollten heute noch allerlei Wapitis sehen. Fürs erste trübt der Himmel ein; dumpfe Wärme, und während der Talfahrt sprüht schon wieder Regen auf die Autoscheiben. Zwar brauche ich höchstens eine bis zwei Minuten, um das Fire Road-Schloß aufzuschließen, die beiden Schrankenhälften zur Seite zu schwingen, den Wagen durchfahren zu lassen und wieder abzuschließen; aber es genügt, um bis auf die Haut naß zu werden. Ich bin mir nicht sicher, ob das melancholische Pfeifen Bedauern sein soll oder ob mich der im Dunst hinter der Schranke stehende Wapiti verhöhnen will.

*

In Banff schüttet es wie aus Kübeln. Gut, daß im Brewster Block mehrere Duschräume sind; dort steigern wir die Wasserplantscherei. Wohltat, sich hinterher abzurubbeln und frisches Zeug anzuziehen! Bei heißem Tee ist sogar das Tagebuchschreiben erträglich, trotz der immer noch schwülen Luft. Um 5 Uhr klopft Eugen: »Gleich gibt's Sonne. Ich bin für eine abendliche Ruderpartie auf den Vermilion-Seen.«

Kühn, aber warum nicht? Das Tonbandgerät lassen wir zu Hause, nehmen nur die Handkameras mit. Im westlichen Wettereck hängt dickes, graues Wolkengebräu; es wird kaum zum letztenmal heute geregnet haben. Der Götterthron hat einen Prießnitz-Umschlag; in seiner steinernen Sitzmulde kochen milchige Schwaden. Leider nirgends Elche, weder am Waldsaum noch im Wasser! Wie gern würden wir mal wieder den blankgefegten Schaufler sehen! Dennoch ist die Bootsfahrt schön und ereignisreich. Wir entdecken eine neue, gar nicht sehr schmale Fahrrinne zwischen zwei Schilfbänken. Abgerindete Stücke von Aspenstämmchen schwimmen umher, auch Knüppel. Biber-Bezirk! Voraus ein niedriger Staudamm. Plötzlich ein klatschender Schlag; Veronika sieht eben noch den wegtauchenden Biberbuckel. Eugen rudert hart an den Damm heran. »Sapperlot, hier wird gebaut, und ich hab' die große Kamera nicht bei mir! Morgen nachmittag setzen wir uns an, das weiß ich. Drüben rechts kann man sich gut tarnen im Schilf.«

In der nächsten halben Stunde wurde ich zweimal beschimpft, erst von mir selber, dann von Veronika. Sie hatte Eugen beim Rudern abgelöst, kreuzte durch breite, noch grüne Platten von treibendem Hartgras über den offenen See, wollte in den Altwasserarm hinein und nachsehen, ob dort die Elchkuh mit dem Kalb stehe. Wir kamen am Fischadlerhorst vorbei, wurden mit hellem Pfeifen empfangen. Der Jungvogel saß ganz frei auf dem Nestrand, putzte sich die weiße Brust, hatte einen dicken Kropf. »Mußt doppelte Fischportion bekommen haben«, rief ich, und er antwortete so energisch, daß ich mich ärgerte, *bevor* Veronika feststellte, sie lasse sich nie mehr von mir beeinflussen – das Tonbandgerät gehöre nun mal zu jeder Pirsch, auch bei Wolkenhimmel. Die Adlerküken-Stimme hätten wir heute tadellos gekriegt!

Weil ich wirklich zerknirscht bin, steure ich schlecht. Unser Kahn fährt sich im Zweigwirrwarr des Altwassers fest, und ein zweiter Anschnauzer kommt auf mein Haupt! Schließlich treiben wir aber doch lautlos dem Sumpfwald

zu, an mindestens 20 Bisamratten-Wohnungen vorbei. Zwischen Schwemmholz und Schilf, von Grasbuckeln herunter, aus Wurzelgeflecht und Erdhöhlen, von überallher glitzern schwarze, wachsam-neugierige Augen.

Die Elchmutter und ihr Kind trafen wir nicht; doch als wir vom Boot ins Auto umgestiegen waren und schnell noch vom Highway zum großen Wiesengelände abzweigten, das in der Sommersaison von den Gästen des vornehmen Springs Hotel zum Golfspielen benutzt wird, ästen dort im Abendlicht 18 Wapitis. »Wenn nur endlich der warme Regenwind aufhören wollte«, dämpfte Eugen unsere Freude. »Was Ihr hier seht, ist noch lange nicht der richtige Brunftbetrieb. Kälter müßte es sein. Ihr würdet Augen machen.«

Noch einmal an diesem Abend prophezeit Eugen. Ich hatte ihn eingeladen, zur Feier des Grizzly-Glücks vor dem Schlafengehen in unserem Zimmer einen Schnaps zu trinken (in den Gaststätten wird ja kein Alkohol ausgeschenkt!), und weil die Luft unverändert schwül war, machte ich das Fenster auf, sah unter mir im Vorgärtchen an der Straße zwei Maultierhirsche Blumen abrupfen; sie kümmerten sich nicht um die vorübergehenden Menschen. »Warte noch drei Wochen, dann spazieren dort auch Schwarzbären, wenn sie nicht die Avenue bevorzugen«, sagt Eugen. Mag sein. Für heute habe ich der Sensationen genug! Es war ein randvoller und langer Tag.

Biber arbeiten am Staudamm

Morgens dicker Nebel. Dann Chinook mit stechender Sonne, anschließend Regen. Endlich, am Nachmittag, heiteres Wetter. Als wir das Boot vollpakken (diesmal kommen sämtliche Arbeitsgeräte mit!), sehen wir seltsame Unruhe auf dem Wasser: eine Gischtspur, nicht geradlinig, bald links, bald rechts ausbiegend, dennoch zu unserem Ufer drängend. Achtung! Ein Elch-Schmaltier hastet aufs trockene Land, prescht weiter, in den Wald hinein, 20 m links von uns. Auf der Flucht? Vor wem? Sind Wölfe hier? Wir können nirgendwo einen Verfolger entdecken.

Die Elchin ist mittlerweile den kleinen Hang hinaufgestürmt zum asphaltierten Highway, überquert ihn. Jetzt schaut sie kurz nach beiden Seiten, auch nach vorn, wo die Felsabsprengung aus der Zeit des Straßenbaus steil

emporführt, 80 m zu einem fichtenbestandenen Bergkopf. Ich hätte es nie für möglich gehalten: das Tier von der flachen Seeregion springt kühn die Steinsteile an, klettert, klettert. Die Lauscher sind zurückgelegt, nach unten gebogen, Kopf und Hals gesenkt. Geröllbrocken poltern. Die langen, dünnen Elchbeine mühen sich krampfhaft, rutschen ab, finden wieder Stand, greifen nach vorn, schaffen Stück um Stück den hetzenden Aufstieg. Eine Querrinne gibt die Möglichkeit, nun schräg zu den Fichtenbüschen vorzustoßen. Kuppe erreicht, Elchtier außer Sicht!

Drei, höchstens vier Minuten dauerte das spukhafte Geschehen im Sonnenlicht. Wir warteten noch eine Viertelstunde; kein anderes Tier kam vom See, drängte der Elchin nach. Und doch ist sie von panischem Schrecken gejagt worden! Nur Angst konnte das ruhige Elch-Naturell so aufpeitschen. Angst wovor? Ob drüben im Sumpfwald ein brunftender Schaufler das Jungtier allzusehr und grob bedrängte? Kaum anzunehmen, daß der Chinook Gipfelstürmer aus den Geschöpfen macht, die für gewöhnlich still am Ufer der Vermilion-Seen stehen.

*

Als wir nach diesem aufregenden Erlebnis unser Boot zum gestern entdeckten Biberdamm rudern, genießen wir verdoppelt die Stille des warm leuchtenden Nachmittags. Wir haben Zeit; in 20 Minuten werden wir bereits am Ziel sein, müssen wahrscheinlich noch lange auf die Biber warten. Spuren ihrer Tätigkeit zeigen sich allerdings schon jetzt: dort am Rand der rechten Halbinsel sehe ich eine Lücke im Schilf, den Beginn eines Biberpfades, und aus dem Wasser hasche ich mir ein Stammholzstück, 25 cm lang, 20 cm dick, zylinderförmig. An jedem Ende ist eine Zipfelspitze, nicht vom Schreiner gedrechselt; die flachen, parallelen Schnittkanten beweisen, daß Biberzähne als Werkzeug verwendet wurden. Meister Bockert hat wohl die Aspe zweimal angenagt, im Abstand von 25 cm, und als sie umfiel, brach das kurze Zwischenstück, das ich nun in meiner Hand halte, heraus. Oder wurde es gesondert abgeschnitten vom schon liegenden Baum? Veronika stellt sich auf die Bootsbank, sieht über das Schilf hinweg: »Dort hinten hängt eine große Aspe ziemlich schräg. Ob der Biber daran nagt?« – »Jetzt nicht. Vielleicht hat er heut nacht Probeschnitte gemacht, und der Chinook-Wind drückt sie allmählich um«, sage ich. »Setzt Euch bitte; wir sind gleich am Damm«, mahnt Eugen.

Der Kahn wird tief ins Schilfdschungel gestoßen. Wir haben so eine gute Deckung, sind in der günstigen Windrichtung und gegen Sonneneinfall abgeschirmt. Eugen klettert aus dem Boot. »Fein! Hier ist ein Erdhöcker; ich kann das Stativ einigermaßen fest draufstellen, sehe den Kanal entlang und bin trotzdem getarnt, wenn ich mich bücke.« Uns beide im Boot lockt diese Aussage, und weil der Biber jetzt bestimmt noch nicht kommt, betrachten wir kurz darauf gemeinsam von oben her den Damm. Er streckt sich 18 m von der einen Halbinsel zur andern, sperrt den Kanal, ist sichtlich noch in Bearbeitung, hat aber doch den Oberlauf der Wasserrinne schon um 20 cm aufgestaut. Frischer, naßschwarzer Schlamm liegt auf der jenseitigen Kante; Knüppel und ein Stämmchen ragen schräg aus dem Wasser. Veronika und Eugen balancieren über den Damm. »Vorsicht, macht nichts kaputt«, sage ich, und im gleichen Augenblick sinkt drüben ein Stiefel ein. Rückzug der beiden. Veronika kommt ins Boot und muß nun Eugen zurufen, daß auf unserer Seite Wasser aus der Knüppelschichtung sprudelt, genau dort, wo der Damm nachgab. Nicht viel, immerhin ein handbreites Quellbächlein. »Gar nicht ungünstig«, antwortet Eugen, »die Biber werden es bald merken und zum Reparieren kommen, schon jetzt, bei Sonne. Verhaltet Euch ganz still.«

Der Wind harft eine kleine Melodie im Schilf. Irgendwo, fernab, schwätzen Enten; der Fischadler kreist hoch über uns. Wenn ich den Kopf ein wenig aufrecke, kann ich ungefähr 60 m weit den gestauten Wasserweg überblicken, bis dorthin, wo am Ufer die Burg ist; ich sehe zudem nah rechts von mir Eugen hinter seiner Kamera. Wir warten knapp eine Stunde, da wippt Eugens Hand, kurz, alarmierend. Veronika nickt, und jetzt erkenne auch ich am Kanal-Oberlauf den schwarzen Punkt, der sich vorwärtsbewegt. Fernglas an die Augen! Es sind zwei Punkte hintereinander; aus dem zweiten wird ein Strich. Glas schärfer einstellen! Ja, ein schwimmender Biber; der vordere Punkt ist seine Nase, der braune, lange Strich die Rücken-Oberkante. Körper und Schwanz sind unter Wasser. Der flachliegende Schwimmer hat's eilig, ist schon auf 10 m heran, zielt genau zur lecken Dammstelle. Angekommen, richtet er sich hoch. Kopf, Brust und auch die Vorderpfoten werden sichtbar. Ein Ruck. Der Biber steigt, wassertriefend, in den aufgebrochenen Damm hinein, zieht sich darüber weg, rutscht samt dem breiten, schwarzglänzenden Schwanz abwärts, taucht und schwimmt nun unter Wasser am Knüppelgrund entlang.

Nach schätzungsweise 12 Sekunden kommt er wieder hoch, steigt zurück, schwimmt nach links, wo ein Seitenkanal einmündet. Dort, am Ufer, sind viele Äste und Zweige angestaut; er packt einen mit den Zähnen, steuert in Braßfahrt auf den Damm zu und rammt den Astknüppel durch die Wucht seines jäh tauchenden Heranprallens schräg nach unten in den Bodenschlamm. Ohne den Schleuderstoß auf seine Wirkung zu überprüfen, dreht der Biber, holt ein zweites Aststück, wird immer eifriger, immer energischer. Achtmal in 20 Minuten sehe ich ihn kommen und die Abdichtungsarbeit ausführen. Einmal flößt er ein dünnes Fichtenstämmchen mit sich, das durch Kreisschwimmen erst in die geeignete Richtung gebracht werden muß, weil ein paar sperrige Zweige daranhängen. Schließlich bringt er einen fast 2 m langen Stamm, der kinderarmdick ist. Die rötlichen Biberzähne können das Rundholz kaum packen. Trotz vielem Bemühen mißlingt die Verankerung. Der Biber läßt los, unterschwimmt den Stamm, wuchtet ihn 20, 30 cm über das Wasser, drückt noch einmal. Nützt nichts! Zurückzerren, neues Anschwimmen, von der Seite her. Endlich steckt, haftet das Holz im Knüppelrost. Pause. Der Biber sitzt still im seichten Randwasser zwischen Schilf und Baumstücken; er überprüft vielleicht seine bisherige Arbeit (Bild 13).

Ich müßte noch von vielen Einzelheiten berichten. Bisweilen war der Biber mit dem ganzen Körper oben auf dem Damm, ruckte, stemmte, schnitt, zerrte und nagte. Doch plötzlich hatte er genug, schwamm schnell in den Seitenkanal hinein. Stille. Auch das Plätscherbächlein schweigt; nur noch ein dünnes Rinnsal sickert an unserer Dammflanke heraus. Ich will Veronika darauf aufmerksam machen. Sie winkt ab, zeigt zum gestauten Oberlauf. Von dort kommen zwei andere Biber, Seite an Seite schwimmend, überklettern rasch den Damm, beachten keineswegs die Reparaturarbeit, auch nicht die Treibholzreste, ziehen kanalabwärts, steigen an jener Stelle zur Halbinsel hoch, an der ich bei der Herfahrt den Tunnelpfad durchs Schilf entdeckte. Diese beiden Biber waren nicht so groß wie der erste; es sind möglicherweise die vorjährigen Jungen, bei denen der Bau-Instinkt noch nicht voll entwickelt ist. Oder gingen sie als Holzfäller zur schrägen Aspe? Gibt es Arbeitsteilung bei den Bibern?

Um $^1/_2$7 Uhr, als der helle Seespiegel verschattet, kommt aus dem Seitengewässer der Unermüdliche wieder zum Damm, plagt sich, schwimmt hin und her, schält einen Zweig, läßt sich kaum stören durch Eugens wispernde

Stimme: »Allen Film verschossen. Jetzt habe ich klamme Finger.« Wir beide im Boot frieren auch; die Sonne ist hinter den Bergen verschwunden. Wind bläst, zur Abwechslung von Nordost. Mit vereinten Kräften drücken wir den Kahn aus der Schilfbucht, müssen uns aber für einige Minuten niederbeugen, weil drüben im Oberlauf ein vierter Biber heranschwimmt und langsam in die kleine Seitenrinne einbiegt. Auch der Dammbauer hat genug, taucht weg. Wir rufen ihm unseren Dankesgruß nach.

25 Minuten später hat Veronika Grund, sich bei einem anderen Tier ebenfalls zu bedanken. Wir rudern quer über den See zum Fischadlerhorst; das Tonbandgerät steht startbereit auf einer Wolldecke vor uns. Wieder hockt der Jungvogel am Nestrand, beugt, als wir nur noch 2 m vom Uferbaum entfernt sind, Kopf und Brust nach unten, gickert und schimpft temperamentvoll auf unsere Köpfe herab, ins Mikrofon hinein. Wir sehen uns schmunzelnd an. Nicht genug, die große Adlerin segelt heran, ruft noch schriller, kreist, kurvt, landet auf der Auslug-Fichte, hat einen dicken, zappelnden Fisch in den Fängen. Das aufgeregte Duett von Mutter und Sohn füllt allmählich das ganze Tonband. »Nun ist's genug«, sagt Veronika, »jetzt sollst du endlich zu deiner Abendmahlzeit kommen. Wir Störenfriede verschwinden. Schade, daß ich dir nicht zum Abschied einen Fisch hinaufbringen kann – aus Dankbarkeit.«

Eugen schätzt keine überschwenglichen Worte, keine Vorschußlorbeeren. Aber nun macht er eine Ausnahme: »Mädchen, wenn Du heute nicht die tollsten Tonaufnahmen von allen Fischadlern der Welt geschnappt hast, fresse ich einen Besen. Solltest gleich ins Quartier fahren und das Band abhören.«

Besser wäre es gewesen, wir hätten zuvor den Coffee Shop aufgesucht und uns gestärkt. Denn hinterher war uns der Appetit vergangen: das Gerät hatte überhaupt nichts aufgezeichnet! Bis nach Mitternacht hockten wir in unserer Stube, bastelten, schraubten, versuchten alle möglichen Kniffe, klopften, wechselten die Batterien aus, prüften Kabel und Kopfhörer, ließen die früheren Bänder ablaufen: sie klangen einwandfrei. Das vom Fischadler blieb stumm. Auch ein Probesprechen im Zimmer hatte keinen Erfolg.

»Schluß! Du kannst es nicht erzwingen, Veronika. Vielleicht war die Luft zu feucht auf dem See. Laß den dummen Kasten über Nacht im warmen Zimmer stehen; morgen fahren wir bergwärts, zum trockenen Höhen-Ozon. Wenn Du Glück hast, schreien Dir die Wapitis das Zeug wieder gesund.«

Das Wetter hat sich eine Überraschung ausgedacht: am Morgen sind alle Gräser, alle Strauchblätter silbergrau bereift. Gute, kräftige Luft, wenn auch kalt. Wir schalten die Heizung ein im Wagen. »Wohin«, frägt Eugen. »Der Nase nach, ins Blaue, ins Schöne, bergauf und der Sonne entgegen.«

Es wurde ein wirklich schöner, ein interessanter Tag. Ich will Dir jedoch zuerst das Negative berichten, lieber Leser: Wir haben vielerlei Tonaufnahmen gemacht – von Wapitiruf und Chipmunk-Pfeifen, Eichhörnchen-Geschimpfe, Lawinendonner; wir erzählten zudem einiges von unseren Beobachtungen ins Mikrofon. Nichts war beim Abspielen im Kopfhörer vernehmbar. Veronika wurde ärgerlich: »Unsinn von uns, durch die Gegend zu kutschieren! Ich sause nach Banff zurück, frag' überall herum, ob irgendwo ein Radiofachmann ist.« Eugen lacht: »Deswegen brauchst Du Dich nicht hetzen, kannst ohne Gewissensnöte bis übermorgen im Wald bleiben. Inzwischen ist's nämlich Samstagmittag geworden; die Sonntagsruhe hat begonnen.«

»Zwecklos, sich dagegen aufzulehnen«, zitiere ich und flöte dann den berühmten Ausspruch unserer verregneten Jasper-Reise: »What a nice day!«

*

Schon während der Fahrt am bewaldeten Bow-Ufer sahen wir auf einer Länge von 1 1/2 Meilen 3mal Hirsche. Der erste war allein, ein 12Ender, struppig und naß; er mußte sich kurz zuvor gesuhlt haben. Den nächsten hielt ich für einen vorjährigen Jüngling: zwei dünne Spießstecken auf der Stirn, Körper nicht viel größer als bei den heurigen Kälbern, Naturell ungemein neugierig. Er streckte den Kopf weit vor zwischen den Fichten, um ja unser Auto genau beobachten zu können. Der dritte trat eben auf eine Lichtung: guter Zukunftshirsch, 8 schon recht lange, blanke Zacken. Er erhob sichtlich Anspruch auf Respektierung, hatte auch Erfolg, denn 20 Schritt von ihm entfernt standen sieben schlanke Stücke Kahlwild, die er nun wie ein Hütehund umrundete und zusammendrängte. Geröhrt hat er nicht; er wollte es offenbar nicht darauf ankommen lassen, daß sein 'Bugle' einen Kapitalen heranholt. Mit dem Mut ist es sowieso nicht weit her. Als Veronika aussteigt, um ein Bild von ihm zu knipsen, springt er mit einem weiten, allerdings sehr eleganten Satz über den Graben, zurück zum Wald.

Ich gebrauchte eben das Wort 'Bugle'. So bezeichnen die Rocky-Warden den Wapiti-Brunftruf. Sehr zutreffend, denn, etwas gedehnt ausgesprochen, entsteht dadurch eine verblüffend echte Tonmalerei des hellpfeifenden, zum Schluß schluchzenden Schreis: 'bijugl'.

Abbiegen aus dem Flußtal und auf guter Erdstraße über Serpentinen an einem Waldberg empor! Im blauen Taghimmel schwimmt groß die blaßgelbe, halbe Mondscheibe. Deutlich erkenne ich durchs Fernglas ihre schräggestellte Schnittkante und das hochgewölbte Grau in der Mitte.

Ein Puff an meine Hüfte. »Sterngucker«, rügt Eugen, »Du versäumst Dein Glück!« Bremse knirscht, die Räder stehen. Von links aus dem abschüssigen Buschhang kommt ein Etwas zur Fahrstraße herauf, eine bräunlichschwarze Halbkugel, ungefähr 25 cm hoch und 60 cm lang; sie rollt, trippelt vor dem Auto zur anderen Seite, gar nicht schnell, aber zügig. Füße sehe ich nicht, nur einen mittellangen, breiten Schwanz. Er ist noch borstiger als die sehr behaarte Aufwölbung des Tierkörpers. »Ein Porcupine!« schreie ich. »Laß mich fix aussteigen; es will drüben in den Wald hinein.« (Bild 32)

Freund Stachler ist bereits am jenseitigen Schotteraufwurf, krabbelt über die Steine, ins Gestrüpp. Wir drei Menschen folgen, so schnell es geht, doch nicht hastig. Wir wollen das Tier nicht hetzen, fürchten uns auch ein bißchen vor seinen berüchtigten Stachel-Schleuderkünsten. »Dort vorn watschelt es an einen Baum, bleibt stehen«, ruft Veronika. Nein, das Porcupine richtet sich auf! Aus der fußlosen, schwarzen Halbkugel wird ein knapp ³/₄ m-hohes Bärlein mit Schweinchennase, kleinem Rundkopf, um den ein goldener Glorienschein weht. Mehr kann ich nicht erkennen; die seitherige Schwerfälligkeit wandelt sich verblüffend. Mit allen vier Pfoten umgreift der Stachler den Fichtenstamm. Klimmzug; die Hinterfüße greifen an die vorderen heran. Katzenbuckel. Beide Vorderpfoten rucken ein Stück weiter nach oben, der dicke Schwanz stemmt nach. Wieder Rückenaufwölbung durch Nachziehen der Hinterpfoten: erstaunlich rasch klettert das nur scheinbar plumpe Tier stammaufwärts ins Gezweig, 9 m hoch, 10, 12 m, sogar fast bis zum Wipfel (Bild 30). Dort setzt sich der Stachler mit dem Hinterteil auf einen eben noch tragfähigen Ast, eigentlich auf zwei. Wie Händchen umklammern die Vorderpfoten das dünne Stamm-Ende. Auch die Hinterfüße verankern sich; der Schwanz hängt frei abwärts. Kopf wird dicht an die Baumrinde gepreßt.

Ruhe, keine Bewegung mehr. Käme ich jetzt zufällig hier vorüber, würde ich glauben, ein Krähennest sei droben in der Fichte.

Weil wir aber mindestens zwei Stunden an Ort und Stelle bleiben, kann ich doch mancherlei kleine Veränderungen beobachten. Jedesmal wenn sich unten auf der Straße ein Auto nähert, hebt der Stachler das Köpfchen ein wenig, horcht, dreht den Oberkörper im Rhythmus des herankommenden und wieder sich entfernenden Motorengeräusches, drückt jedoch sein Gesicht noch fester an die Rinde, treibt 'Vogel-Strauß-Politik'. Als eine halbe Stunde lang kein Wagen vorbeifährt, steigt der Baumstachler zwei Äste tiefer, hakt sich dort mit den Klauen fest, und nun ist sein dunkler Pelz kaum noch sichtbar im grünen Fichtengenadel. Beim nächsten Auto, einem laut schnurrenden Omnibus, klettert er wieder ein Stockwerk aufwärts.

Ich liege lang an der Waldbodenschräge und nutznieße die Fähigkeit meines Fernglases, den Stachler achtfach zu vergrößern. Ich sehe die groben Borsten an der Schwanz-Unterseite, die vielen gelblichweißen Stacheln auf der oberen; sie haben dunkle Spitzen. Die Rückenstacheln sind im schwarzbraunen, üppigen Haarpelz verborgen; doch aus ihm ragen, nicht nur am Rücken, auch im Nacken, bei den Pfoten und rings um den anscheinend halslosen Kopf, jene langen, Grannen-ähnlichen Haare, die mir zu Beginn einen goldenen Glorienschein vortäuschten. Sie biegen sich kurvend zur Seite.

Sagte ich vorhin 'kleiner Kugelkopf'? Eben wird das dunkle Gesicht von einem Sonnenstrahl ausgeleuchtet; im Halbprofil wirkt es länglich: winzige Stupsnase, kecker Schnurrbart, gespaltene Oberlippe, braunes Flaumhaar auf den Wangen, schwarze Äuglein, eine rundgewölbte Stirn. Ich kann mir nicht helfen – so nett, so kindlich lieb war das Gesicht von jenem Affenbaby, das ich einst pflegen durfte. Ich mag den Baumstachler ...

O je, mir fällt ein, was ich in den Nachschlagebüchern der Banffer Bibliothek über ihn gelesen habe! Er sei beschränkt, stur; in seinen blöden Augen 'wohne kein Gedanke, keinerlei Seelenregung'. Schwerfällig wie eine Schildkröte tapse er über den Waldboden. Einziger Lebenstrieb sei die Füllung des Magens. Rindenbast und saftige Zweigspitzen schätze er besonders und in Mengen; ein Baumstachler könne an einem Tag eine mittlere Aspe, eine Hemlocktanne zerstören. Auch alles, was nach Schweiß riecht oder salzig schmeckt, soll er benagen: Axtstiele, Lederriemen, Pferdesättel, Abwurfgeweihe, Fen-

sterrahmen. Er gehört ja, wie sämtliche 'Stachelschweine', zoologisch zur Familie der Nager.

Angriffslustig ist das Porcupine nicht, jedoch durchaus imstand, sich wirksam zu verteidigen und zu schützen. In die Enge getrieben, dreht es dem Angreifer die Rückfront zu, verbirgt den Kopf, die Nase zwischen den Vorderpfoten. Die Körperhaut strafft sich; die Stacheln richten sich empor. Weil sie ganz locker in der Haut stecken, hat das Zupacken irgendwo an der Porcupine-Aufwölbung üble Folgen: die spitzen, mit Widerhäkchen versehenen Stacheln dringen in die Pfoten, ins Gesicht des Feindes ein, bohren sich bei jeder Bewegung immer tiefer, verursachen böse, ja lebensbedrohende Entzündungen. Besonders schlimm, wenn der Schwanz plötzlich hin- und hergeschlagen wird; dutzendweise spritzen nun die kleinen Lanzen durch die Luft, und ihre Schleuderkraft treibt sie auch noch auf meterweite Entfernung in Holz und derbes Stiefelleder, ins Angreiferfleisch. Dreimal wehe jedoch dem Fuchs, Bären, Jagdhund oder Menschen, den ein Stachlerschwanz unmittelbar trifft ...

Genug davon, ich selbst habe keinerlei Bekanntschaft mit diesen Wurfgeschossen gemacht; ungereizt sind Porcupines völlig ungefährlich. Das unsere fühlte sich droben in der Fichte offenbar sehr behaglich, kappte mit den biberartig langen, gewölbten Zähnen manchen Zweig, ohne sich wesentlich vom Sitz zu entfernen. Immerhin, ich sah wiederholt die dunkelledrigen Fußsohlen und einmal an der Körper-Unterseite, fast in Achselhöhlennähe, ziemlich große Zitzen auf der grauen Haut. Ein Muttertier! Obwohl ich Veronika erklärte, die Jungen seien jetzt, in der zweiten Septemberhälfte, längst selbständig, ging sie auf Suche nach dem Nest, das doch irgendwo in einem hohlen Baumstamm sein müsse. Sie hatte keinen Erfolg, erschien dennoch freudestrahlend nach einiger Zeit: »An der Waldsteile gibt's viele Erdbeeren, und ein temperamentvolles Eichhörnchen könnt Ihr auch beobachten.« Eugen hat das beige-rötliche Squirrel mit dem Buschschwanz sogar gefilmt; es saß im Wipfel einer besonders hohen Fichte, schimpfte erst, machte ein Männchen, riß aber dann pausenlos die kleinen Zapfen vom Gezweig und warf sie blitzschnell nach links und rechts in die Luft. Ein wahrer Zapfenregen, Herbsternte! Der Boden ist im Umkreis von 7–8 m dick mit braunen Schuppen bedeckt; irgendwo wölbt sich ein Hügel aus Ästchen und verholzten Fichten-

früchten, daneben ein zweiter, noch höherer, nur aus Schuppen. Mindestens 40 Schlupfröhren sehen wir dort, Eingänge zu den Vorratskammern, in die das Squirrel die ölhaltigen und nahrhaften Samennüßchen stopfen wird.

*

Nachmittag des Umherschlenderns, der immer neuen, leider negativen Versuche mit dem Tonbandgerät. Als wir gegen Abend noch einmal zum Stachler zurückkehrten, hing er unverändert oben im Baum. »Siehst Du, die Mutterpflichten plagen unseren Freund nicht; er steigt wahrscheinlich erst bei der Dämmerung herunter, läßt einen kahlen Wipfel zurück.« Auch das Squirrel saß noch in der Fichte, hatte jetzt einen der kleinen Zapfen in den Händchen und knabberte. Plötzlich ließ es ihn fallen, geckerte, rannte stammabwärts, kopfvoran, Schwanzfahne steil abgestreckt. Dreierlei Ursachen können das 'kanadische Baumäffchen' vertrieben haben: unsere Pirschtritte, der Lawinendonner vom fernen Gletscherberg-Tal oder die Elstern, die auf der Nachbarfichte landeten.

Rückfahrt ohne besondere Ereignisse; nur ein purpurroter Sonnenuntergang. Im Drugstore trafen wir einen wetterkundigen Mann. »Morgen wird's noch schön sein«, sagte er, »aber rechnet nicht mit Beständigkeit. Müßte erst mal alles herunterkommen, was sich in der Luft herumtreibt, Regen oder Schnee. Dann kriegen wir warme Indianersommer-Tage. Wenn ich Euch raten soll, fahrt morgen hinauf zur Sunshine Lodge, vorausgesetzt, daß es Euer Wagen schafft.«

Aspengold und eine Schneesturm-Fahrt

Der Wagen hat's geschafft, und wir erlebten schon jetzt einen wunderschönen Indianersommer-Sonntag. Bei der Frühpirsch machte Eugen zwischen Bahndamm und Waldsee eine mir neue Beobachtung. 19 Wapiti-Tiere standen auf der Lichtung, 2 Beihirsche und 1 Starkgeweihter. Er 'bijuglte' nicht, trieb auch nicht, ging bald ab; es war ihm wohl bereits zu warm. Plötzlich stürmt aus dem Sumpfwald unser kapitaler Elchschaufler hervor, jagt das Wapiti-Kahlwild und die Beihirsche davon. Troll über die Lichtung, Umschau halten am Seeufer zwischen Bäumen und vergilbtem Gras (Bild 34); der schwere,

dunkle Elch geht zurück ins Holz. Nach drei Minuten prescht aus dem vorderen Buschknick ein junger Elchstangler. Der Alte hinterdrein; er hetzt ihn über die Wiese in den See. Beide schwimmen zur Halbinsel. – Der brunftige Elchbulle hat also sämtliche Rivalen vertrieben, auch die Wapitis, deren Konkurrenz er sich nur einbildete in seiner jäh aufgewallten Leidenschaft!

*

Gegen Mittag fuhren wir am Healy Creek, am eilig sprudelnden Gewässer des Heilsamen Bachs entlang, Richtung Südwest durch dichten Aspenwald. Auch als wir die Absperrung des Fire Road zur Sunshine Lodge hinter uns gelassen hatten und die Bergrampe ansteuerten, standen öfters Aspen im dunklen Dom der Fichtenwaldung; sie strebten sogar von der Kuppe noch ein Stück hinauf am Steilhang der Felsen. Wie ärmlich, nüchtern ist meine Aussage! Die Aspenkronen leuchteten in der Sonne; wir waren von Goldglanz umgeben, von sommerlich warmer, lichtflammender Herbstseligkeit. Nicht weniger leuchtete die Himmelsbläue über uns, der Silbertupfen einer kleinen, frohgemuten Wolke (Bild 85)! Man hätte jauchzen mögen vor Daseinsglück. Ich habe es auch getan, während ich diese Schönheit schauend und greifbar nah erlebte; jetzt, bei der Berichterstattung, will ich den Überschwang der Gefühle dämpfen ...

Sprechen wir ein wenig vom Fire Road, von den 14 km, die unser Wagen – erst bergauf, dann zum Flußtal hinunter, drüben erneut hochkletternd – erdulden mußte und gemeistert hat. Zu Beginn lächelten wir, weil der uns begegnende Revierwächter mahnte, das Befahren geschehe auf unser eigenes Risiko. Wir dachten an die engen, steilen Haarnadelkurven empor zum Feuerposten auf dem Palisadenberg, an die bröckeligen Außenkanten und Abstürze jenes Wegs; doch hier kamen unterspülte, halbeingesunkene Bohlenbrücken hinzu, moorige Erdlöcher, raumversperrende Felsbrocken, auch umgebrochene Baumstämme, die wir schwitzend zur Seite schieben mußten. Für eine gar nicht kurze Strecke hatten wir überhaupt keinen Erdpfad; in der Schmelzzeit flutete und schäumte zwischen den Bäumen wohl ein Wildbach entlang, verwandelte den Fire Road in eine jetzt wieder ausgetrocknete, steile Geröll- und Holztrümmer-Rinne. Eugen besitzt einen unverwüstlichen Optimismus, und sein Selbstvertrauen betrog ihn noch nie während der Rocky-Zeit. Nun wünschte er aber doch zweimal, daß ich aussteige, durch Wippen und Stamp-

fen prüfe, ob die verdächtig durchhängenden Balken über dem jähen Geländeeinschnitt das Wagengewicht aushalten werden. Die Gefahrenstellen mußten wir zudem stets mit Schwung durchstoßen. »Bloß den Motor nicht abwürgen! Bei diesen Schlaglöchern, an solchen Steilbuckeln ist neues Anfahren unmöglich!« Eugen hielt dauernd die Hand um den Schalthebel, damit der erste Gang nicht herausspringen konnte. Zuweilen tanzte das Auto geradezu selbstmörderisch um eine verrückt enge Kurve.

Erste Bergkuppe erreicht; sie ist fast flach, greift vor bis zum Sockel einer sich senkrecht hochtürmenden Felswand. Auf der offenen Kuppe wachsen Hunderte von Aspenbüschen, und auch der Waldhang, der sich links vom Fire Road hinunterdehnt zur Talsohle, hat Goldhauch zwischen seinen Fichtenspitzen. Doch hier oben schmettert beinahe hörbar die Goldfanfare des Herbstlaubs, über die Kuppe, vor bis zur Felswand, an deren Geröllauslauf mutige Aspenbäumchen Wurzelgrund gefunden haben. Der Höhenwind vollbringt ein Wunder: es wehen Golddukaten auf unsere Köpfe, auf das Autoverdeck. Rieseln sie aus dem blauen Himmel? O nein, die Aspen sind Teil der irdischen Vergänglichkeit; ich weiß, bald werden ihre Zweige kahl sein.

Die Talfahrt und das Hinaufschrauben zum zweiten Berg bringen keine Sensationen. Allerdings ist die Steigung zum Schluß noch grausamer; einmal, als wir eine Doppelkurve heil hinter uns hatten, schauten wir uns ganz ungläubig an. Es sah nämlich für Sekundenbruchteile so aus, als bliebe nur die Wahl, einen Kopfsprung zur Tiefe zu machen oder mit dem motorjammernden Wagen in den Himmel zu fliegen. – Nichts von beidem! Wir sind über die Waldgrenze hinaus. Vor uns öffnet sich eine Mulde. Schalten auf den dritten Gang, Trudelfahrt zur Sunshine Lodge!

Die Türen und Fenster der sieben schmucken Blockhäuser sind mit Balken dichtgemacht. Niemand wohnt zur Zeit hier. Erst wenn Schnee liegt, werden Sportler in dieses berühmte Skigelände kommen, sich auf den offenen Hängen tummeln, die weitgedehnt und mählich aus der Mulde ansteigen. »Nicht schlecht, im Sunshine-Hochtal die Bretter anzuschnallen und Wintersonne zu genießen«, meint Veronika mit ein wenig Sehnsucht in der Stimme.

Nun, der heutige Herbstsonntag ist ebenfalls ein Glücksgeschenk, obzwar die nächste Stunde für uns allerlei Arbeit bringt: Feuerstelle bauen am Quellbach, Brennholz zusammensuchen, kochen, aus wackeligen Limonadenkisten

eine Sitzbank herrichten, nach der wohlschmeckenden Abfütterung Geschirr spülen und viel Wasser über die Holzkohlenglut gießen. Dann endlich Schluß mit der Betriebsamkeit; jetzt kommt das Behagen, das Auskosten der Stille! Wald, Flußtal und Menschensiedlungen sind tief unter uns, auch das Aspengold. Hier oben am murmelnden Bergbach, neben einem mannshohen Findlingsblock, steht ein einsames Lärchenbäumlein mit rostig-gelbbraunem Genadel; ich setze mich zu ihm, freue mich seiner Schönheit. Vor mir ist ein kleines, rundes Loch im Boden, ein zugestopfter Röhreneingang – 'Winterschlupf der Erdhörnchen', vermute ich. Für sieben oder acht Monate liegen die quecksilbrigen Nager enggeschmiegt im Dunkel, zehren von ihrem Körperfett, verschlafen Frost und Wetterunbill.

Eine halbe Stunde später entdecke ich am Buschhang hinter den Häusern zwei Bärenwechsel mit alter Losung und verwaschenen Fährten. Begreiflich: solang die Lodge nicht bewirtschaftet wird, also nicht 'nahrhaft' ist, erscheinen die Bären nur selten, die schwarzen, die grauen. Aber ich staune beim Umherpirschen, wie geschickt ihre Pfade angelegt sind, kurvend und immerzu in Strauchdeckung, so daß der Petz zwar bald von links, bald von rechts Einblick hat in die häuserbestandene Mulde, selber jedoch dauernd verborgen bleibt. Auch ein Bärenbett finde ich am Schnittpunkt der beiden Wechsel, vielleicht das bereits vorbereitete Winterlager. Durch die Büsche ist ein Tunnel gedrückt; er führt zu drei Krüppelfichten. Ihre Zweigmäntel greifen ineinander, überdecken einen kreisförmigen Liegeplatz, schützen ihn vor Wind und Schneeverwehungen.

Veronika kommt, sagt, Eugen sei inzwischen zum Paß hinauf; er wolle einen Rundblick filmen. Karte einsehen! Der Paß liegt 2558 m hoch, Entfernung knapp 1¾ km. Bei der leichten, gar nicht schwül-heißen Höhenluft mache auch ich mich an den Aufstieg, hole meinen alten Haselstock aus dem Wagen und wandere mit Veronika los. Es geht sich zunächst ganz gut auf der langgestreckten Geröllhalde, die wohl im Winter als Ski-Übungspiste benutzt wird. Während einer Verschnaufpause sichtet Veronika einen zweiten Röhreneinschlupf; er ist größer als der von den 'Gophern' und scheinbar offen. Mein vortastender Stock stößt jedoch nach 40 cm auf Widerstand, auf Steine: abgedichteter Winterbau der Murmeltiere; auch sie schlafen schon.

Wir gehen langsam weiter nach oben, treffen noch verschiedene und eben-

falls verschlossene Murmel-Einstiege. Paß erreicht, Umschau auf viele Berge! Der eine, jenseits der Lodge, muß nach der Karte mein Götterthron sein, genau gesagt, seine mir unbekannte Rückfront. »Du«, ruft Veronika, »wir standen vorhin nah daran; die senkrechte Steilwand bei den Goldaspen gehört ebenfalls zum Götterthron.« Ich begreife nicht ganz: dieser Berg erschien mir bislang himmelhoch. Jetzt, vom Paß aus, ist sein Gipfel nur wenig oberhalb von unserem augenblicklichen Standplatz. Veronika rechnet: »Stimmt schon, Höhenunterschied 372 m.« Albern, gewiß; dennoch sei eingestanden, daß ich mir als 'Bergsteiger' ein bißchen imponiere! Dabei fängt die Kraxelei erst an.

Beim Blick nach Süden sehe ich nämlich am fernen Horizont zwei Felsbergkuppen und zwischen ihnen, sie überragend, eine silberblinkende Vision. Nein, wir sind nicht in der Schweiz, sind in den Rocky Mountains! Jener Firngipfel ist nicht die schlanke Spitze des Matterhorns; vor mir steilt der Mount Assiniboine auf, der höchste und wohl schönste Berg im Süden der kanadischen Rockies (3618 m). An ihn muß ich näher heran; ich will die ganze Form der Eispyramide sehen.

»Wie machen wir's, Veronika?« Weiter voran würden wir talabwärts kommen; doch rechts von uns ist ein Höhenzug, der fast waagrecht verläuft. Dort hinauf! Nicht hoch, vielleicht 150 m, aber weglos, sehr steil über Gestrüpp und grobe Steine. Ich bekenne: ohne Veronikas diplomatisches Zureden hätte ich das Zickzack-Klettern nicht geschafft. Ich zwang mich, weder seitwärts noch nach unten, vielmehr dauernd auf meine Schuhkappen zu blicken, um ja kein Schwindelgefühl aufkommen zu lassen. Mindestens zweimal habe ich laut und böse gegen den 'Unsinn' protestiert, setzte aber meinen Haselstock immer wieder ein Stück nach oben. Bei dieser Unternehmung hatten wir unerkannt einen Zuschauer: Eugen stand auf dem Grat, lüftete seine Mütze, als wir heftig schnaufend neben ihm angelangt waren, und sagte mit einer lustigen Verneigung: »Respekt, Respekt! Euer Schneid wird belohnt werden, wenn Ihr noch ein paar hundert Meter gradaus wandert.«

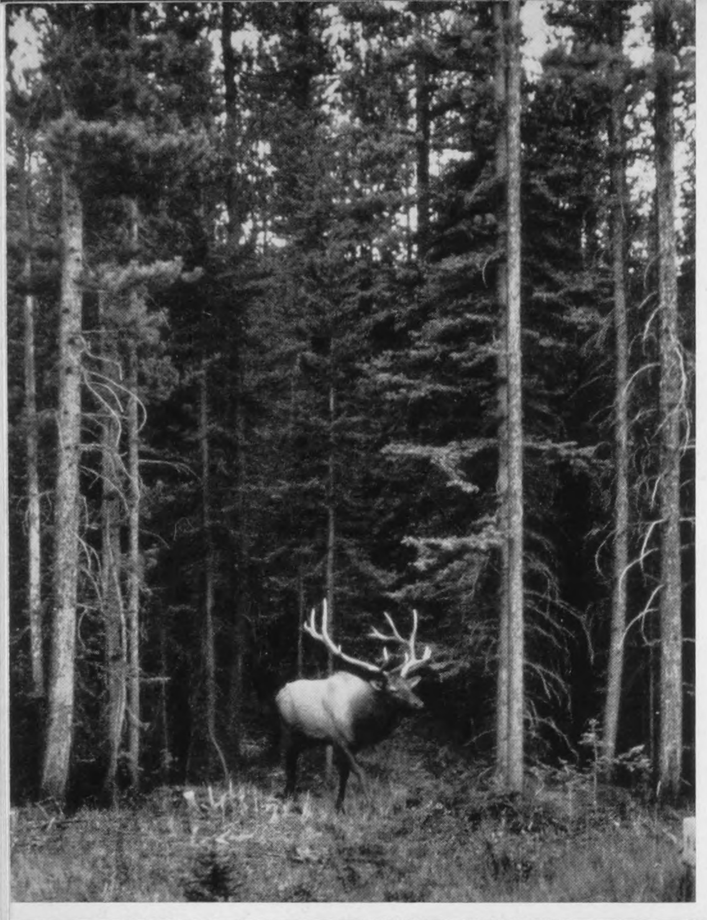
O ja, nun leuchtet sie in ihrer ganzen Pracht, die schlanke, schöne Matterhorn-Pyramide des Assiniboine. Um ihr Silberblinken reihen, staffeln sich die blaudunstenden Rocky-Bergketten, klaffen die Zwischentäler mit den Waldkuppen; ich kann die Herrlichkeit der Schau nicht schildern. Nur von drei schwarzblanken Wasserwannen will ich sprechen, von kreisrunden Seelein, in

denen sich der Himmel spiegelt und die feierliche Stille des Hochgebirgs. Ganz vorn ist der Rock Isle Lake; genau in seiner Mitte steht wirklich eine Klippeninsel. Von den Seen streben Steilhalden empor zu einem breiten, glatten Grundfels-Plateau mit vielen Längsrillen; ich bilde mir ein, es sei die Rutschbahn von Riesen, die vor Jahrtausenden ihre Schleifspuren dort eingeritzt haben. Jetzt fehlt nur, daß ein Rudel Karibus auftaucht; die Berg-Rentiere gehören in diese weite, karge Steinwelt.

»Wäre es nicht Nachmittag sondern früher Morgen, kämest Du ohne viel Mühe in ein paar Wanderstunden dicht an den Assiniboine heran. Nun müssen wir leider umkehren; ich mag den vergnüglichen Fire Road nicht bei Dunkelheit hinunterfahren«, erklärt Eugen. Wir beugen uns der Vernunft, lassen uns aber Zeit und erleben die kleinen Wunder der hochalpinen Flora. Viele Pflänzchen kenne ich nicht. Da ist ein 8 cm hoher Buschen, dessen 3 mm lange Blätter durchscheinend sind wie Seidenpapier. Blätter? Irrtum. Es dürften leere Samentaschen sein, oval und silbrig mit einer dünnen, gelbbraunen Umrandung. Erikaglöckchen, Berghahnenfuß, Rentierblut, lila Asterchen, auch Edelweiß-ähnliche Blüten, aber nicht aus dickem, weißem Filz, sondern aus pelzigen Wollhärchen gestaltet – Everlastings, die kanadischen Immortellen, hierzulande Pussy-Toes, 'Katzenpfötchen', genannt. Am meisten beglückt mich die Oberfläche eines großen Steinblocks; sie flammt purpurfarben, grün, schwefelgelb: ein Aderngespinst winzigster Pflänzchen – Steinflechten! Schließlich, bereits wieder beim Paß angelangt, findet Veronika eine reife, rotglühende Erdbeere und daneben eine Blüte, aus demselben Wurzelstock.

Vergilbte Schachtelhalme im Geröll gleichen Zwergpalmen mit hängenden Wedeln. Ein kleiner Schmetterling gaukelt darüber. Er und ein Greifenvogel, der just zwischen den Hängen entlangpfeilt, sind die einzigen Tiere, die wir heute sahen. Ob für Bergschafe, Karibus und Schneeziegen hier oben nicht genügend Nahrung wächst? Meine falkenäugigen Kameraden hätten sie gewiß entdeckt im offenen Strauch- und Steingelände. Aber die Rockies sind so weitgestreckt, so groß, daß auch der an sich jetzt noch beträchtliche Wildbestand der Schutzgebiete nicht ausreicht für alle Hochgebirgstäler. Wie dankbar müssen wir sein, daß wir in den vergangenen Monaten Tier um Tier, vielerlei Arten, aufspüren konnten, am Cuthead, im Spray Valley, rings um die Vermilion-Seen! Und wie notwendig für alle Zukunft ist die bedingungs-

75/76. Der Brunfthirsch treibt das Rudel über die verschneite Lichtung und durch den Fluß. Immerzu schrillt sein herrischer Ruf: 'flüchtet, Neider, oder kommt zum Kampf!'



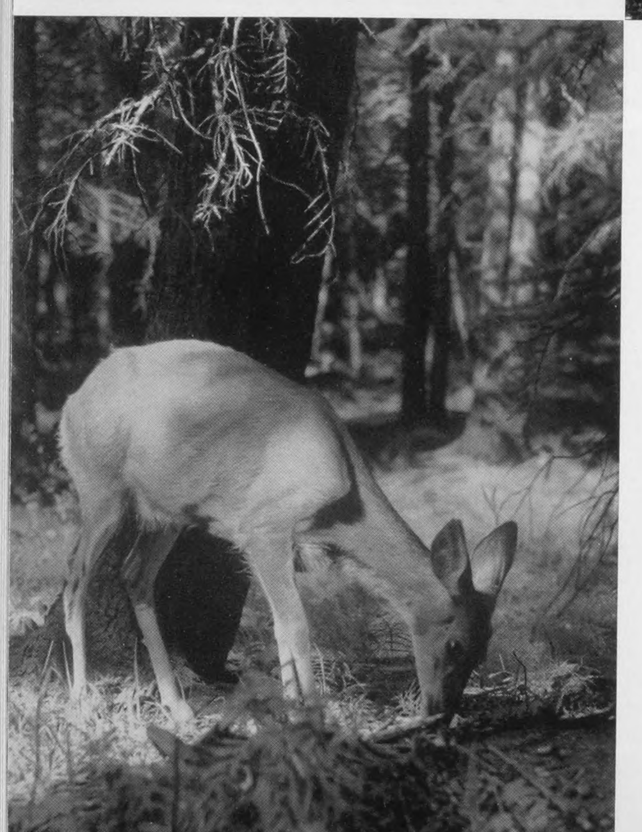
77/78. Keine Ruhe hat der Platzhirsch. Er holt auch das abseits säugende Kalb und die Mutter zum Rudel. Alle müssen gehorchen!

79/80. So erlebten wir am dämmrigen Waldsaum den Brunftkampf zweier Wapiti-Rivalen und etwas später den Abtroll des Besiegten





81. Viel kleiner, auch zierlicher als der Wapiti ist der Mule Deer-Hirsch der Rockies, leuchtend rotgelb im Sommer, im Winter jedoch mausgrau



82. Das Weibchen gleicht sehr unserem Reh, hat aber wie der Hirsch längere Ohren und einen schwarzen Endfleck am weißbehaarten Wedel

lose Aufrechterhaltung der Nationalparke, dieser letzten Heimstätten naturhafter Belebtheit!

Wir sind wieder an der Sunshine Lodge. Ihr Name ist berechtigt: die Häuser haben noch immer Sonnenbestrahlung. Letzte Umschau, Motor anlassen, bedächtig hinunter in die Waldschlucht! Manchmal torkelt der Wagen, meistert jedoch alle Tücken. Ein Gruß nach links; dort wuchtet nun die Steilwand des Götterthrons zur alten Höhe empor, leuchtet ockergelb in der Abendsonne. Auch ein paar Aspenkronen funkeln noch. Wapitis überqueren den Fire Road, und einmal bremsen wir hart, um das Chipmunklein nicht zu gefährden, das nur zögernd vom Fahrweg zum Wald läuft, an seinem Saum sitzen bleibt. Weshalb? Es wollte an einer kleinen Wasserpfütze trinken, und wir sind geradezu stolz, daß es unserem flüsternden Zuspruch gelingt, den Streifenzwerg zur Durchführung seines Vorhabens zu bringen, in unserer Gegenwart.

Ein Elch trollt unten am Healy Creek entlang; er zieht hinüber zum Sumpfsee und beendet so die Erlebnisse des still verdämmernden Sonnensonntags.

*

Morgenblick aus dem Fenster – Nebel! Ich verzichte auf die Frühpirsch. Der Tag bleibt trüb verhangen. Wetter seltsam: schwül, trotz böiger Luftbewegung ein nieselnder Sprühregen, der Frösteln verursacht. Dennoch sind wir dauernd unterwegs im Städtchen. Das Tonbandgerät streikte auch beim gestrigen Versuch vor dem Zubettgehen; nun tragen wir es von einem Geschäft zum andern, befragen Fotoleute, Uhrmacher, Drugstore-Besitzer und selbstverständlich mit Nachdruck die Herren von beiden Elektro- und Musikalien-Verkaufsläden. Niemand getraut sich an das in Kanada unbekannte, deutsche Gerät. Nur der Radio-Verkäufer läßt eine Hoffnung aufleuchten: am Nachmittag sei der Chef da, er könne vielleicht helfen. Um 3 Uhr sind wir wieder zur Stelle. »Sorry, ich habe zwar mehrere US-Tape-Recorder überholt; sie waren völlig anders konstruiert. Unsere Zentrale in Calgary beschäftigt jedoch einen Spezialisten aus Deutschland, Boß der Reparatur-Abteilung. Am Mittwoch fährt jemand nach Calgary; er könnte den Apparat mitnehmen.«

'Greif zu, fix', funkt es durch meinen Kopf, und zehn Minuten später habe ich den Fachmann am Telefon. Er ist ein gebürtiger Münchner!! Unser Modell kennt er nicht. »Haben Sie eine Gebrauchsanweisung, ein Schalt-Schema?« – »Nein!« – »Vielleicht im Innengehäuse?« – »Weiß ich nicht; Plombe davor!«

– »Schlimm, dann darf nur die Fabrik daran arbeiten.« – »Unsinn, die Plombe wird von mir entfernt, in Ihrer Gegenwart. Morgen vormittag kommen wir zu Ihnen, meine Frau und ich! Bitte halten Sie sich für uns frei.«

Eugen findet meine Planung richtig. »Auf diese Weise seht Ihr mal wieder eine Stadt. Könnt mit dem Wagen bequem abends zurück sein. Ich bleibe hier, pirsche zu Fuß oder im Ruderboot. Wahrscheinlich habt Ihr schönes Reisewetter; es ist gegen Abend kalt geworden.«

*

Morgenüberraschung: ringsum alles weiß, Schnee auf Felsen und Waldhängen. In Banff regnet es. »Fahrt vorsichtig; ich trau' dem Wetter nicht, der Wind dreht«, sagt Eugen zum Abschied. Während der ersten 10 km harmlose, graue Regenschnüre. Doch kaum daß wir an der Blockhaus-Pforte vorbei sind, den Park verlassen haben, wirbelt Weißes durch die Luft, und schon pappen nasse Schneeflocken an der Frontscheibe. Auch der Highway wird weiß. Draußen auf der Prärie geht der Tanz richtig los: Schneesturm von Nordosten; er drückt also im spitzen Winkel auf unsere Fahrtrichtung. Das Steuer muß krampfhaft festgehalten werden. Die Laubbäume und Sträucher können die klumpende Schneelast nicht tragen, neigen ihre Zweige bodenwärts. Im Windschatten des Zementfabrik-Schuppens dicht neben der Autostraße steht ein Bergschaf-Rudel, schätzungsweise 15–20 Tiere, Rams. Ihre großgehörnten Köpfe sind gesenkt, an die Schuppenwand gedrückt, die Hinterteile dem Sturm zugewandt, Rücken und Flanken bereits dick beschneit. Nun kurvt die Straße aufwärts; keine Zeit und keine Lust, zum Bow-Fluß hinunterzublicken. Das Auto rutscht dauernd im sulzigen Schneematsch. Auf langgestreckter Rampe wieder ins Buschtal. Der Flockenwirbel verdeckt uns die Abzweigung zur Indianer-Reservation. Wir können uns auch keinen Besuch dort leisten, wollen froh sein, wenn wir die 136 km geschafft haben. Jetzt geht die hügelige Steppe über in abgeerntete Felder und Grasweiden. Kühe sind dort, schwarze, graue, rötliche Tupfen im Schneewirbel. Die eine Herde drängt sich in einer Bodensenke sternförmig zusammen, alle Köpfe nach dem Zentrum gerichtet. Ein anderer Trupp läuft zu einem von Süd nach Ost gedehnten, 1 1/2 m hohen Erdwall, stellt sich in seinen Schutz. Wir frieren; bei diesem Sturm genügt die Wagenheizung nicht. Gottlob erscheinen am Weg bald Reklametafeln, Ferienhäuschen, Tankstellen, Motel-Anlagen, und

genau dreieinhalb Stunden nach der Abfahrt von Banff sind wir in Calgary.

Die Radio-Firma wird nach einigen Umwegen gefunden. Der Münchner 'Nothelfer' will eben zu Tisch. Kurzes Beschnuppern, Abschneiden der Plombe vom Gerät. Stärkung durch ein 'stadtfeines' Mittagessen, ohne Rücksicht auf den hohen Dollar-Kurs. Als wir wieder an die Werkbank treten, hantiert der Fachmann bereits mit Pinzetten und feinen Zängchen. »Nirgendwo ein lockerer Draht, ein Wackelkontakt. Raffinierte Konstruktion, meine Hochachtung! Hoffentlich muß ich nicht alles auseinandernehmen. Auf keinen Fall kriege ich schon heute das Ding in Ordnung. Laßt den Apparat hier; ich berichte Euch telefonisch, in ein paar Tagen. Hauptsache, daß ich die Störung finde und beheben kann.«

Veronika und ich sehen uns an. »Bitter, doch nicht zu ändern. Jetzt möglichst schnell zurückfahren; bereits 3 Uhr vorbei.« In Calgary schneit es nur wenig, Taumatsch. Als wir aufs Buschplateau kommen, packt uns erneut der Schneesturm; er stößt nun schräg von hinten. Veronika, der gute Chauffeur, zeigt keinerlei Nervosität, meint allerdings, der Wagen halte schlecht die Spur; das dürfe trotz Wind nicht so sein. »Wir können mal stoppen und nachsehen; die größere Hälfte der Strecke hast Du schon ...« He, ein Knall; das Auto schlittert wild, wird von Veronika hervorragend abgefangen, steht, neigt sich vorn links. Reifenpanne!

Ich mag nicht alle Einzelheiten der nächsten halben Stunde schildern. Wir beide waren eine Weile völlig stumm und reglos. Eigentlich hätte Veronika ein Lob verdient; ich konnte aber nur daran denken, daß auf viele Meilen keine Tankstelle ist, nicht einmal ein Haus, nur die Zementfabrik, die wohl längst Feierabend gemacht hat. »Warum sagst Du Deinen Zauberspruch nicht; es ist doch wirklich 'a nice day today'!«, säuselt Veronika, und nun hole ich das Werkzeugpaket aus der Kiste, die Ölhautumhänge auch. Tür auf; erster Schneeklatsch in die Gesichter! Es folgen noch viele, während wir den Schaden untersuchen. 'Hübsch, drei große Löcher im plattgedrückten Gummimantel, rings um die Felge!' Der Wagenheber läßt sich nicht in die Leitschiene stecken; sie ist vollgepreßt von Eisschnee. Während ich kratze und stemme, hupt es hinter uns. Ein rotes Lastauto geistert durch den Schneevorhang, hält. Zwei junge Männer springen vom Führersitz: »You have a trouble? Legt das Kinderspielzeug weg, wir holen unser Werkzeug. In fünf Minuten ist der

Schaden behoben. Am besten setzt Ihr Euch in den Car«, sagen sie zu uns.

Der Reifenwechsel dauerte wesentlich länger, und die Lastwagen-Männer schüttelten oftmals ihre Köpfe. »Glück habt Ihr gehabt. Der Schlauch ist lang aufgerissen, und in der Decke sind insgesamt sechs Löcher, große und kleine; war wohl brüchig. Euer Wägelchen hätte eigentlich einen Salto schlagen müssen bei diesem Vorderrad-Defekt auf Schnee-Schmier. Drüben am Straßenrand geht's steil runter zum Bow. Keine hübsche Sache, jetzt ein Flußbad!«

Zum Schluß erntete Veronika einen Heiterkeitserfolg: ich wußte, daß die Kanadier kaum je Trinkgeld annehmen, wollte mich aber unbedingt erkenntlich zeigen und schickte meine Frau vor mit einigen Dollarscheinen und einer unangebrochenen Zigarettenpackung. Sie begann eine nette kleine Rede, wurde jedoch schnell von Männerlachen unterbrochen, bekam die Scheine energisch in ihre Manteltasche geschoben. »Spar Dein Geld, junge Frau! Ihr braucht dringend eine neue Bereifung. Wir lassen uns für so was nicht bezahlen; in den Rockies hilft man sich selbstverständlich. Auch Deine Zigarettenschachtel steck wieder ein, oder mach sie auf; wir nehmen jeder einen Glimmstengel, weil Du so rote Backen hast.«

Händeschütteln, burschikos-fröhlicher Abschied. Vier Schneemänner trennten sich; die Truck-Leute fuhren allerdings erst noch ein langes Stück hinter uns drein, um zu sehen, ob der VW richtig laufe, überholten uns dann laut hupend und winkend. Ich kam mir vor wie der Reiter auf dem Bodensee, und auch bei Veronika stellte sich allmählich eine leichte Schockwirkung ein. Aber wir freuten uns, als auf der Highway-Strecke innerhalb des Parks viermal Wapitis sichtbar wurden: zuerst ein Brunftrudel mit treibendem Platzhirsch, dann sieben Stücke Kahlwild, die mit den Vorderläufen Gras schneefrei schlugen, bald darauf eine Mutter mit großem Kalb, und schließlich, genau zwischen den Fahrbahnen, ein starker Hirsch. Weil unser Wagen im Schneckentempo vorwärtsrutschte, konnte ich beim abgeblendeten Scheinwerferlicht seine 14 Geweihzacken zählen und die Atemwolke sehen, die sein schriller Brunftschrei ausstieß. Der Hirsch ließ uns auf 8 m herankommen, senkte plötzlich den Kopf. »Halt das Steuer fest«, rief ich, »kann sein, er greift an.« Gottlob nicht. Eine Drehung nach links, drei Fluchtsprünge; im Schneewirbel verschwand der Wapiti.

Eugen hielt unter der Tür des Brewster Block Ausschau nach uns, war sicht-

lich erleichtert, als der schneebepackte Wagen vorfuhr. »Schöne Geschichten macht Ihr«, sagte er, nachdem wir im Coffee Shop unsre Abenteuer erzählt hatten. »Ich lasse Euch nie mehr allein Auto fahren«, schwor der 'ahnungslose Engel'. Zwei Tage später mußte er den Schwur zurücknehmen.

Schneepirschen und die Wegtrennung

Kein gerade schmeichelhafter Vergleich: aber Veronika und ich sind wie Mehlsäcke in die Betten geplumpst. Traumlos durchgeschlafen, bei leuchtender Frühsonne erwacht. Das Unerfreuliche erledigt man am klügsten sofort; also schnell zur Autowerkstatt und einen neuen Reifen samt Schlauch gekauft! Zum Trost gönnen wir uns dann eine gemütliche Pirschfahrt; sie wird sehr ergebnisreich. Am verschneiten Waldufer des Echo Creek zieht ein Wapitirudel; der Brunfthirsch reckt den dunklen, dicken Hals vor und ruft seine Liebesfanfare (Bild 75). Veronika knipst nahe beim Bahndamm das Kahlwild, das in langer Einerkolonne den Bach durchquert (Bild 76), und dieweil Eugen Szene um Szene filmt, gelingt ihr noch ein besonders interessanter Schnappschuß: der eifersüchtig-wachsam umherstreifende Platzhirsch, der Brunft-Tyrann, holt 'schimpfend' ein Muttertier zum Rudel nach vorn; es war stehengeblieben, weil sein Kalb niederkniend am Milchquell saugen wollte (Bild 78).

Die Kameras bekamen immer neue Arbeit. Während der Highway-Fahrt oberhalb der Vermilion-Seen entdeckte Eugen an einem aperen, von Fichten geschützten Steilhang Wildschafe, Mütter und Lämmer; sie ästen im Hochlicht (Bild 6), und hinter ihnen reckte sich der Mount Rundle empor, nicht hellgrau-gelb wie sonst an besonnten Morgen, sondern mit Silberglasur überzogen. Der Nordost-Sturm hatte die Schneeflocken angepreßt, die Polsterung der Schründe gehärtet und vereist. Blaßblauer Himmel, weiße Schönwetterwolken. Auch der Götterthron und die anderen Steinberge waren von Silbermänteln umschmiegt. Eine jungfräuliche Felsenwelt! Ihr zu Füßen leuchtete vereinzelt Farbigkeit aus dem Schnee: sattgrüne Fichten und Aspengold. Der Spiegel des Vermilion-Sees verdoppelte uns die Schau. Im kalten Wasser standen drei Elchkühe, rupften gleichmütig Pflanzen vom Grund; ein Adler kreiste als schwarzer Scherenschnitt im Firmament. Allmählich wärmte die

Sonne unsere Gesichter und die klammen Hände, höchst angenehm für uns.

»Ich schlage vor, jetzt nach Banff zurückzusteuern, Proviant einzukaufen«, sagt Eugen. »Bei diesem Wetter sollten wir zum Spray Valley hinauf und den Grizzlies einen Besuch machen.« Zustimmung. Allerdings wünscht sich Veronika zuvor noch einen kurzen Schlenker über die Norquay-Rampe. Lohnender Einfall. Schon am ersten Waldplateau steht neben dem schrägen Stamm eines hohen Baums – mißvergnügt, wie mir scheint – ein besonders großer, dicker Blacky, kohlrabenschwarz auf dem weißen Schneeboden (Bild 42).

*

Im Vergleich mit der Fire Road-Kletterei des Wagens zur Sunshine Lodge ist das Hinaufkurven zum Arbeiter-Camp im Spray-Hochtal fast ein Vergnügen, trotz ziemlich vielem und rutschigem Schnee. Wir sind sogar zu früh oben. Eugen wandert mit der Angel am Flußufer entlang; Veronika und ich setzen uns vor die Hüttenwand und genießen Nachmittagssonne. Um 5 Uhr wird es kühl. In unsere Mäntel verpackt, pirschen wir hinüber zur Senke, lautlos auf der Schneepolsterung der Erdstraße. »Wenigstens ein Fisch hätte anbeißen können; wäre ein nettes Geschenk für die Grizzlies geworden. Zum Glück habe ich Sirup bei mir«, flüstert Eugen. Wir betreten heute den Hügel am Köderplatz nicht, verzichten auch auf eine Spurenkontrolle entlang der Wechsel, um keine Witterung zu hinterlassen. Daß vor kurzem, auch nach dem gestrigen Schneesturm, Bären hier waren, beweist uns der nichtüberschneite Sohlenabdruck auf einer Bohle des weich beflockten Brückleins. Welch ein Siegel! Fast doppelt männerhandgroß, sehr breit; die Zehenballen tief eingedrückt. Mehrere Zentimeter davor sind die messerscharfen Ritzungen der langen Grizzly-Krallen. *Er* muß hier gewesen sein, der Big one, der alte Hauptbär! »Natürlich in der Nacht; es ist zum Verrücktwerden«, schimpfen wir, werfen die geöffnete Sirupbüchse mit Schwung in die Senke und machen einen weiten Bogen nach rechts zur Baumkanzel. Zwei Stunden sitzen wir dort. Die Schneelandschaft bleibt lange hell, auch der Waldboden. Eugen kann durchs Fernglas feststellen, daß unsere beiden alten Büchsen leer sind: herausgekratzt die im Honig ertrunkenen Mäuslein! Leer sind leider auch die Aspenwipfel; der Sturm hat das goldene Laub davongeblasen. Die Whisky Jacks fliegen heran; bald nach ihnen kommt eine blaugrün schillernde Elster. Ein Coyote schnürt weit hinten über die Kieshalde; ein Wildkaninchen hoppelt

davon. »Mann, jeden Mistkäfer könnte ich bei diesem Schneelicht filmen; die Grizzlybande glänzt wie üblich durch Abwesenheit. Nirgendwo zeigt sich einer, bis hinauf zum Steilhang! Laß uns noch zehn Minuten warten; wenn das Feuerwerk dort oben verschwunden ist, rücken wir ab. Oder hast Du noch nicht kalt«, frägt Eugen.

Ich schenke mir die Antwort. Trotz Ohrenschützern, Wollschal und Fausthandschuhen, obwohl ich mich in meinen Lodenmantel verkrieche wie eine Schnecke in ihr Kalkhäuschen, beißt mich der Wind von allen Seiten, aus der Luft, von den Kiefernwipfeln her, durch die Bretterspalten des Kanzelbodens. Nur meine linke Hand ist einigermaßen warm; sie umklammert den Kopf der glimmenden Tabakspfeife. Und dennoch bezaubert mich das Ansitzen durch die fast unwirkliche Schönheit des Atmosphärischen. »Feuerwerk der Höhe«, sagte vorhin Eugen. Ja, am alleroberstem Felsgrat war bis vor wenigen Minuten Goldlicht; nun wird brennende Röte daraus, eine Rubinglut. Auch sie muß endlich weichen; es hat den Anschein, als falle sie nach hinten ins Wesenlose. Der Steinfirst wird grau, eisengrau, schmutzig-dunkel wie die verschneite Hangwand. Der Abend hat gesiegt. Wir schrauben die Kamera vom Stativ, packen die Rucksäcke und klettern steifbeinig leiterabwärts. Ich will nicht übertreiben, aber man kann durchaus von einem Balancier-Kunststück sprechen. Ohne Eugens Hilfe hätte ich's kaum geschafft.

Eine halbe Stunde später kredenzte uns Veronika dampfend heißen Tee in der Küchenbaracke, und als wir dann den Fire Road hinunterfuhren, leuchteten Goldaugen über dem Wald: unwahrscheinlich funkelnd stand im Samt der Nacht das Sternbild des Großen Bären. Hirsche sahen wir nicht, hörten auch keinen Bugle-Schrei. »Die Wapitis sind jetzt in den Talniederungen«, meinte Eugen, »wahrscheinlich haufenweise dort, wo neulich der verrückte Elchschaufler umhertobte. Ich möchte sie gern mal bei Sonnenaufgang sehen; an dem bißchen Kälte stirbt man nicht. Was haltet Ihr davon?« Kurze Diskussion, rascher Entschluß: morgen früh um 5.30 Uhr startet die Unternehmung! »Vergeßt aber nicht, daß uns heute abend um 9 Uhr Freund Walter in seiner Wohnung erwartet«, mahnt Veronika, unser leibhaftiger Terminkalender.

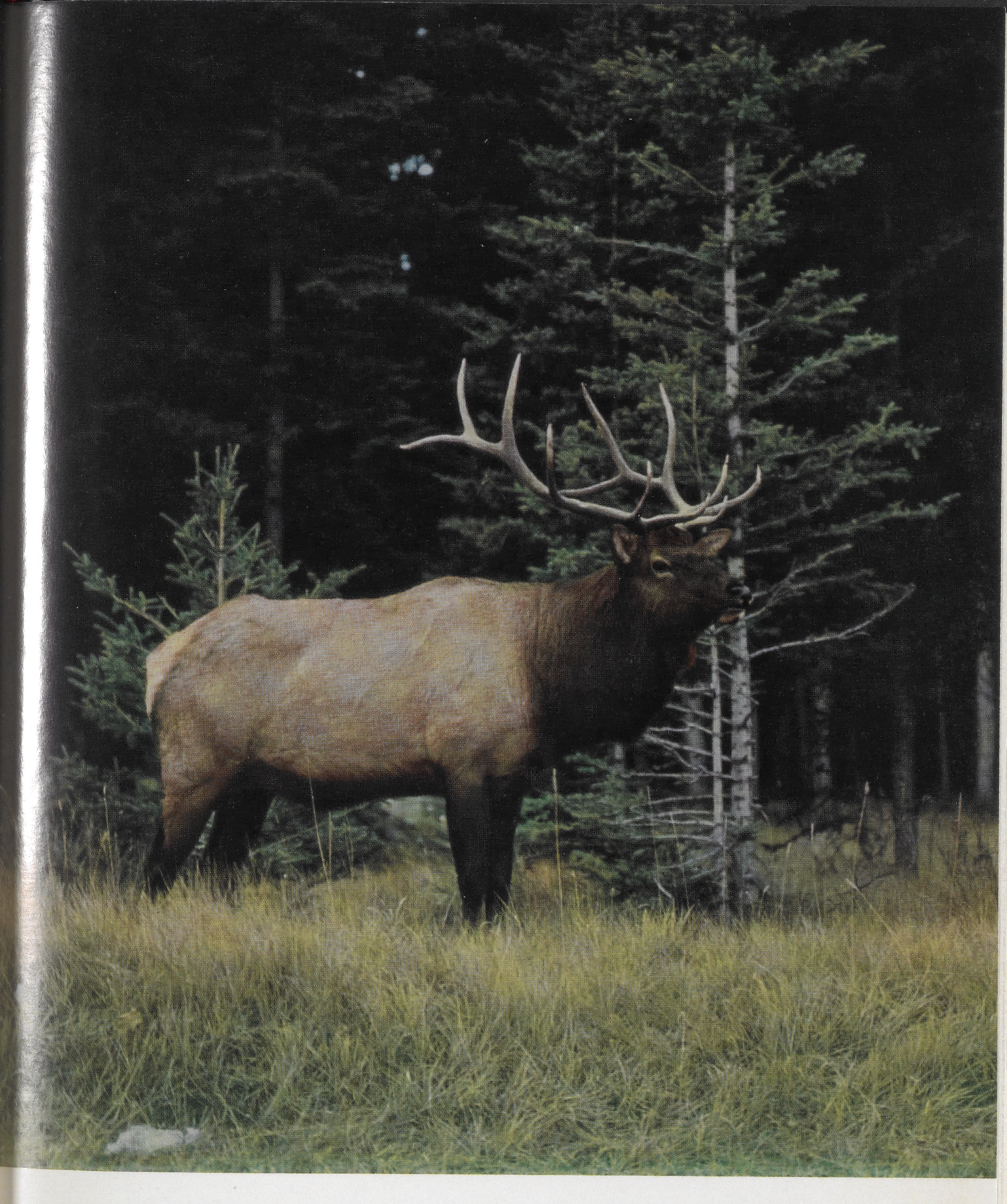
Es ist ein gemütlicher Hock geworden. An der Wand über dem Sofa hängt ein großes Ölbild vom Matterhorn. Vom richtigen, dem schweizer, wohlverstanden! Der Banffer Assistant Chief Warden stammt ja aus Zermatt, aus

einer alten Walliser Bergsteiger-Familie. Er freut sich über unseren Sunshine-Assiniboine-Bericht, gratuliert Veronika zum siegreich bewältigten Schneesturm-Unternehmen und meint, nun käme bestimmt eine längere Schönwetter-Periode. »Das Barometer steht denkbar gut; vielleicht wird's für die Hirschbrunft sogar zu warm, Indianersommer.« Wir, denen die Hochsitz-Kälte noch in den Zehen prickelt, sehen ihn ungläubig an. »Doch, doch! An Eurer Stelle würde ich die nächste Woche im Glacier Park verbringen; dort ist der Herbst besonders schön. Ganz andere Berge als bei uns in den Rockies; Ihr solltet überhaupt das Selkirk-Gebirge kennenlernen. Ein bißchen kompliziert, hineinzukommen; Ihr könnt Euren Wagen nur bis zur Stadt Golden benützen, müßt dann mit der Eisenbahn weiter. Der kanadische 'Glacier' ist vorerst noch eine naturhafte Wildnis ohne Fahrstraßen. Auch keine Ortschaften gibt's dort und keine Gasthäuser. Dafür tagweite Wälder voll Zedern, riesige Hemlocks und Douglasien. Ganz nah beim Bahnhöflein wohnt der Warden; er wird Euch den Schlüssel zur Alpine Club-Hütte geben. Ihr haust so mitten im Urwald.«

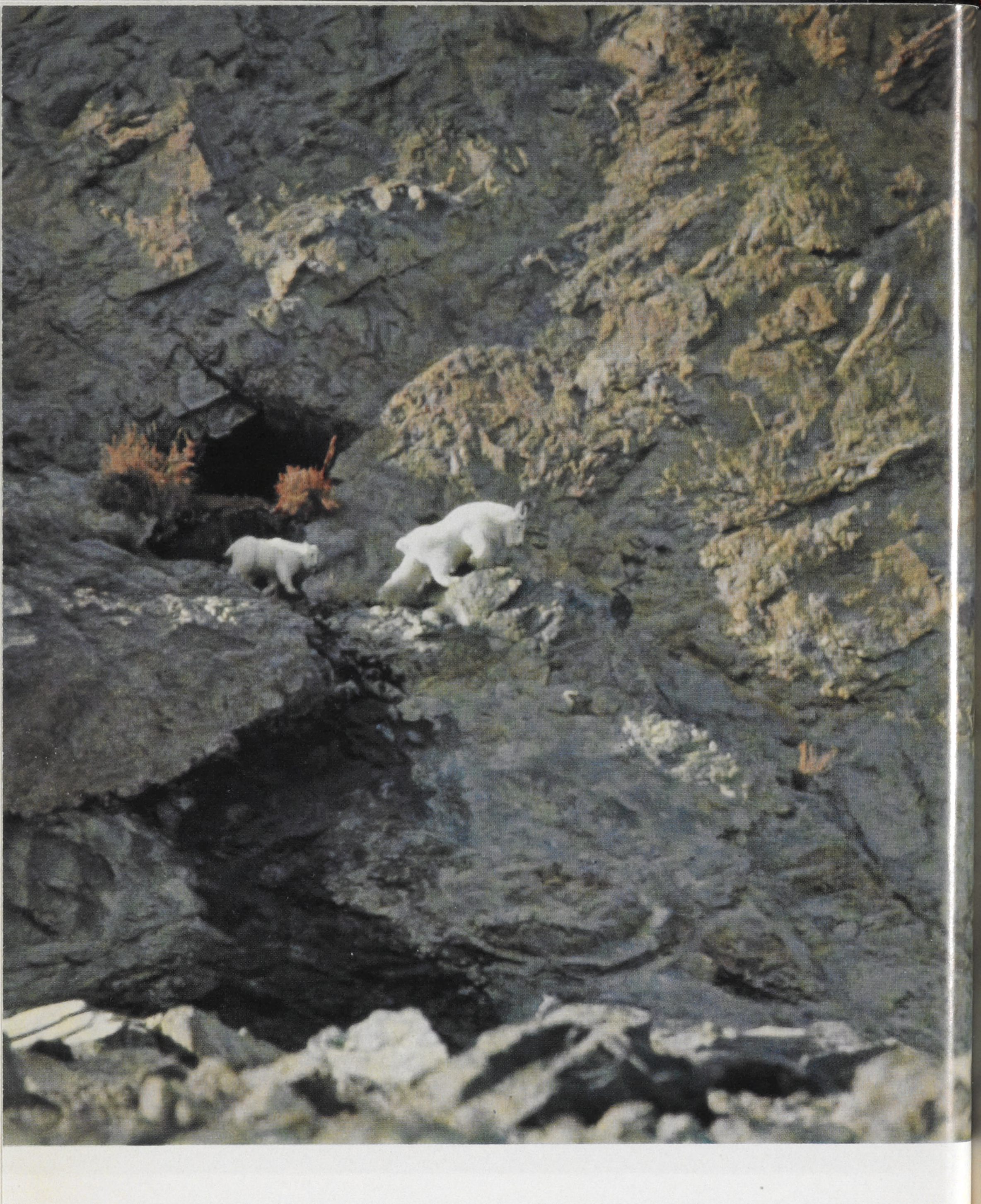
Verlockung, eine große Verlockung! Alle drei sind wir dafür und dennoch – wollte ich mich nicht auf die Rocky Mountains konzentrieren? Es gibt hier noch so vieles zu sehen, und der September ist bald zu Ende. Dann kommt schon das große Abschiednehmen. »Beschlaft Euch mal die Sache«, rät Walter, und Veronika meint, es werde sowieso eine kurze Nacht.

*

Um 5 Uhr rasselt der Wecker. 20 Minuten später kratzen wir den Eisbeschlag von den Autoscheiben, fahren vor bis zum Bahndamm, stellen den Wagen ins Gehölz. Es ist noch völlig finster. Nein, die Schneeberge stehen irgendwo wie blasse Schemen in der kalten Luft. Hinauf zum Bahndamm, vorwärtstasten! Wir sind als Polarmänner kostümiert und haben viel Gepäck. Eugen schultert zudem das lange Holzstativ. Erstaunlich schnell gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit. Oder dämmert es bereits? Nach 80 Schritten entdecke ich Hirsche rechts im Gebüsch. Wenige Sekunden danach steigen Wildenten aus dem Weiher; sie rätschen und quaken, brauchen lang, bis sie richtig im Flug sind. Erster Vermilion-See erreicht; seine Wasserfläche ist schon eine Spur hell, und auch der Himmel wird fahl. »Tempo!« mahnt Eugen, »wir müssen am hinteren See sein, müssen über das versumpfte Vorgelände weg, ehe es



83. Der Wapiti hat sein Geweih blankgefegt. Herbstzeit, Hohe Zeit der Brunft!



84. Trittsicher folgt das Zicklein der wollig-weißen Schneeziegen-Mutter im Felsgeklüft

richtig hell wird.« Achtung! Krächzende Vogelrufe, immer lauter; es dröhnt auf uns zu: mindestens 400 Krähen flattern über unsere Köpfe. Der Schilfgraben an der Dammsohle wird nun klar erkennbar. Eine Bisamratte plumpst ins Wasser; es knistert. Eishaut darüber? Ja, die kleinen Tümpel sind zugefroren. Die Waldfront zur Rechten endet. Wir kauern uns nieder, erforschen mit den Gläsern die Ferne; sie dunstet grau. Aber im Osten blinkt das Firmament – Vorahnung des werdenden Tags. Der Götterthron und die anderen Schneeberge sind flach, haben keine Schatten-Modulation.

»Runter vom Bahndamm! 30 Schritte voraus stehen Elche; wir heben uns hier oben zu deutlich ab«, sagt Eugen, leis, doch energisch. Unangenehm, im Graben voranzuwandern. Ich habe schon bald das nicht wohlduftende, kalte Sumpfwasser zwischen Strumpf und Oberleder. Also Versuch, auf der Dammschräge zu marschieren! Auch nicht erfreulich. Die Fußknöchel schmerzen; meine Sitzfläche macht mehrmals Bekanntschaft mit Schlamm und Schnee. Ich weiß nicht, wie lang wir für die 150 m gebraucht haben, weiß nur, daß die Hauptschwierigkeit noch kommt: das Überqueren des Schilfsumpfs in Richtung zum Bow-Fluß; wir pirschten ja im Sommer hier auf den alten Elch. Weitsprünge von einer Grashorst-Aufwölbung zur andern! Bewunderungswürdig, wie es Eugen schafft mit dem sperrigen Stativ und dem schweren Kamera-Rucksack. Veronika, nicht viel weniger bepackt, federt fast wie eine Antilope durchs Schilf. Bei solcher Kumpanei zwinge auch ich's, mit manchem Fehltritt zwar, schwitzend, von unten her angenäßt bis zur Wade.

Jetzt stehen wir vor einer dichten Gestrüppwand. Eugen hat, als er am Sonntag den zornigen Schaufler beobachtete, allerlei Geäst in die mageren Sträucher gesteckt, Knüppel am Boden ausgelegt, sogar eine Art Sitzgelegenheit geschaffen. »Macht Gucklöcher in die Tarnwand, aber geräuschlos!«

Wir tun es und sind schon mitten im Erlebnis. Zur Rechten eine große Wiese. Davor der ovale See, der links von Fichten umsäumt ist und hinten an einen Waldberg grenzt. Auf der noch verschatteten Wiese stehen viele große Tiere; mein Gehör bestimmt sie durch den tremolierenden Brunftschrei: Wapitis! 300 m Luftlinie trennen uns; doch die Sicht wird von Minute zu Minute besser. Auf dem Schneegrund sind locker verteilt und Äsung suchend 15, 16 Stücke Kahlwild, links ein geringer Hirsch, alle fahlbraun mit dunklen Beinen, Hälsen, Köpfen. Um sie, dauernd in Bewegung, der Große; er trägt einen

'Wald' von langen, blinkenden Spießstangen auf dem Schädel. Aus seiner Kehle stößt immer wieder der besitzanzeigende, warnende, herausfordernde Schrei. Ich sehe, wie die Atemwolke an den Lippen vibriert, die Mähne am vorgestreckten Hals sich ruckweise sträubt. Manchmal verjagt der Platzhirsch den 'Schneider', drückt auch einige Alttiere ins Buschdickicht, kommt allein zurück, setzt sich für kurze Zeit auf den Schnee, um plötzlich loszustürmen. Irgend etwas erregt ihn. Die Nüstern gebläht, das Riesengeweih zum Nacken zurückgelegt, fegt er über die Wiese, boxt mehrere Muttertiere, auch ihre Kälber, zur Seite, 'bijuglt', dreht sich, und nun wird erkennbar, daß er ein bestimmtes Schmaltier anpeilt. Er hetzt es erbarmungslos, kreuz und quer, folgt augenblicklich, als die Hindin in Fluchtsprüngen zwischen den Fichten verschwindet. Zweige knacken, neuer Hirschruf. Die Fanfare klingt anders als sonst, zwar schrill, aber nicht melancholisch verebbend. Gurgelnde Intervalle, und zum Schluß ein orgelndes Dröhnen, dumpf, fast wie der Baß unserer europäischen Rothirsche. Das Kahlwild auf der Wiese kümmert sich nicht um die akustische Sensation, kratzt und scharrt im Schnee . . .

Leider kann keine Berichterstattung zwei Geschehnisse zugleich schildern. Unsere Augen, die hin- und herblickenden, sahen nämlich während der Wapiti-Beobachtung, daß links vom Hirschrudel eine Elchkuh mit ihrem Kalb aus dem Wald trat, bedächtig auf die Halbinsel zuschritt, die in Richtung zu unserem Schirmsitz vorgreift. Zwischen den Stämmen waren die dunklen Tiere fast unsichtbar. Jetzt, auf der Schilffläche, zeichnen sie sich deutlich ab, Seite an Seite. Plötzlich ist das Muttertier allein, stelzt gleichmütig weiter, obwohl hinter ihm Krachen und Plantschen laut wird: das Elchkalb muß in ein Loch geplumpst sein, in Moorbrei. Es schlegelt, stampft, sinkt noch tiefer. Nur Kopf und Rückenkante ragen aus dem Sumpf. Für Sekunden sind auch sie weggesackt. Vielleicht fand im letzten Augenblick das sich quälende Jungtier irgendwo am Grund einen festen Stand; jedenfalls schnellt es jäh und fast senkrecht hoch, ist gerettet. Der Körper krümmt sich so zusammen, daß der Schädel an die Brust herangedrückt wird und der Nacken sich wie ein Höcker zwischen den Schulterblättern aufwölbt. Heftiges Schütteln; Moorklumpen spritzen nach allen Seiten. Dann streckt sich der Hals lang vor; die großen Ohren spielen, der Kopf dreht sich suchend. Ja, dort, schon fast am Seerand, trollt die Mutter. Ihr nach, schnurgerade! Es ist ein mühsames Laufen; die

Beine müssen bei jedem Schritt angewinkelt hochgezogen werden. Noch ein paar Sprünge – Sieg! Gemeinsam treten Mutter und Kind ins Seewasser hinaus.

Ungefähr zur gleichen Zeit erschien drüben auf der Brunftwiese erneut der große Wapiti. Doch ich mußte nun auch noch ein drittes Geschehnis beobachten. Am linken Waldsaum geisterte etwas, breit und schwarz – der Elchschaufler? Unmöglich, ihn genau zu bestimmen. Er blieb immerzu in Dekkung. Zudem wurde meine Aufmerksamkeit von oben her abgelenkt: die verschneiten Felsgipfel werden für Sekunden rosig überhaucht. Der Götterthron errötet, und schon schiebt sich – 7.05 Uhr – ein hellgelber, fast weißlicher Glitzerpunkt über den Berggrat im Osten. Flache Bogenaufwölbung, die zur Rundscheibe wird – die Sonne! Zauberisch verwandelt sich die Welt; Plastik entsteht, Licht- und Schattenkontur. Ein erster Strahl greift zum See hinunter, läßt die Uferfichten aufleuchten, ihre grünen Nadelzweige und die Schneepolster dazwischen.

»Komm auch zu uns, bring Wärme«, wünsche ich mir. Im Gegenteil, seit die Sonne sichtbar ist, bläst ein kalter Wind. Drüben beim Brunftrudel Sofortreaktion auf Wind und Sonne, nicht stürmisch, aber konsequent: die Wapitis schreiten in den Wald hinein, alle, bis auf den Haupthirsch. Er verhofft noch für einige Minuten, hebt sich farbig ab vom besonnten Schneegrund: sandheller Körper, mehr schwarz als braun an Kopf und Hals, elfenbeinblinkende Geweihspitzen. Nun zieht auch er zu Holz; der fahlgelbe Hinterfront-Spiegel wird zum Schlußlicht, zu einem erstaunlich großen.

»Wir bleiben noch«, raunt Eugen. »Einmal müßte sich doch der Schatten-Elch richtig zeigen. Er gespenstert dauernd hinter den ersten Bäumen. Wenn's der Schaufler ist, kriege ich eine pfundige Filmszene.«

Ich sage weder ja noch nein. Aber ich muß mich nun bewegen; meine Füße in den nassen Schuhen und Strümpfen sind völlig leblos. Hinter der Reisigtarnung mache ich Freiübungen, Armschlegeln, schmerzhafte Kniebeugen. Veronika meint lachend, es sei ein akrobatischer Steptanz zur Melodie des quietschenden Sumpfbodens. Der Elch hat mir gottlob die Gymnastik nicht übelgenommen; er stand plötzlich frei vor den Fichten – ein bescheidener Jüngling mit kleinen Schaufeltellern und einem dünnen, langen Zipfelbart! Ich dachte erst, er habe eine Fellkrankheit; aber die hellgrauen Flecken auf der braunen Decke waren Reifkristalle, die bald wegschmolzen.

Um 9.20 Uhr parkte Veronika das Auto wieder vor dem Brewster Block an. Ich war rechtschaffen froh über die gelungene Rückkehr, schwelgte nun von einer Wonne zur andern: heißes Abduschen, trockene Kleidung, üppiges Frühstück mit dampfendem Kaffee! Die Krönung wäre ein mehrstündiger Schlaf gewesen; doch nun kam die Post und mit ihr der Zwang, schnelle Entscheidungen zu treffen.

Eugen las uns zwei Briefe vor: der eine meldete, daß auf den Seen des Rocky-Vorlandes, östlich von Calgary, die ersten Schneegans-Schwärme eingefallen seien, viele hundert weiße Vögel auf der Zugreise nach Süden. Im andern Brief wurde von Bären berichtet, die am Skeena River, 190 Meilen vor seiner Einmündung in den Pazifik, jene großen Lachse aus dem Wasser schlagen, die vom Laichgeschäft im Oberlauf des Stroms zurückkommen, müde, absterbend. »Beides müßte man filmen, die Schneegänse und die Lachsfang-Bären«, meinte Eugen. »Wohin wollen wir fahren? Mit den Schneegänsen ist's noch nicht eilig; aber die Bären ... Start morgen früh! Wir könnten auch bis zu den Küsten-Indianern vor; dort sollen die ältesten Totempfähle sein. Lockt's Euch nicht?«

Wie es mich lockt! Doch leider weiß ich zu genau, daß in zweieinhalb, spätestens in drei Wochen mein Rückflug nach Deutschland beginnen muß; Eugen kann, je nachdem, noch einige Zeit zugeben. – Jeder Verzicht ist hart. So gern ich nordwestwärts ziehen würde zum Pazifik: Veronika und ich entscheiden uns fürs Hierbleiben, für das Felsengebirge.

»Wird respektiert; ich bin in neun oder zehn Tagen wieder bei Euch«, sagt Eugen und rechnet auf der Karte die Entfernung aus. Kopfschütteln. »Hin und her fast 3500 km, weil das Auto riesige Umwege machen muß. Das letzte Stück bis Hazelton hat wohl überhaupt keine Fahrstraße. Gescheiter, den Schnellbus bis Jasper und von dort den C.N.R.-Expreß zu nehmen. Ihr habt dann hier unseren Wagen zur Verfügung und das Ruderboot. Macht nur keine Kunststücke damit. Draußen schneit's schon wieder.«

Erkundungsgänge zu Reisebüro und Bahnhof: der Frühbus erreicht in Jasper den Abendzug; 30 Stunden später kann Eugen am Skeena sein. Telefonate mit Calgary, der Schneegänse und des Tonbandgeräts wegen. Es funktioniert noch nicht einwandfrei: Oxydationserscheinungen am Hauptschalthebel. Geduld! Neue Versuche sind unerläßlich.

Eugen packt, und dann machen wir die übliche Abendpirsch. Dabei wird uns bewußt, daß inzwischen aller Schnee weggetaut ist. Luft dämpfig warm – Chinook-Fallwind! Kaum vorstellbar, wie sehr wir heute früh gefroren haben. Am Nordost-Himmel hängen bleigraue Wolkenwülste; im Westen kräuseln schwarze Schleierfäden aus einem schweflig-grünen Himmelssack zur Erde herunter. Der Götterthron ist ein schwarzer Quaderklotz mit grellen Schneebändern; der Rundle hat violette Tönung auf seiner langen, schrägen Gipfelkante, so als schwele Feuer irgendwo. Aufruhr in der Luft!

Aufruhr auch unten an der Erde. Gibt es Föhnkoller bei den Tieren? Ein Coyote rennt über den Highway; sein Fell ist fast schwarz. Zwei andere hetzen hinter ihm her, sind größer. Gibt's Timberwölfe im Park? Hunderte von Bläßhühnern paddeln gar nicht langsam auf dem zweiten Vermilion-See. Laut trompetend fliegen Kanadagänse in drei weitgespaltenen Keilformationen über uns hinweg. Acht Elche sichten wir, ebenfalls voller Unruhe; sie drängen zusammen, laufen auseinander, in den See, auf die Landzunge. Nur einer steht still und völlig frei am Waldsaum: der kapitale Schaufler, den wir heute früh so sehnsüchtig und frierend erwartet haben. »500 m Entfernung, graues Dämmerlicht, da nützt die längste Teleoptik nichts, mein Freund«, resigniert Eugen und packt das Filmgerät ein.

Nach dem Abendessen gehen wir nochmals zum Bahnhof; Regen tröpfelt. Ich schimpfe. »Irrsinnig sind diese Wetterstürze. Heute vier am gleichen Tag!« Eugen klopft gegen die Barometer-Säule. »Steht immer noch ganz oben. Du wirst's erleben, daß sich Walters Prophezeiung vom Indianersommer verwirklicht. Dann solltet Ihr zwei doch in den Glacier Park trudeln; er ist ja nicht weitab vom Felsengebirge.«

Der Wapiti-Brunftkampf

Am frühen Morgen, bei flimmernder Sonne, verabschiedet sich Eugen. Ich bin bleiern müde, kann kaum hoch. Föhnfahnen am Himmel. Gegen Mittag wird es stechend heiß. Veronika und ich fahren zum Johnston Creek; in der kühlen Canyonschlucht läßt sich's einigermaßen atmen; winzige Sprühtropfen vom Wasserfall baden mein Gesicht.

Um 3 Uhr empfiehlt Veronika, noch eine Strecke nordwärts über den Highway zu kutschieren, langsam, damit wir die Waldblößen einsehen können. »Wapitis laufen bei diesem Tropenwetter nicht umher«, knurre ich, »immerhin, den Pilotberg mit seinem Vogelkopf-Gipfel gucke ich mir ganz gern an.« Wir sind sogar noch etwas weiter gefahren, bis zur Tafel 'Important Junction', zur Abzweigung des neuen Highway nach dem Kootenay Park. »Bieg mal ein, die Straße ist bereits geschottert. Kannst mir den Mount Eisenhower von der Breitseite knipsen; nah genug sind wir an ihm dran.« Veronika erfüllt meinen Kurswechsel-Wunsch, schiebt aber schon nach 30 m den Gang heraus, bremst vorsichtig und flüstert: »Wapiti!«

Ja, auf der Waldwiese links, 2 m unter uns, äst ein Hirsch. Was für ein Hirsch! Ein Koloß, nicht schlank, massig-schwer, Riesengeweih mit dicken Stangen, langen Spießen und gegabelten Enden. Entfernung von uns zu ihm vielleicht 60 m. »Er wird in den Wald hineinwechseln«, sage ich zu Veronika. »Wenn Du schnell über den Highway läufst, im Bogen um das Gehölz herumgehst, kannst Du ihn wahrscheinlich auf die Wiese zurückdrücken und im Sonnenlicht schnappen. Ich bleibe hier oben; das stört ihn nicht.« Veronika zieht los; zehn Minuten später sehe ich sie zwischen den Bäumen. Der Wapiti kommt weiter nach vorn, trollt aber dann doch vom Wiesenzipfel ins Holz.

Veronika erscheint wieder beim Auto, wechselt die Filmspule. »Ich hab' ein paar Aufnahmen gemacht, war ziemlich dicht am Hirsch. Bloß dauernd sperriges Astzeug dazwischen. Ich will ihm noch mal nachgehen.«

Seltsame Einfälle hat zuweilen der Mensch. Ich weiß keine Erklärung, keine Begründung für meinen Gegenvorschlag, den ich nun Veronika machen *mußte:* »Erinnerst Du Dich an die Waldsenke rechts vom Highway? Kleine Lichtung mit einem Tümpel, davor ein niedriger Wall aus Geröll und Erde. Dort setzen wir uns an. Das Gefühl sagt mir, daß Dein Wapiti ebenfalls in die Senke kommt; vielleicht kriegt er sogar Gesellschaft. Aus der gleichen Richtung hörte ich nämlich vorhin ein 'Bijugln', allerdings sehr entfernt. Wenn ich mich täusche, machst Du uns zum Trost über die Fichten hinweg ein gutes Eisenhower-Foto.«

Beides geschieht, der Ortswechsel und das Knipsen der hohen Bergburg mit den trutzigen Felstürmen (Bild 31). Absitzen auf der Wallkante. Umwelt still und schön, leider nicht sehr hell. Plötzlich knackt die Stille. Von links,

über Stubben und Fallholz steigend, kommt in der Tat unser Hirsch aus dem düsteren Wald, Kopf vorgestreckt, Geweih nach hinten klafternd. Ein paar Sekunden steht er reglos, den rechten Vorderlauf angehoben (Bild 77). Nase hoch, Ohren gestellt. Kein Schrei; er horcht. Auch ich höre – noch immer entfernt, aber doch schon näher – den Brunftruf jenes anderen Wapiti. Nun antwortet der Hirsch vorn an der Senke. Pause, dann Echo. Echo? Schrillt nicht der Unsichtbare zurück? Jedenfalls trabt der unsre über die Moorwiese, macht jäh einen Satz, nimmt urplötzlich eine Buschfichte an, bearbeitet sie von links und rechts mit Geweihschlägen. 'Als wetze und schleife ein Fechter seinen Säbel', deute ich mir dieses Tun, bei dem Zweigfetzen stieben. »Du wirst's erleben, Veronika, in wenigen Minuten haben wir ein Wapiti-Duell vor uns.«

Bestätigung? Es ruft schon wieder vom Wald her, jetzt ganz aus der Nähe. Die Baummißhandlung hört auf; der Platzhirsch öffnet das Geäse. Ich erwarte einen tremolierenden Pfeifschrei. Nein, stoßweise, rauh und dumpf röhrt er, droht kollernd, schlägt von neuem auf die arme Fichte ein. Veronika stupft mich. Wahrhaftig, drüben an der rechten Waldkante zeigt sich kurz ein Geweih-Schädel. Er verschwindet. Ein Schattenkörper bewegt sich zwischen den Bäumen, und jetzt schrillt es. Keine Antwort von unserem Hirsch; seine Zacken schlagen mit gesteigerter Wildheit auf die Fichtenzweige, indes der Rivale heraustritt zur Lichtung. Er ist nicht weniger groß, doch schlanker; das Geweih erscheint mir etwas kürzer. Ich versuche, die Sprossen zu zählen, kann es nicht. Mein Herz rattert. Der Neue hastet in schnellem Troll auf die Fichte zu; der Platzhirsch schiebt sich nach rückwärts. Will er sich drücken? Im Gegenteil; er nimmt einen Anlauf, stakt erst zwei oder drei Stelzschritte und prescht dann mit einem Tigersprung, Geweih nach vorn gesenkt, auf den anderen los, der eben am zerzausten Bäumlein angelangt ist. Durch das grüne Genadel hindurch treffen sich die Hornwaffen. Hell knallender Schlag! Köpfe und Geweihe rucken hoch; beide Hirsche gehen nun rückwärts und in Distanz. Doch nur, um gleich wieder vorzuprellen, die Spießsäbel zum machtvollen Zustoß zu bringen. Vierzehnmal wechseln Rückzug und Angriff. Zuweilen dauert's nur wenige Sekunden, bis die Kämpfer sich trennen. Jetzt dreht der Schlanke sogar vorschnell ab, weil ihm der unsrige mit tiefgesenktem Kopf das Geweih wie einen stacheligen Schutzschild entgegenstellt. Öfters machen beide Finten, Scheinstöße in die Luft.

Nun beginnt ein seltsam verhaltenes Ringen, nicht unähnlich dem Fingerhakeln der Bauernburschen: die Wapitis stehen sich frontal gegenüber; ihre Köpfe ruhen zunächst waagrecht auf den erhobenen Hälsen, neigen sich dann langsam nach unten, so daß die Geweihe, die langen Augsprossen sich ineinanderschieben. Ruckendes Zerren, mit der Absicht, den Gegner durch Heranreißen zu Fall zu bringen. Doch die Körper wanken nicht; die Beine werden schräg abgestemmt. Jetzt drücken beide Brustkästen vor, ebenfalls ohne Erfolg. Jede Bewegung endet; es sieht so aus, als seien die Ringer tatenlos erstarrt. Nein! Druck und Zug hüben und drüben sind offenbar gleich stark. Keinem gelingt es, den andern in die Knie zu pressen. Plötzlich biegt ein Hirsch den Kopf nach rechts; die Zacken rutschen aus der Verklammerung.

Nicht immer glückt die Befreiung so schnell. Eben poltert der massige Wapiti erneut heran, stößt das Geweih seitlich durch die Fichte, und alle Zakken seiner linken Stange verstricken sich in der rechten des Rivalen. Wildes Hin- und Herrütteln der Köpfe. Beide Hirsche drehen sich im Kreis; ihre Füße, die standsuchenden Schalen, schleudern Erdbrocken hoch. Durch die Anstrengung des krampfhaften Ringens quellen die Augen weit vor. Schließlich entwirrt sich doch das starre Geflecht; aber der Angreifer-Wapiti bricht in die Kniekehlen ein. Und der andere? Rammt er dem jetzt Wehrlosen einen Dolchspeer in die Flanke, in die Lungen? Nichts von Mord! Er tritt zurück und wartet, bis der Gegner wieder auf den Beinen steht.

»Ein anständiges Kräftemessen, kein Abschlachten!«, will ich zu Veronika sagen, kann's jedoch nicht: niemand kauert neben mir an der Geröll-Aufwölbung! Ist die Frau von Sinnen? Geduckt schleicht sie über die Lichtung, hat sich bereits auf 40 m an die kämpfenden Wapitis herangepirscht. Jetzt wendet der eine den Kopf zu ihr, muß aber sofort wieder zurück, um einen Geweihstoß des Gegners abzufangen. Veronika setzt Fuß vor Fuß; ich sehe, wie ihre rechte Hand an der Filmtransport-Schraube des Apparates dreht, gleich darauf den Auslöser abdrückt (Bild 79). Eigentlich imponiert mir ihr Schneid; ich weiß auch, daß ich früher bei meinen eigenen Wildtierfilmen nicht weniger leichtsinnig war. Doch nun habe ich Angst um meine Frau, richtige Angst, stelle mich oben auf den Steinwall, fuchtle mit den Armen, steige ebenfalls in die Senke: einerlei, wenn die Hirsche dadurch vertrieben werden! Besser, als daß einer von ihnen Veronika forkelt!

Wirkung erzielte ich nicht. Weder kam Veronika zurück noch flüchteten die Hirsche. Sie bewegten sich hin und her, duellierten sich bald am Rand der Lichtung, bald in der Mitte, doch immer so, daß zwischen ihnen ein Bäumchen oder ein Strauch stand. Bis plötzlich der äußerlich imposante Platzverteidiger kehrtmachte und mit gesenktem Kopf abtrollte; er muß wohl eingesehen haben, daß der Schlanke zäher, wendiger, überdies auch kräftiger ist. Was wird nun geschehen? Vernichtungsstoß? Ach, daß wir Menschen vom 'tierischen Verhalten' lernen wollten! Zwar mit stolz hochgerecktem Geweih, doch gleichmütig schlendernd folgt der Sieger in gutem Abstand dem Besiegten, als wolle er ihn vom Kampfplatz geleiten (Bild 80). Sein Besitzrecht über das Rudel, das irgendwo wartet, ist durch dieses Kräftemessen ganz einwandfrei geklärt.

*

Ein zweites Duell beginnt; der Verlierer bin ich. Veronika faucht, als ich sie mit Vorwürfen und Geschimpf überfalle. Sie haut sogar auf den Deckel ihrer Kamera, und lediglich unser altes Sprüchlein kann die Wogen glätten: what a nice day! »Alles was recht ist«, beschließt Veronika den Ehestreit, »aber Deine Ängstlichkeit um mich war übertrieben. Die Hirsche hatten doch wirklich anderes zu tun als mich anzugreifen. Der eine schielte zwar öfters zu mir herüber, merkwürdig blutunterlaufen waren seine Augen; er machte auch zweimal einen Sprung in meine Richtung. Nun, dann ging ich halt ein bißchen zurück. Meine Sorge ist nur, ob das Licht in der Senke zwischen den hohen Fichten ausgereicht hat für die Aufnahmen.«

Männerlogik nützt bekanntlich in solchen Fällen nichts, ebensowenig das Aufzählen der tödlichen Unfälle durch Brunfthirsche, die verbürgt sind. Immerhin, ich habe mit Veronika die Entfernung abgeschritten: auf knapp 20 m knipste sie die kämpfenden Hirsche. »Wäre einer von ihnen zu ernsthaftem Angriff vorgeprellt, hättest Du ... « – »Hätte und wäre! Er tat's freundlicherweise nicht. Ich kann also ruhig noch eine halbe Stunde hinterherpirschen; vielleicht fangen die Herrschaften doch eine neue Rauferei an.«

Es wurden fast zwei Stunden aus dieser Pirsch; ich ging getreulich mit, den verläßlichen Haselstock in der Hand. Als wir am geschotterten Kootenay Highway angelangt waren, wollte Veronika nach links auf die kleine Hügelkuppe. »Wir sollten uns den Buckel schenken und über die Autostraße bis

zum Bow-Fluß fahren. Dahinter, am hohen Waldhang, dürfte das Rudel stehen.« Unwissentlich hatte ich auch diesmal recht mit meinem Rat: wir waren kaum an der Brückenrampe, da kam der schlanke Hirsch aus dem Gestrüpp, stieg, 100 m von uns entfernt, zum Ufer hinunter und schwamm, parallel mit dem Highway, über den Fluß. Rauf zur jenseitigen Kiesböschung, Wasser aus dem Fell schütteln, ziemlich rascher Lauf in der Richtung zum Waldberg! Wir eilten im spitzen Winkel ebenfalls darauf zu, hatten einige Mühe, weil wir erst durch eine neugerodete, sumpfige Schneise und dann steil empor mußten, ich stellenweise auf allen vieren.

Wanderung kreuz und quer durch Gestrüpp und Hochwald, über zwei Kuppen hinweg, insgesamt gut 3 km; aber es lohnt sich. Immer neue Hirschrufe. Begegnung mit neun Wapiti-Tieren; sie flüchten, treffen auf drei andere, ein Sechserhirsch ist dabei. Gemeinsam zieht das Rudel durchs Schattendämmer; wir folgen, ohne bemerkt zu werden. Sprenglaut! Der große Wapiti (ich meine, seine Mähne sei noch naß von der Flußdurchquerung) stürmt heran. Das Sechserlein getraut sich, ihm entgegenzutreten. Schlagwechsel, nur ganz kurz. Fluchtsprünge des einen, hinunter zum Tal; der andere, der starke Hirsch, schickt ihm einen langhallenden Schrei nach und drängt das Rudel der Mulde zu. In ihrer Dunkelheit verschwindet das Kahlwild und sein 'Herr'.

Veronika und ich trafen schließlich auch jenen Wapiti noch einmal, der uns am Nachmittag auf der Wiese den Auftakt gegeben hatte für die Vielfalt der heutigen Erlebnisse. Er ging allein über den Rodungsgrund, schob dann seine Massigkeit den Hang hoch. Auf dem Trail wären wir uns fast begegnet . . .

»Jetzt brauche ich eine Ruhepause«, sage ich, als wir eine halbe Stunde später am Bow-Ufer angekommen sind. Hier im Flußtal ist es noch hell, doch trotz Sonne merkwürdig dunstend. Von Norden wallt lichter Nebel heran, stößt auf die linke Ecke des Eisenhower-Massivs, quillt in die Auswaschungsrunsen, und während der nächsten Minuten vergesse ich Hirschkampf und Wandermüdigkeit. Der harmlos-dünne Nebel verschluckt wahrhaftig den großen, weitgestreckten Tafelberg. Schon sind drei der sechs klobigen Felstürme unsichtbar, jetzt fünf; nur der letzte leuchtet noch in der Strahlung der eben absinkenden Sonne. Nicht lange Zeit. Dem Nebel folgt schwarzgraues Gewölk, und während der Horizont noch einen Silbersaum hat, regnet es bereits auf unsere Köpfe. Gewalttätiges Schütten wird daraus; wir müssen im

Galopp zum Wagen und haben wieder einmal Gelegenheit, mit dem vielerprobten Kaugummi das Autodach abzudichten.

Nach einer halben Stunde zerflattert die Riesenkugel der Wolkenballung über uns; der Regen versiegt. Veronika läßt den Motor an. »Nun fahren wir gen Banff«, sagt sie, »es ist zwar noch nicht spät, aber diesmal habe *ich* das Gefühl, daß ein paar Erlebnisse auf uns warten.« Der Highway zwischen den hohen Fichtenwänden dunkelt bereits. Wir schalten das kleine Licht ein, sehen nach 500 m den ersten Wapiti, einen vorjährigen Spießer. Er reckt Kopf und Brust zwischen den Baumstämmen vor, neugierig. Kaum 20 m danach steht rechts sein Ebenbild; es könnte der Zwillingsbruder sein. Unglaublich, aber wahr: nach weiteren 250 m wiederholt sich der Anblick, nur daß dieser Hirschjüngling noch im Bast ist, zwei braunwollige Spieße trägt.

»Aufpassen! Die Drei suchen Anschluß an ein Brunftrudel«, sage ich, und Veronika ergänzt: »Mach Dein Seitenfenster weit auf, damit wir was hören können. Gleich kommt das leichte Gefälle; ich treib' den Motor kurz hoch, dreh' dann den Zündschlüssel ab. Das Wägele trudelt ein gutes Stück allein und lautlos.« Recht so. Auch der Wald schweigt, ebenso die Schattengruppe der sechs Wapiti-Tiere, die vom Scheinwerferlicht wegbiegen ins Dunkel. Doch plötzlich schrillt pfeifendes 'Bijugln', verhallt melancholisch. Auto an die rechte Fahrkante steuern, abbremsen, aussteigen! Völlig finster. Scheinwerfer sind gelöscht; nur die beiden roten Schlußlichter glimmen. Wir tasten uns ein paar Schritte voran über die Straße. Veronikas Blicke suchen umher. »Du«, flüstert sie, »links, 40 m hangaufwärts, könnte was sein.« Zur Bestätigung schwingt von dort ein neuer Brunfttriller zu uns. Ganz langsam, jedes Geräusch vermeidend, pirschen und steigen wir darauf zu. Ein Glück, daß sich auch Menschenaugen an die scheinbar lichtlose Umwelt gewöhnen: in der Waldnacht sehe ich allmählich Schemen schräg über mir – neun große Tiere, eines mit Zackengewirr auf dem Kopf. Der Hirsch dreht sich um sich selbst, ruft. Keine melancholische Klage mehr, rauhes und herausforderndes Grollen! Veronika und ich bleiben stehen, bücken uns. Ob wir zwei ihn ärgern, reizen? Ob er uns wittert? Nein, von links schrillt ein anderer Wapiti-Schrei. Der Hirsch vor und über uns umrundet das Rudel, drückt es einige Schritte noch höher bergauf, schreit seine Stärke, den Kampfwillen und die Verteidigungsbereitschaft in die Finsternis hinaus. Antwort, schwächer, vielleicht ent-

fernter, jedenfalls nicht trotzig. Dafür schmettert nun eine dritte, sehr laute und herrische Fanfare von unten her: jenseits der Fahrstraße, hinter uns im Wald, muß ein besonders starker Hirsch sein. Ihm erwidert unser Wapiti am Hang mit kurzen, grellen Pfiffen. Aus der Tiefe kollert dumpfes Husten, Trenzen. Von oben herab stößt eine noch zornigere Antwort, und dazwischen schrillt aus der linken Ecke das Tremolo des dritten. Jeder Ruf löst sogleich den Gegenruf aus, nicht nur einmal, immerzu!

Oh, daß wir unser Tonbandgerät bei uns hätten! Daß es aufzeichnungsfähig wäre, anstatt krank in Calgary zu liegen! Um uns dröhnt der Wald, die Luft, die Nacht. Aus drei Richtungen, wirklich pausenlos, kommen die Urstimmen des Lebenswillens, der Zeugungskraft. Wären diese Stimmen flammende Leuchtfeuer, stünden wir mitten im Dreiecklodern der brunftenden Hirsche.

Angelehnt an einen Fichtenstamm erleben wir die Magie der nächtlichen Stunde, den Diskant, das baßgewaltige Orgeln und die schrillen Pfiffe, das Anschwellen, das schluchzende Verklingen der Bugle-Schreie. Meist habe ich die Augen geschlossen. Wenn ich sie öffne, sind oben am Hang die Schatten-Umrisse des Wapitirudels und unter mir, am Highway, zwei Rubinaugen. Sie, die Auto-Schlußlichter, strahlen keine Helligkeit aus, stehen allein für sich in der schwarzen Nacht. Doch sie beweisen mir, daß Veronika und ich noch immer im Bezirk des Irdischen sind, auf dem Waldboden der Rockywelt. Wir hätten ja auch mit dem Hall der Töne verwehen können, uns auflösen, irgendwo zwischen Raum und Zeit.

Wohin führt nun unser Weg?

Der chronologische Ablauf des Berichtens wird kurz unterbrochen: ich möchte unmittelbar neben die Urgewalt der nächtlichen Wapiti-Rufe das Erlebnis der Anmut stellen. Auch hier wird von Hirschen die Rede sein.

Veronika und ich fuhren durch ein abendlich besonntes Hochtal, hatten eben den modernen Feuerturm besichtigt, dessen hellgestrichene Kabine auf einem schlanken Stahlgerüst 30 m über die Kuppe eines Waldberges hochsteilte (Bild 66). Veronika war auch an der senkrechten, durch Eisenreifen abgesicherten Leiter emporgeklettert, um den Rundblick über die Waldtäler,

auf die Felsgipfel zu genießen. Mir schwankte das dünne Sprossenzeug zu sehr.

Jetzt rollen wir die leicht sich senkende Waldstraße entlang, geräuschlos, mit abgeschaltetem Motor. »Links, 50 m voraus, äsen drei Mule Deer-Hirschlein ohne Geweih«, sagt Veronika und hält den Wagen bedachtsam an, auf gleicher Höhe mit den Tieren. Ja, es sind weibliche Ohrenhirsche, jedoch schlanker, noch zierlicher als wir sie kennen; fast möchte man sie für Gazellen halten. Ihr Winterfell hat eine bläulichgraue Tönung. Rein weiß leuchtet der große, runde Halsfleck, und auch die schwarzen Augen sind von weißen Haarringen umsäumt. »Guck Dir den Wedel an«, flüstere ich Veronika zu, »er ist viel länger und dicker als bei den Mule Deers. Außerdem hat er keine schwarze Endspitze, ist oben völlig grau, an der Innenseite weiß behaart; ich glaube, das sind ...« In dieser Sekunde nimmt eine der Äserinnen den Kopf hoch, schaut zu uns herüber, gibt Warnlaut: ein pfeifendes Schnauben! Alle drei werfen sich nun gleichzeitig herum und springen ab, nicht hochflüchtig; es ist ein spielerisches Davonwippen und ein bezaubernd schöner Anblick. Denn kaum daß der Schnaubpfiff ertönte, ruckten die buschigen Schwänze senkrecht empor und entfalteten sich – ich kann es nicht anders beschreiben – zu seidig schimmernden, weißen Fahnen. »Weißwedel-Hirsche sind es«, rufe ich begeistert, und weil hier der Wald aus hochstämmigen Kiefern und Fichten ohne Unterholz besteht, können wir die wippenden Sprünge noch lang beobachten, die samtgrauen, schlanken Tierkörper und, über ihrer Hinterhand, die rhythmisch nach links und rechts wehenden, duftig fächernden Silberhaar-Fahnen. »Eigentlich kann man so was nur träumen«, meint Veronika, als wir wieder allein sind am Waldsaum, »ich hab' vor lauter Schönheit gar nicht ans Knipsen gedacht; 's wäre auch nichts geworden zwischen den Bäumen.«

In der Nacht, als wir steil talabwärts fuhren – wenige Meilen vor Radium Hot Springs im Südwestzipfel des Kootenay Park – faßte unser Scheinwerfer vor der Waldwand eine zweite Gruppe von Weißwedel-Hirschen: fünf Tiere, auch einen Geweihträger. Sie standen eng beisammen und reglos im starken Licht. Ihre schwarzen Nasen und Augen glänzten; die Innenwölbungen der großen Ohren blinkten weiß, und als sie sich endlich aus ihrer Starre lösten, von uns wegliefen zum Wald, grüßte uns – wirklich wie ein schöner Traum – losgelöst von den verschattenden Körpern das lichte Wehen ihrer steilgereckten, weit entfalteten Wimpel.

Die geographische Ortung 'Südwestzipfel Kootenay Park' ist Dir gewiß aufgefallen, Leserfreund! Es wird nötig, Dir zu erklären, wieso wir plötzlich nicht mehr in der Provinz Alberta sind, sondern in Britisch Kolumbien. Dadurch kommt auch wieder Ordnung in den Zeitablauf unserer Reise. Veronika und ich sind nämlich inzwischen auf großer Fahrt gewesen, im Glacier Park. Weil er im westlichen Nachbargebirge der Rocky Mountains liegt, in der Selkirk-Kette, muß ich den umfassenden Bericht über jene fünf leuchtenden Indianersommer-Tage für eine spätere Veröffentlichung zurückstellen. In diesem Rocky-Buch sei nur die Wegleitung aufgezeigt:

Wie von Freund Walter empfohlen, schraubten wir uns über weit ausschwingende, kühn kurvende Steilrampen den grandiosen Westhang des Felsengebirges hinunter zum Kicking Horse-Flußtal, erreichten gegen Abend die kleine Stadt Golden (außerhalb der Parke) und erlebten dort die Breughel-Atmosphäre eines nächtlichen Beer Parlor zwischen Holzfällern, Cowboys, Indianern und Chinesen; auch bürgerliches Publikum war dabei, Männer und Frauen. Am nächsten Mittag stiegen wir in die C.P.R., und schon kletterte der Pazifik-Expreßzug vom Columbia River empor an neuen Bergen.

Es gibt wohl kaum einen größeren Kontrast: gestern der Nachtspuk der lärmerfüllten Wildwest-Schenke, jetzt diese lautlose, sonnenhelle Eisenbahnfahrt! Veronika und ich durchschritten staunend die in diskreter Farbigkeit wechselvoll ausgestatteten Pullman- und Gemeinschaftswagen, die luxuriösen Einzel-Salons, die rollenden Speisesäle, Musik-, Lese- und Ausruhräume. Wir saßen auch im 'Scenic Dome', unter der bläulich-gläsernen Aussichtskuppel des zweistöckigen Schlußwagens, und konnten nun, gewissermaßen aus der Vogelschau, beobachten, wie vor uns die lange, silbrig blinkende Schlange der 35 Leichtmetall-Waggons hinaufkroch, an Aspengold- und Felshängen entlang, immer höher, auch über Viadukte und tief eingeschnittene Klamm-Schluchten. Viel zu früh kam ein Tunnel, hinter ihm die Station 'Glacier'.

Aussteigen und hinein in die Welt der dunklen Wälder, der lichten Firnschroffen, der Gletscher! An Bahnhof und Poststelle vorbei (die beiden einzigen Häuser der Ortschaft) zum ersten Hügel, zur Warden-Wohnung. Nirgends ein Auto, keine den Park durchquerende Fahrstraße, aber nach knapp 1 Meile ein Camp für die Arbeiter, die draußen im bewaldeten Hochtal Sprengungen und Rodungen durchführen für den künftigen Highway zum Pazifik.

Der leitende Ingenieur, ein Lawinenverbauungs-Fachmann aus der Schweiz, löst freundlich und rasch sämtliche Probleme: sein Truck holt vom Bahnhof unsere schweren Rucksäcke mit dem Proviant und der Ausrüstung für eine Woche, fährt uns dann waldaufwärts bis zu einem Berggewässer. Links davon wölbt sich eine kleine, fichtenbestandene Kuppe, und auf ihr ist das Blockhaus des Canadian Alpine Club (Bild 67).

Ich zwang mich bisher, sachlich zu bleiben, nichts als nüchternen Tatsachenbericht zu geben. Nun beginnt für uns zwei ein Glückszustand, über den ich hier doch einiges ausführlicher erzählen möchte. Von der Clubhütte, unserem weltverlorenen 'Paradies'-Mittelpunkt, wanderten Veronika und ich in fünf sonnenbeglänzten Tagen nach allen Himmelsrichtungen, auf Wegen, die nur ganz selten vom Menschen begangen werden, durch Wälder mit üppigsten Douglas-, Hemlock- und Balsamtannen. Wir sahen 60 m hohe Riesenzedern, deren Stämme wir beide mit unseren ausgestreckten Armen knapp zur Hälfte umspannen konnten. Wir entdeckten das Zusammenfluten von vier schäumenden Gletscherbächen, fanden in 2000 m Höhe eine morsche, alte Fichte mit 86 Spechthöhlen, drunten im Tal einen Bergrutsch, der Steinblöcke von Hausgröße in den Wald geschleudert hatte, und am Hang ein Gestrüpp-Dickicht von Kilometerausdehnung, das auch mit der schlagenden Gewalt meines Haselstocks nicht zu durchdringen war. Im oberen Drittel des Mount Abbott erreichten wir auf grausig steilem Indianer-Trail den schönsten, heimlichsten Bergsee, den Marion Lake. Wenn ich von seiner dunklen Wasserflur sprechen soll, kann, ja muß ich (mehr noch als beim Moab-See) den Vergleich mit einem schwarzen Alaska-Diamanten gebrauchen, in dessen Schliffspiegel die Nähe und die Ferne aufleuchten: der herbstrote Lärchenbusch und das gilbende Ufergras, die Lanzen der schlanken Kanadafichten, die Firnpyramiden und die Gletscher, auch der hohe, blaue Himmel. Veronika und ich stiegen am nächsten Tag stundenlang einen anderen Waldberg empor, Richtung zum Illecillewaet, dem 'Großen Gletscher'. Ich gestehe, daß wir unterwegs immer mal wieder laut gesungen haben: höfliche Ankündigung für den Grizzly, der an der nächsten Pfadbiegung unweigerlich aus den Beerenbüschen, den Geröll-Höhlen auftauchen mußte!

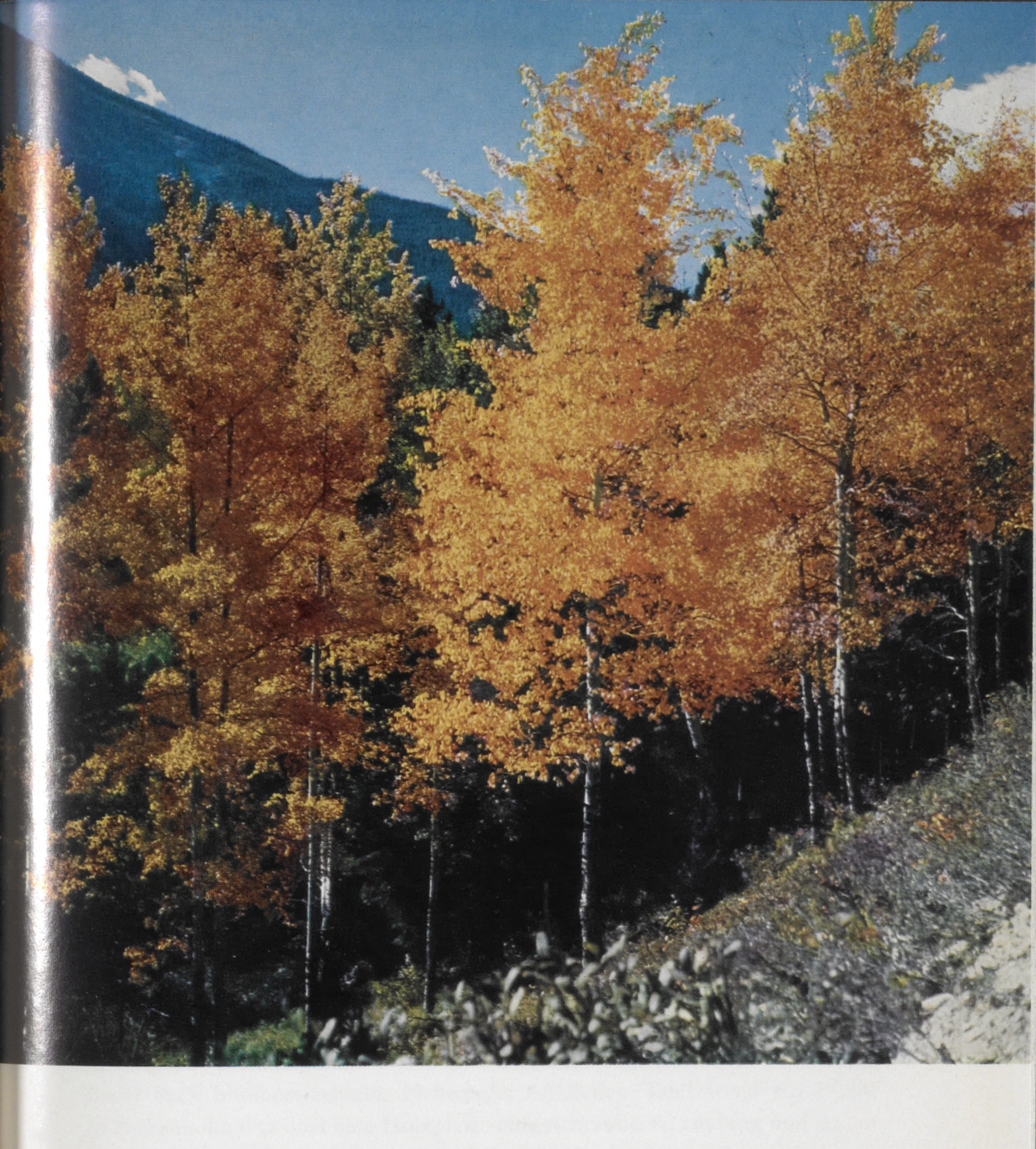
Kein Bär zeigte sich, obwohl viele Bergnamen darauf hinweisen. Wir sahen überhaupt kein großes Wild im Glacier Park: die Sprengungen, der Rauch der

Tag und Nacht brennenden Holzstöße vom Wegbau, das technische Zeitalter muß die Tiere, die Ureinwohner, zum Rückzug in ferne Seitentäler veranlaßt haben. Nur Whisky Jacks umflatterten uns zuweilen und blau beschopfte, schöne Hähervögel. Dafür ernteten wir Pilze und Beeren in Menge, unterschieden drei Heidelbeer-Arten, mannshohe, mittlere und fast kriechende Stauden; eine davon hatte besonders aromatische, schwärzliche Früchte von beinahe Kirschengröße. Hier im Glacier sind fast alle Blätter noch sommerlich grün – mildes, vom Pazifik beeinflußtes Klima!

Auch oberhalb der Waldgrenze sind wir gewesen, kraxelten über einen langen Moränenhang dem Gletscher entgegen, der uns vom Tal heraufgelockt hatte. Doch als wir oben waren, fanden wir keinen Gletscher, sondern in der dunstigen Mittagshelligkeit lediglich sein 'Stein-Gerippe'. Der Gletscher selbst war schon seit vielen, vielen Jahren über die Steilrampe zurückgeschrumpft. Was wir für Eis gehalten hatten, erwies sich als eine Aneinanderreihung von parallelen, Schmelzwasser-genäßten Längsfurchen in der gelbgrauen Kalkstein-Oberfläche – eingeschnitten entweder durch die schrammende Last des einstigen Eisstroms oder durch die Felstrümmer, die er mit sich führte. Ich habe keine Veranlagung zum Gipfelstürmer, zum Rekord-Einheimser; Veronika und ich grüßten winkend den Gletscherrest, der noch weit von uns entfernt und beträchtlich höher in der Sonne blinkte. Meine Füße waren schon öfters auf Gletschergrund; doch nur dieses eine Mal bin ich auf einem Gletscher-Gerippe gewesen . . .

*

Die Zeit steht nicht still. Auch für unser Glacier-Erlebnisglück schlägt eine Trennungsstunde. Im Blockhaus packen wir die Rucksäcke; ich schichte neues Brennholz ins große Kamin-Geviert der Wohnstube und wünsche unserem unbekannten Nachfolger ebenso viele, froh besinnliche 'Träumereien am roten Funkenflug', wie sie uns Abend für Abend hier zuteil geworden sind. Oh, eben fällt mir ein: einmal stand ich um Mitternacht plötzlich auf vom Kamin, trat vor die Berghütte, als hätte mich jemand gerufen. Ich sah zuerst nur das geisterhafte Schimmern des fernen Asulkan-Gletschers in der Finsternis, aber dann flammten, wallten und wogten zartfarbige Schleier, Strahlen und Bänder durch den Nachthimmel: das Nordlicht leuchtete fast eine Stunde lang über uns. Ich bildete mir zuweilen ein, daß im schwarzen Firmament eine bunt



85. Goldgelbe Aspenkronen leuchten in den Flußtälern und auf allen Hängen



86. Schwarzbären-Mutter mit einem lichtbraun bepelzten 'Cinnamon-Kind'

sprühende, dennoch milde Mitternachtssonne aufgegangen sei, Glorienglanz.

Vorbei! Jetzt wird die Balkentüre des Blockhauses abgeschlossen. Es ist Vormittag; über Fichten und Firn strahlt nun das vertraute Goldrund der wirklichen Sonne. Drei Stufen abwärts muß ich von der vorgebauten Terrasse zum Waldboden; hoffentlich erwartet mich heute nicht mein kleiner Freund. Ich will ihn kurz beschreiben: als ich am ersten Abend, müde vom Holzspalten, auf der untersten Treppenstufe saß und verschnaufte, raschelte es zwischen Farn und Gras. Ein Wiesel, noch im bräunlichen Sommerpelz, huschte heran, stellte sich neugierig hoch und spielte minutenlang um mich herum. Ich weiß, es klingt seltsam, doch bereits am nächsten Tag hatten wir uns angefreundet, der schlanke Raubtier-Zwerg und ich. Das Wieselchen kam nun bis auf meine Schuhe, und wenn ich fortging, begleitete es mich die Böschung hinunter zum Brückensteg. Nicht genug, gestern abend schwamm mein Freund sogar durchs Wasser, neben den Bohlen her; wahrscheinlich war er arg enttäuscht, weil ich keine Zeit hatte, mich niederzuhocken und ihm wie sonst Rindenstückchen, Holzspäne zuzuwerfen. Ich mußte schleunig zum Wardenhaus. Können Wiesel beleidigt sein? Törichter Gedanke von mir; immerhin, aus der Feigheit des Herzens heraus bin ich froh, daß Veronika und ich ohne Wiesel-Begleitung zum Truck und zum Bahnhof kamen.

*

Bei der Rückreise mußte unser Auto jenseits von Golden einen Umweg machen nach der Südwestspitze des Kootenay-Parks; wir wollten die roten Felsen bei Radium Hot Springs kennenlernen, und dadurch trafen wir die Ohrenhirschlein mit den weißen Wimpelfahnen. Das Erlebnis der Saurierstraße kann ich jetzt nicht schildern; aber ein sympathisch erheiternder Anblick soll zum Abschluß erwähnt werden. Wir waren bereits emporgejammert (armes Wägele!) zum Haupt-Höhenzug der Rocky Mountains, sahen vor uns wiederum eine, diesmal fast 3 m lange, Holztafel, die verkündete, daß sich hier am Paß die Wasser scheiden, rechts zum Pazifik, links zum Atlantischen Ozean; sie zeigte zugleich an, daß wir nun den Kootenay-Bezirk verlassen und in den Banff Park hinüberwechseln. Neben der offiziellen Tafel stand ein Pfahl; in Augenhöhe war dort eine Holzplatte aufgeschraubt, 80 cm lang und 30 cm breit. An ihrer obersten Kante las ich in Blockbuchstaben: »Besucher, wenn Du unbedingt Deinen Namen einschneiden mußt, benütze mich und nicht die

große Wasserscheiden-Tafel!« Solch eine humorvolle Einladung ist weit wirksamer als jedes Verbots-Kommando. Der Pedant in mir prüfte nach: nicht ein Autogramm 'schmückte' die lange, amtliche Tafel, während auf der kleinen Platte am Sonderpfahl die geschriebenen und eingekerbten Namenszüge sich drängten. Veronika und ich schmunzelten noch immer, als schon jenseits vom Bow-Tal die Steintürme des Eisenhower-Berges sichtbar wurden.

Viele Freuden und ein Kummer

An der obersten Treppenstufe des Brewster Block in Banff stand Louisa. Ihre Augen glänzten vor Wiedersehensfreude, zugleich winkte rügend der Zeigefinger. »Eugen wartet schon seit gestern abend auf Euch! Vor einer Stunde ging er zur Parkverwaltung, wird bald zurück sein. Euer Tonbandgerät brachte vorgestern ein Bote aus Calgary.« Wir sausten in unser Zimmer, und drei Minuten später hielt mir Veronika das Mikrofon vor den Mund. »Erzähl was; Du kannst auch singen«, sagte sie. Spannung, Spannung, bis wir dann jeder die Hörmuschel ans Ohr drückten. Fieberhaft horchend merkten wir gar nicht, daß sich die Zimmertür öffnete. »Na also, der Kasten funktioniert ja; Ihr strahlt über sämtliche Backen, Ausreißer!« Eugen, der Sprecher, strahlte auch; die ganze Kumpanei war glücklich, wieder beisammen zu sein.

Langes Erzählen. Hinterher schämte ich mich, daß wir egoistisch begeistert alles heraussprudelten, unsere Glacier-Freuden und das Brunftkampf-Erlebnis. Eugen kratzte sich am Bart: »Gescheiter, wenn ich mit Euch gegangen wäre! Mein Ausflug haute daneben. Lachse sah und filmte ich in rauhen Mengen, auch riesengroße. Aber nicht einen fischfangenden Bären! Kurz vor meiner Ankunft war nämlich dort oben in der ach so freien Wildbahn die Jagd aufgegangen; rot bekittelte Sportschützen und Indianer knallten von früh bis zur Nacht. Ich bin dann mit einem Ortskundigen noch ein Stück weitergefahren, bis Kispiox. Gleich scheußlicher Anblick: von totgeschossenen, zerwirkten Blackies habe ich nun genug. Anderthalb Tage verärgertes Herumstrolchen, fast fünf Tage auf der Achse hin und her; mir langt's.«

Veronika holte aus dem Gepäck die Whisky-Trösterflasche und packte das Tonbandgerät weg. »Du solltest es morgen auch draußen ausprobieren, da-

mit Du's übermorgen am Cuthead benützen kannst«, riet Eugen. Fragende Blicke von uns. »Richtig, Ihr wißt ja noch nichts. Ich hab' mich mit Toni verabredet; er ist jetzt im Kletter-Camp hinter dem Cuthead.«

*

Der Banffer Vormittag war voll von guten Erlebnissen; über den Nachmittag schweige ich zunächst. Erste Überraschung bei der Frühpirsch: der Herbst hat sein Leuchten verloren; er gilbt und welkt. Die bei unserer Abfahrt zum Glacier Park noch einigermaßen grünen Seewiesen sind jetzt düster graubraun oder fahl. Unsere Aspenbäume stellen leeres Gezweig zum Himmel; ihre Golddukaten-Blätter liegen schmutzig am Boden. Aber Hirsche rufen aus allen Ecken, und Veronikas Tonbandspulen kommen häufig in Bewegung. Auf der großen Lichtung steht das gleiche Brunftrudel wie damals, als ich bei Sonnenaufgang den Eisbein-Steptanz zum besten gab. Plötzlich läuft der Platzhirsch stürmisch nach vorn, und von der anderen Seite kommt nicht weniger temperamentvoll ein Zwölfender, genau auf den unsrigen zu. 50 m sind sie noch voneinander entfernt, bleiben ruckartig stehen, steilen die Hälse vor und brüllen sich, Geweih im Nacken, schrill-heiser an. Der frauenräuberisch Kecke prescht nochmals zehn Schritt vor. Der unsrige rührt sich nicht, knört und kollert jedoch immerzu, bremst dadurch erneut den Angreifer, der nun ebenfalls schimpft. Stakkato-Schreie hüben und drüben. Jetzt stampft er sogar mit den Vorderläufen; gleich wird auch Eugen einen Hirschkampf erleben. Nein! Zwar setzt sich der Zwölfer zum drittenmal in Bewegung, dreht aber jäh nach links weg, trollt den Waldhang hinauf. In halber Höhe macht er kehrt, 'bijuglt' zum letztenmal und verschwindet. Das Stimmenduell hat ihn wohl von der Überlegenheit des Platzhirsches überzeugt.

Wir warteten noch, bis der Sieger zum Rudel zurückgegangen war und wagten uns dann wieder einmal in die Sumpfregion. Dort fand Eugen jene seltsamsten Fichten, eine Gruppe von 14 Kugelwulstbäumen. Ich kannte bis jetzt nur das entrindete und hell gefirnißte Stammholz, das im Park zur Schmuckumrahmung der Weg- und Wasserscheiden-Tafeln verwendet wird (s. Seite 30). Nun befühle ich die lebendigen Bäume, prüfe die Härte der 'Warzen', die sich übereinander und schuppig berindet am Stamm vorwölben, kleine, handgroße, fußballgroße Knollen, auch Halbkugeln von der Ausbuchtung einer Kesselpauke. Baumkrebs-Wucherungen? Galläpfel? Ölspei-

cher? Ich schneide ein paar kleine auf: Harz tropft hervor, honiggelb und zäh.

Eine Viertelstunde später, noch im gleichen Sumpfwald, hören wir plötzlich Schlaggeräusch, auch ein Schrammen, als reibe eine rauhe Raspel gegen Holz. Wir pirschen darauf zu, sehen zwischen den Bäumen zwei Elchtiere und ziemlich nah daneben den großen Bullen. Nicht sehr klar, durch Strauchwerk halb verdeckt, 80 m Distanz von uns. Dennoch kein Zweifel, er ist der Urheber des Geräusches; sein Schaufelgeweih streicht und wetzt an einem dicken Baumstamm auf und ab. Für Sekunden sehe ich auch das Elchgesicht, den erhobenen Kopf. Der dunkle Riese flehmt, läßt die graublaue Zunge weit und immer wieder hervorschnellen, biegt sie zuweilen empor, als wolle er die Nase damit putzen; ihre Spitze bohrt sich tatsächlich in die Nüstern hinein. Jetzt röhrt er; es ist ein dumpfes Brummen: »Oooah!« Seine Augen verdrehen sich; ich habe den Eindruck, das Weiße sei blutrot. Unheimlich, als Anblick und fürs Ohr! Stürmt der Hochbrunftige auf uns Menschen zu? Zum Glück nicht. Der Koloß ruckt nach links: poltern, stampfen, platschen. Im See schwimmt der Elch; die weit wegkragenden Geweihstangen, die bezackten Tellerschaufeln, furchen den Wasserspiegel.

*

Nun muß vom Nachmittag berichtet werden, von Veronikas 'Tragödie'. Die Tonaufnahmen der Morgenfrühe sind einigermaßen in Ordnung; alle späteren verlieren an Deutlichkeit, und die letzten, ganz aus der Nähe eingefangenen Hirsch- und Wildgans-Rufe fehlen überhaupt. Ferngespräch mit Calgary: wir sollen in die Banff-Filiale gehen; dort sei jetzt eine Flüssigkeit, die uns der Monteur über den Hauptschalter pinseln werde. Es geschieht, sogar nicht nur einmal; bis zum Abend waren es drei Wiederholungen. Dazwischen machten wir immer neue Aufnahmen, ohne daß sie im Kopfhörer vernehmbar wurden. »Pack das Ding in eine Kiste und schick's über den Ozean; vielleicht ersäuft es«, rieten wir gefühllosen Mannsleute. Ich habe bislang kaum je gesehen, daß Veronika Träne um Träne übers Gesicht lief.

Eine gute Ablenkung brachte der spätere Abend. Wir trafen die beiden Chefwarden-Assistenten, und der pflanzenkundige Bert gab uns Auskunft über die Kugelwulst-Bildungen. Zwei Fichten- und eine Kiefernart werden davon befallen, meist dann, wenn sie auf Sumpfgrund wurzeln. Waldleute reden von Schwamm- oder Krebswucherungen; Ölspeicher sind es nicht, auch

keine Gallen. In Labor und Pflanzgelände werden seit Jahren wissenschaftliche Untersuchungen gemacht; die letzte Klarheit fehlt noch. – Während wir miteinander Fachliteratur ansehen, hallt draußen in der Dunkelheit Bugle-Ruf von allen Seiten. »Die Nacht wird frisch; Ihr bekommt gutes Wetter am Cuthead«, sagt Bert bei der Verabschiedung.

Vom 'goldnen Überfluß der Welt'

Beim Aufstehen um 6 Uhr zweifelte ich sehr an Berts Wetterprognose: die Luft im Banffer Tal glich einer Dampfbad-Atmosphäre. Doch als wir den letzten, ebenso vergeblichen Tonbandversuch überstanden hatten (die Oxydation kommt offenbar, wie vom Calgary-Münchner Boß befürchtet, immer wieder), als wir den Fire Road hinauffuhren, leuchtete die Sonne. Sie blieb uns mit kleinen Unterbrechungen treu, an beiden Tagen – prangender Indianersommer! Dabei hat der Oktober schon begonnen.

Nun mag sich Gottfried Kellers Wort vom 'goldnen Überfluß' freudespendend hier in der kanadischen Rockywelt erfüllen! Es ist früher Nachmittag. Unser Auto rollt an der Front des Cuthead-Massivs entlang (vergleiche S. 60 u. ff.). »Anhalten«, ruft Veronika, »hinter dem großen Klotz sehe ich was Weißes!« Sanfter Tritt von Eugen auf die Bremse. Der gut 3 m hohe Felsrutsch-Quader liegt fast unmittelbar rechts neben dem Fire Road, und im gleichen Augenblick, als wir dort angekommen sind, schiebt sich eine Schneeziege aus dieser Deckung, keine 2 m von uns entfernt. Ohne sich umzudrehen, zieht das Tier durch Gestrüpp und Kriechwacholder den Geröllhang hinauf. Ein Kitz folgt. Nicht genug: es treten noch drei weiße Wildziegen hinter dem Steinblock hervor. »Sie waren unten am Cascade-Fluß zum Trinken«, sagt Eugen, dessen Handkamera bereits schnurrt, »paß auf, das ganze Rudel ist in der Nähe!« Wahrhaftig, den gemächlich Emporsteigenden schließen sich immer wieder Tiere an, die wir im hellen Gestein bisher nicht bemerkt hatten: 14 sind es nun schon (Bild 28). Ein besonders üppig Bepelztes taucht von links auf, wohl der Bock. Keinerlei Hast und nichts von Fluchtlauf. Kopf leicht gesenkt beim bummelnden, mühelosen Aufwärtsschreiten. Öfters wird Grünzeug aus dem Geröll gerupft.

Jetzt ist der Abstand groß genug, daß wir den Wagen verlassen können, ohne zu stören. »Droben vor der Felswand werden sie Rast machen; ich laufe 100 m gradaus über den Fire Road, steige dort hinauf, kriege so die Schneeziegen von links mit der Teleoptik«, sagt Eugen. »Ich gehe gleich hier hoch! Meine Kleinbox muß näher ran; ich hab' genügend Deckung durch die Büsche«, ergänzt Veronika. Eugen dreht sich zu mir: »Veronika soll noch ein paar Minuten warten. Am besten wär's, wenn Du den Anfang machtest und rechts außen hinaufkraxeltest, so sichtbar wie möglich. Dann gucken die Ziegen nur auf Dich, weichen nicht in Deine Richtung aus; Du kannst sie sogar zu uns herdrücken. Aber bitte nicht so stürmisch wie Bruno im Sommer.«

Die dreigeteilte Pirsch beginnt, und sie gelingt. Ich brauche zwar manche Schnaufpausen, habe jedoch einigermaßen Stand im Geröll, finde auch immer mal einen Busch zum Festhalten und komme tatsächlich auf 120 Schritt ans Rudel, das sich im Geklüft vor der senkrechten Wand gelagert hat (Bild 26). Die Tiere sehen mich dauernd an, ohne Scheu; ich bin offenbar harmlos für sie. »Du kannst noch 30 Schritte vor. Dort ist eine flache Bruchplatte, bequem zum Absitzen«, empfehle ich mir selbst. Eugen und Veronika sind noch wesentlich tiefer am Hang, aber in zügigem Aufstieg. Eugen sieht grotesk aus mit dem langen Holzstativ im Nacken, so als habe er zwei gelbe Spieße links und rechts vom braunen Knebelbart. Doch weit mehr interessieren mich die Weißbärtigen droben im Gestein. Schneeziegen? Wollgemsen? Wenn sie sich von hinten oder spitz seitwärts zeigen, habe ich wie im Sommer den Eindruck von Eisbären. Schauen sie aber frontal von oben herab, wirken die Körper verzerrt, unterbaut: Schultern tiefer als der Rücken, Kopf noch mehr hängend – schneeweiße Paviane, gehörnte, bärtige und bemantelte Felsenaffen, 2000 m hoch in den kanadischen Rockies!?

Ich kann nicht alle Geschehnisse der nächsten zwei Stunden aufzählen; ich war glücklich über alle Maßen. Aus der Ruhe des Wiederkäuens wurde naturhafte Bewegung. Die Kitze drängten an die mütterlichen Milchquellen. Ein Jungtier folgte tapsig, dennoch trittsicher der über Schroffen kletternden Mutter (Bild 84); andere begannen spielerisch zu boxen, und einmal löste sich dadurch ein Stein. Er torkelte zuerst, kam dann ins Rollen, polterte stürmisch und anscheinend genau auf mich zu. Ich duckte mich unwillkürlich, und in der Tat: kaum $5/4$ m neben meinem rechten Knie sauste er zum Fire Road

hinunter, riß allerlei Geröll mit sich. Ich sah der 'Lawine' nach, entdeckte drunten den gelben Fleck unseres Autos und dachte: »Na, du hast dich aber ziemlich frech in die Höhe getraut!« Zu weiteren Reflexionen reichte die Zeit nicht. Eugen und Veronika waren nun auf gleicher Höhe mit den Schneeziegen und arbeiteten, was die Filme hergaben. Eugen winkte: 'linker Arm hoch und nach hinten'. In unserer Zeichensprache heißt das, ich solle ihm und Veronika das Rudel zudrücken. Also noch 20 Schritte bergan; dort sind zwei Fichtenkrüppel, zwischen denen ich mich feststemmen kann. Während meine dicken Gummisohlen Querstufen ins Geröll drücken, höre ich über mir helles Meckern. Das eine Zicklein hat sich ganz weit vorgeneigt, hat das Köpfchen abwärts auf mich gerichtet. Angstschrei? Warnruf? Nein, die Stimme wird immer munterer; das Kitz 'singt' mich an. Mein Männerbaß 'säuselt' zurück; wir veranstalten ein lustiges Meckerduett auf der besonnten Steinhalde!

Was dann geschah, wird mir wahrscheinlich als Jägerlatein ausgelegt. Ich brachte weder durch Händeklatschen noch durch Armgeschlegel die Schneeziegen zum Abtroll. Sie schauten interessiert zu, hörten sich minutenlang mein Pfeifen und Rufen an, und erst als ich jodelte, standen sie auf, gingen kopfschüttelnd und widerwillig in der gewünschten Richtung, also nach links. Bis auf zwei: der Bock und eine Schneegeiß spazierten nach rechts, schräg an mir vorbei und der Steilwand entgegen! Auf halbem Weg drehte der Bock noch einmal um. Wir waren uns jetzt so nah, daß mir sein weißbehaartes Gesicht schier greifbar entgegenleuchtete, die schwarze Nase, die blanken Kohlentupfen der kleinen Augen, die Gamskrickel-Hörner, die viel kräftiger, auch länger sind als bei den Geißen. Wirklich leuchtend weiß stand der Bock im Gefels mit seinen Pluderhosen-Beinen und dem breiten Kinnbart, gedrungen schwerfällig, fast plump (Bild 27). Eine Viertelstunde später bewies er mir seine Meisterschaft als Kletterer, doppelt sogar. An einer Klippe stellte er sich auf die Hinterbeine, zog den Körper mit Klimmzug nach, und als er bald darauf eine Runse überqueren wollte, kopfvoran nicht über die fast senkrechte Aufwölbung hinwegkam, machte er kehrt und bezwang das Hindernis im Rückwärtsgang (Bild 29).

Oh, was bin ich dagegen für ein Stümper! Zur allgemeinen Belustigung sei nun meine Abschluß-Tragikomödie erzählt. Ich merkte plötzlich, daß der Berg und die Ziegen schattig wurden; die Sonne war hinterm Grat verschwun-

den. Wo sind die beiden Kameraleute? Umherblickend sehe ich Eugen im Abstieg auf halber Höhe, Veronika bereits unten am Fire Road. Aufstehen und ihnen nach! Leicht gesagt – ich getrau' mir's nicht, die Halde ist viel zu steil! Ein Versuch, auf dem Hosenboden abwärtszurutschen, scheitert an den spitzen Steinen. Kurzum, ich habe Alarm gebrüllt, und der arme Eugen mußte noch einmal heraufklettern, mich holen. Zum Dank, vielleicht auch zur Entspannung, habe ich unten am Auto meine Kameraden gräßlich beschimpft: »Rücksichtslos, einen alten Mann allein zu lassen. Fürs Ziegen-Herdrücken war ich Euch recht; jetzt kümmert Ihr Euch nicht mehr um mich ... « Vernünftigerweise haben sie mich herzhaft ausgelacht. »Setz Dich in den Wagen! Wenn wir gleich losfahren, gibt es an den offenen Brunftplätzen noch Abendsonne«, orakelt Eugen.

Vier Rudel sahen wir gleichzeitig, als wir auf der Anhöhe über der Prärie abstoppten: 23 Wapitis in der Gestrüpp-Senke, 9 am linken Hang, 16 schräg rechts. Das vierte, 15köpfige Rudel, war in drei Gruppen auseinandergezogen, die von einem starken Hirsch nicht gerade sanft zusammengeholt wurden. Veronika glaubte, Hundegebell zu hören; es waren die Schrecklaute des Kahlwilds. Für Sekunden meinte ich, der 'zornige Herr' wolle auch unser Fahrzeug angreifen; doch weil die Hindinnen waldaufwärts rannten, preschte er ihnen nach. Trotz aller Hast ein wunderschönes, wippendes Entschweben! Ringsum von den Hängen schrillten die Wapitirufe.

*

Kurz vor Dunkelheit erreichten wir das Kletter-Camp; ein großer Hasenrammler, zwei Ohrenhirsche, zwei Waldhühner und vier Wapitis kreuzten den schmalen Holperweg. Freudige Bewillkommnung durch Toni; Händedruck mit vielen Warden, Mounted Police-Männern und mit – Maggie, die nun, statt oben am Spray-Fluß, hier das Küchen-Zepter schwang. Ein Jammer, daß unser Tonbandgerät kaputt in der Brewster Block-Stube versauert; das Reihum-Erzählen hätte man aufzeichnen sollen, die Fröhlichkeit auch.

Um 1/2 11 Uhr mahnt der Gutnacht-Gong; die Kletterer müssen schon vor Sonnenaufgang ins Gelände. Beim Schein der 'Gaslamp' richtet Veronika unser Schlaflager im Auto; vom Waldrand schaut ein noch jugendliches Sechser-'Mule Deer' zu, kommt fast auf Reichweite heran. Auch Eugen kommt. »Ich bin in Tonis Cabin mit meiner Luftmatratze einquartiert; um 1/2 7 morgen

früh klopfe ich bei Euch an die Scheibe. Ihr dürft aber nicht aufstehen; es gibt eine Überraschung.«

Veronika und ich waren lange wach. Wie kann man schlafen, wenn Sternschnuppe um Sternschnuppe durch den Nachthimmel schwebt? Ich habe wohl auch noch nie so viele Sterne am Firmament gesehen; sie blinkten nicht nur über uns, funkelten bis herunter in die Fichtenwipfel – gelbe, weiße, rötliche, große und winzig kleine. Die Luft war sommerlich warm; kein Hirsch schrie.

Um 5 Uhr fror ich, kurbelte das Fenster hoch und sah im Taschenlampenlicht, daß auf den Scheiben der neben uns stehenden Warden-Trucks Eishäute waren. Wetterwechsel, nicht der letzte am heranrückenden Tag: als Eugen kurz vor 1/2 7 Uhr klopfte, fiel Nieselregen in die Frühdämmerung. »Bleibt liegen; ich zwäng' mich auf den vollbepackten Fahrersitz und kutschiere los. Ihr sollt was noch nie Dagewesenes erleben: vom Bett aus die Wapitibrunft im Felsengebirge!« Vielen Dank, lieber Eugen! Die Überraschung glückte; zwei Rudel sahen wir tatsächlich, ohne mehr als die Köpfe aus dem Schlafsack hochzuheben. Beim dritten und den folgenden standen wir allerdings im Freien; es war bequemer, obwohl die Trainingsanzüge regennaß wurden.

Frühstück bei Sonne gegen 1/2 8 Uhr am alten Picknick-Platz vor dem Cuthead. Keine Schneeziegen im Geröllhang. »Wir könnten jetzt mal noch weiter durchs Hochtal fahren, Richtung Badger Pass«, sagte Veronika, »dort soll das Zentrum des großen Waldbrandes vor 26 Jahren sein.« 2 Meilen schaffte der VW. Dann wurde die schmale Schottergasse so schlecht, so steil und löcherig, daß der Motor streikte. Rückwärtstrudeln, aussteigen! Arbeitsgeräte schultern und umhängen, zu Fuß bergan! Wir haben mancherlei Kraxeleien in den Rockies bewältigt, ohne Mißgeschick; diesmal wollte sich Veronika beim Übersteigen umgestürzter Bäume an einem scheinbar robusten Kiefernast festhalten und fiel – den verkohlten Stummel in der Hand – ungefähr 8 m hangabwärts, mit beängstigendem Gekrach. Dem Rucksack-Inhalt und der Kamera entstand kein Schaden; Veronikas Schädel brummte während der nächsten Stunden, und einige ihrer Körperpartien waren wochenlang dunkelblau. Aber wir erreichten die Waldbergkuppe, und was wir jetzt sahen, unter uns, um uns, an allen Nachbarhängen fast bis zum Horizont, war ein einziges, ungeheures Trümmerfeld, ein Totenwald (Bild 37). Aschgraue, auch pechig schwarze Lanzen, zweiglose Kiefern- und Fichtenstämme starrten empor. Baumruinen

lagen wirr durcheinander am Boden, Wurzelteller reckten Schlangenarme nach links und rechts. Was jedoch am unheimlichsten war für mich: dieser Totenwald tönte – klagend, seufzend, mitunter lieblich wie Sphärenmusik! Der Wind brachte die dürren, kahlen Baumgerippe ins Pendeln; sie wurden zu vibrierenden Saiten einer gigantischen Äolsharfe, sangen sich selbst das Lied von 'Stirb und Werde'.

»Hör auf mit Jammern, Mensch! Nichts in der Natur ist endgültig tot, auch kein verbrannter Wald! Zwischen Trümmern und Verkohlung wächst da und dort grüne Baumjugend heran (Bild 38); Flugbesamung und die feuerharten Zapfen der Lodgepole-Kiefern legten Keime in den Aschengrund: nach 100 Jahren wird sich ein anderer Wandersmann an dem dann saftvoll-üppigen Waldgebiet begeistern.«

Mein Philosophieren endet jäh. Unter drei querliegenden Stämmen und Astknüppeln schiebt sich eine schwarze Kugel hervor, 15 Schritt von uns entfernt. »Eugen, Veronika, ein Porcupine«, rufe ich, »jetzt kriegen wir's am Boden. Auf die verbrannten, morschen Bäume wird der Stachler nicht klettern. Ran und vorsichtig einkesseln!« Keine schlechte Planung. Wir verstehen einiges von dieser Technik, und schnellfüssig ist der plumpe Bursche nicht. Wirklich nicht? Er hat uns jedenfalls tüchtig auf Trab gebracht und zum Schluß einwandfrei besiegt. Zwar zockelte er geradezu lässig bummelnd den Hang hinunter; aber sein Vorankommen war ein Geschwindlauf, verglichen mit unserer Quälerei. Wir mußten im Dschungel der verkohlten Baumlanzen die sperrigsten Hindernisse überklettern, umgehen, zur Seite stoßen. Er schob sich in die winzigsten Zwischenräume, fand überall einen Durchschlupf, und wenn wir ein wenig aufgeholt hatten, drehte er 'elegant' nach der Seite, schlug Haken um Haken, zwang uns, bisweilen das gleiche Baumgewirr zweimal zu durchpurzeln. Ich keuchte wie eine Lokomotive mit Überdruck. Veronikas Fototasche verfing sich dauernd in den Zweigskeletten, Eugens Stativ auch. »Laß ihn sausen; ich geb' sonst vor Schwitzen noch meinen Geist auf«, schimpfte Eugen und stapfte entrüstet zurück, zur offenen Höhe. Mir angenehm; ich folgte ihm. Veronika, die trotz Schädelbrummen Leichtfüßige, blieb dem schwarzen Kobold auf den Fersen. »Vielleicht reicht's mir zu einem Schnappschuß!«, rief sie uns nach.

Oben an der Kuppe, auf dem schmalen Trail zwischen den aschgrauen,

dürren Stämmen, entwickelte sich nun eine mich sehr belustigende Pantomime. Eugen setzte sein schweres Filmgepäck ab und zog stumm die dicken, braunen Lodenhosen aus. Darunter leuchtete die grasgrüne Pracht seiner Trainingsbuxen. Weg damit; lange, weiße 'Unaussprechliche' kamen zum Vorschein.Häßlich von mir, ich weiß es; aber diese Strip-Tease-Veranstaltung im prallheißen Sonnenlicht reizte mich zu schallendem Gelächter. »Dreifach behost im Indianersommer, da muß auch der stärkste Mann den Geist aufgeben!!« Eugen stopfte die 'Grasgrüne' in den Rucksack. »Nu ja, ich bin heute früh zu schnell ins Lodenzeug geschlupft; jetzt ist's mir leichter.«

Fünf Minuten später geschah zweierlei, fast gleichzeitig: Veronika erschien am Hang, erfolglos, nach ihrem Gesicht zu schließen, und unter den drei Baumstämmen von vorhin zwängte sich ein zweites Porcupine hervor. Diesmal hatten wir mehr Glück, konnten das Stacheltier einkesseln. Es tut mir leid, wenn ich nun alle Erwartungen auf Sensationen enttäusche: kein Stachelregen prasselte auf uns, obwohl wir die abwärts drängende Kugel von drei Seiten her in die Zange nahmen. Ohne gewalttätig zu hetzen, steuerten wir das Porcupine schließlich unter den Zweigmantel einer Buschfichte. »Ruh dich aus, klettern lohnt sich hier nicht!«

Ungefähr eine halbe Stunde saßen wir am Waldboden um das Fichtenbäumlein, zunächst in einigem Abstand und bereit, unsere Gesichter blitzschnell abzuschirmen. Allmählich rückten wir immer näher, die Kameraleute wegen der Großaufnahmen, ich aus Wißbegier. Der Stachler verargte es uns nicht; er fühlte sich sichtlich wohl in der grünen Höhle, verzichtete darauf, mit dem Schwanz um sich zu schlagen. Höchst verwunderlich, denn mein Haselstock mußte ihn mehrere Male sanft anstupfen, weil Eugen mit dem Licht nicht zufrieden war und haben wollte, daß sich das Tier nach der anderen Seite drehe. Durch dieses Manövrieren sah ich sowohl die Rückfront als auch den Kopf aus knapp 40 cm Abstand, konnte meine Fernglas-Beobachtungen vom Porcupine im Baumwipfel (s. S. 272/3) ergänzen und berichtigen. Kopf und Stirn sind doch kugelig, und das Näschen wölbt sich wie eine kleine Knolle vor, erinnert an den lustigen Tupfen des australischen Koalabären. Die schmalen Riechschlitze öffnen sich manchmal zu kreisrunden Höhlen. Auch die starken, gebogenen Nagezähne konnte ich sehen, die pummelig-kleinen Vorderpfoten, auf deren braun behaarter Oberseite Stacheln standen und einige

langkurvende, gelbe Grannenhaare. Alles war friedlich; zuweilen schloß das Porcupine sogar die schwarzen Äuglein, schlief wohl ein paar Minuten. Der nach hinten sich verschmälernde Kellenschwanz wirkte allerdings auch in der Ruhe bedrohlich; er war nicht sehr behaart, strotzte jedoch vor weißlichen Borstenkielen und Stacheln.

»Porträts von vorn und hinten haben wir genug; sie werden alle unterbelichtet sein. Würdest Du nun den Herrn oder die Dame bitten, mal aus der Höhle an die frische Luft zu kommen, Oberdrücker?«, fragte mich Eugen. Zureden und antippen nützte nichts; ich mußte meinen Stock unter den Bauch des Stachlers schieben und dreimal behutsam aufwinkeln, bis sich unser Freund dazu bequemte, ins Baumtrümmergelände hinauszuwatscheln. Dort entwickelte er sich jäh zu einem wendigen Pfiffikus, der mit Schwung die langliegenden Stämme überstieg, aus eiligem Vorwärtstroll wegbog, jeden Wurzelwirrwarr durchkroch. Wenn er nicht mehr weiter konnte, sträubten sich die schwarzbraunen, sonst weich anliegenden Haare der Schultern und des Nackens, formten, von hinten gesehen, ein dunkles Pfauenrad um den gesenkten Kopf, und dazwischen starrten die überlangen Goldwimpel, die hellen Spießpfeile (Bild 32). Wer hätte gewagt, in solch eine Igelpanzerung hineinzugreifen? Seltsam steil und abgeplattet senkte sich der Hinterkörper zum Stachelschwanz. Sobald das Tier aus dieser Verteidigungsstellung heraus ein paar Schrittchen machte, hörte ich leises Klirren – Drohung der Hornnadel-Wehr?

»Schluß! Aller Film verschossen«, ruft es hinter mir. Der Baumstachler zickzackt allein den Hang hinunter; er hat hoffentlich bald seinen Kameraden wiedergefunden. »Wenn's ein Ehepaar ist, werden sich die Zwei allerlei zu erzählen haben vom närrischen Menschenvolk«, meint Veronika. Wir mühten uns indessen den Hang hinauf zu den abgelegten Rucksäcken, und es war gut, daß Eugen sofort seine Kamera neu bespulte, denn beim Rückweg zwitscherte es vor uns: im kahlen Gezweig saßen, hüpften bunte Vögelchen, wohl hundert entzückende Seidenschwänze (Bild 24). Dreimal klickte der Verschluß, dann schwirrte der Schwarm davon. Die Nordlandsgäste, die atmenden Federbällchen, reisten wie eine lichte Wolke dahin, fort aus den Rockies; ich vermute, zum Winterquartier an der milden Pazifikküste.

Auch Veronika war verschwunden; ihr allerletzter Reservefilm lag unten im Auto. »Bär! Zwei, vielleicht Grizzlies!« Dieser Alarmruf brachte uns Männer

in Schwung. Veronika hatte in der Buschsteppe hinter dem Cascade River für Sekunden kurzbeinige, dickbepelzte Tiere gesehen, und nun ging das gemeinsame Suchen mit den Ferngläsern an. »Ich hab' einen; 's ist wirklich ein Bär«, rief Eugen, meldete bald darauf auch den zweiten. Weggewischt! Jetzt wieder ein Schatten im Gebüsch. Rätselraten: Schwarzer oder Grauer? Kommen sie aufs offene Kiesgelände? – Ach ja, nach einer halben Stunde kamen sie: mittelgroße Blackies!

Dem Warten auf die beiden Schwarzbären verdanke ich einen Eillauf über den Knochenbrecherweg und eine Kleiderwäsche, denn plötzlich schüttet Platzregen aus einer einzigen Wolke vom blauen Himmel. Etwas aufgeweicht fahren wir zum Picknickplatz am Fluß, und eine Viertelstunde später trocknet uns die Sonne. Feuerholz suchen, abkochen; unser Hunger rumort bereits. Nachdem er gestillt ist, blase ich die Luftmatratze auf, schreibe Tagebuch. Eugen sitzt auf der Filmkiste vor dem Wagen, genießt seinen Pfeifentabak, schmunzelt über meine vielen Fragen (Bild 62) und sagt dann, er gehe jetzt mit der Angel los; für die Wapiti-Pirsch sei's noch zu früh. »Petri Heil«, neckt Veronika, »mir genügen die fünf Schneegemsen dort am dunklen Berg, leider viel zu weit weg. Ob das wohl unsere sind? Sie wären dann mehrere Meilen gewandert seit gestern abend.« – »Erstens ziehen die Schneegemsen dauernd umher, und zweitens kannst Du nur vier sehen; die fünfte ist ein heller Stein«, foppt Eugen, ehe er sich entfernt.

Veronika und ich ließen uns mit Abwaschen, Aufräumen und Schreiben viel Zeit; lustig vertraute Chipmunks und Streifenhörnchen spielten um uns. Ich beobachtete außerdem ein Goldadlerpaar, das an der Steilwand entlangstrich, sich flügelschlagend emporschwang und unsagbar schön im Luftmeer tanzte, schwebte, kreiste.

»Hypnotisierst Du den Wolkenschieber? Regen wird's heut schon noch geben, aber kaum vor der Nacht. Jetzt fahren wir zu den Hirschplätzen; 5 Uhr vorbei«, so meldet sich Eugen vom unergiebigen Angeln zurück, und er entdeckt bald auch das erste Wapitirudel, fernab. »Laßt mich aussteigen; ich lauf' in Deckung neben dem Wagen bis zur Kurve und schleiche dann zur Senke vor«, bittet Veronika. Weil ihr Wunsch erfüllt wird, kann sie schon ein paar Sekunden früher als wir das stärkste Erlebnis des heutigen Tages wahrnehmen: hinter der Kurve ist rechts eine schmale Moorwiese im Wald, und

dort steht auf 20 Schritt, wie aus dem Boden gestampft, ein ungeheurer Elchbulle, ein Urwelthirsch mit hochgerecktem Kopf, schwarz auf hohen, hellen Beinen, am Schädel ein Geweih, dessen Größe und Wucht alles übertrifft, was mir bis jetzt vor Augen kam, den frisch gefegten Schaufler vom Vermilion-See einbegriffen.

Wahrscheinlich hat dieses Gegenüberstehen nur wenige Sekunden gedauert; mir erschien es wie eine Ewigkeit – starr, Auge in Auge, wir Menschen und das Riesentier! Die unerwartete Begegnung, das geräuschlose, jähe Zusammentreffen bannte den gedrungen-schweren, dennoch steil aufragenden Koloß wohl ebenso wie uns und die Elchkuh, die einige Schritte hinter ihm stand. Als ob auf den stumpfgrünen Moorgrund zwei Monumente aus dunklem Basalt gestellt worden seien, das eine mit elfenbeinerner Kopfzier . . .

Just diese Kopfzier machte schließlich die erste Bewegung; ihre Zackenschaufeln ruckten zur Seite, rissen Kopf und Körper des Bullen mit. Gleichzeitig erfolgte die Kehrtwendung des Elchtiers, und nun stürmten sie beide dem Waldhintergrund zu, weit ausgreifend. Ein Schimmern noch, weggedrückte Fichtenäste, die wieder zusammenpendelten – vorbei.

»Das war toll!« Eugen sagt es. Wir beide nicken; reden können wir nicht. Vermutlich haben uns dann Wapitirufe wieder entzaubert und zur Wahrnehmung des Umweltgeschehens zurückgeführt. Ich erinnere mich an eine kurze Auto-Weiterfahrt, weiß, daß plötzlich der Blick frei wurde auf das Prärietal zwischen den Waldhängen. Diese im Abendlicht violettgrau glühende Gestrüpp- und Grasflur war übersät von Wapiti-Kahlwild. Drei starkgeweihte Hirsche rumorten hin und her; es kam auch zu einem Schlagwechsel, der aber schnell endete und nicht nur den einen Rivalen in die Flucht trieb, sondern auch den dritten Hirsch veranlaßte, den Fluß zu überqueren. Fünf Hindinnen liefen mit ihm. Die Masse des Rudels holte jedoch der Platzhirsch zusammen, so unerbittlich drängend, daß eine breite Front von Wapiti-Tieren zum Waldhang preschte. In wenigen Minuten war die Lichtung leer; die Brunftschreie ebbten ab, die hetzenden, die schrillen, auch die heiseren.

»Warten wir«, sage ich, »vielleicht blieb das Rudel dicht hinter dem Waldsaum stehen, kommt in einer Weile zurück.« Unsere Gläser suchen die Fichtenwand ab, vom Tal den Hang empor. Achtung, auf halber Berghöhe ist braunes Getupf im Nadelgrün! Eine Windhose, der Sturm, muß irgendwann

eine Schneise durch den Wald gebrochen haben, und auf diesem schräg hochführenden Hangpfad wird nun das Wapitirudel sichtbar in langgestreckter Kolonne. Ein Tier geht hinter dem andern, fahlbraun mit dunklem Hals und Kopf, gelbem Spiegel – Mütter, Jährlinge, Kälber, alle schlank, doch unterschiedlich in der Größe. Kein Hasten, ein zügig stilles Aufwärtsschreiten im violetten Abendhauch. Zählend bin ich bei 39 angelangt, als auch der Hirsch erscheint und wehrhaft schützend den Wandelzug beendet.

*

Zu Beginn der Heimfahrt regnet es, aber dann reißt ein Himmelsloch auf im Gewölk. Überirdisch leuchtet vor uns die Staffelung der Rocky-Ketten, der Firngipfel, Felspyramiden, Türme und Schroffen, bis zum fernen Horizont. Auch der verschattete Stumpfkegel links im Vordergrund wird wieder kalksteingelb, und beim Weiterrollen des Autos sehen wir nochmals drei Schneeziegen, vier Ohrenhirsche, ein Waldhuhn, zwei Schwarzbären und eine Eule, von den vielen Chipmunks ganz zu schweigen. Wirklich, diese beiden Tage rund um den Cuthead offenbarten uns den goldenen Überfluß, den Reichtum des Lebendigen! Die Schlußrunde über den Vermilion-Seen brachte weitere Tierbegegnungen dazu; ich habe dankbar dem Mount Bourgeau, meinem Götterthron, eine Verbeugung gemacht.

Im Brewster Block-Quartier erwarteten uns Kay und Hermann; das Ehepaar, das uns während der Jasperzeit so wohltuend betreut hatte, war auf der Ferienreise in Banff angekommen. Freudiges und langes Erzählen. Eugen übertraf sich in der begeisterten Schilderung unserer Elch-Schau. »Bisonwucht in allen Ehren, Wapitikraft auch. Gegenüber dem schwarzen Schaufler werden beide für mich fast unbedeutend. Der Elch ist ein Titan aus der Urzeit, gewaltiger als jedes Geschöpf der Gegenwart. Ich begreife nur nicht, daß solch ein Koloß vor uns lächerlichen Menschen davonläuft, daß er uns und unsere gelbe Motor-Blechkiste nicht hinausfegt aus seiner Waldwelt. Bullenhafter Kerl, aber blöd ...« Damit dämpfte Eugen augenzwinkernd den Überschwang der Begeisterung, und draußen in der lauen Indianersommer-Nacht tönte nun doppelt laut ein einsamer, lang tremolierender Bugle-Schrei.

Jäh stößt der Winter in die Rockies

Das Wort 'jäh' stimmt nicht genau: der Winter fing mit Landregen an, noch in der gleichen Nacht. Zwei Tage hindurch war unser Banffer Tal erfüllt von warmem Sprühnebeldunst. Gegen Abend torkelten dann die ersten, viel zu großen und wäßrigen Schneeflocken aus dem Himmel in die Regenwelt. Sturmheulen während der Nachtstunden. Frühkälte, und als ich aufstand, schneite es richtig, wertbeständig, möchte ich sagen. Frost kam dazu, mitunter auch Sonne. Winzige Eiskörnlein trieb der Wind über die Straßen der weiß gewordenen, kleinen Stadt am Ostrand des Felsengebirges, auf 1400 m Höhe. »Abschiedsgeschenk! Wir wollen es auskosten; zehn Tage bleiben uns noch. Mitte Oktober müssen wir fort«, sagte ich zu Veronika.

Viele Erlebnisse wurden uns zuteil; einige seien hier aufgezeigt. Für Kay und Hermann war es ein besonderes Vergnügen, im Freilandbecken am Sulphur Mountain zu schwimmen (40° heiß kommt das schwefelige Wasser aus dem Bergquell) und zwischendurch erfrischende Schneeballschlachten – alle gegen alle – auszutragen. Einen zu großen Andrang gab es dennoch nicht; die meisten Feriengäste hatten längst die Heimreise angetreten. Auch aus den Coffee Shops verschwanden nun jene Studentinnen, die während der Sommermonate dort Servierdienst getan, sich so ihre Studiengelder erarbeitet hatten. Die Speisekarten schrumpften zusammen. In der Avenue schloß ein Verkaufsladen nach dem andern seinen Betrieb: Banff gehörte jetzt den Einheimischen, den Unentwegten und – den Tieren. Schon am Morgen kamen Ohrenhirsche in die Vorgärten; aufgeplustert braune, wachtelähnliche Vögel scharrten zwischen den verschneiten Blumenrabatten, und zu Beginn der Abenddämmerung polterte es bald links, bald rechts: die hungrigen Blackies warfen jede Abfalltonne um, die nicht genügend festgerammt war neben den hölzernen Cabins der Seitenstraßen. Wapitispuren standen sogar am Eingang zum Postamt.

Eugen, Veronika und ich fuhren dauernd umher. Unser Wagen gewöhnte sich an Glatteis und Schneeverwehungen. Bisweilen nannten wir ihn den Yak-Igel, weil zu allen Seiten des Chassis schmutzig-graue Eiszapfen bis zum Boden herunterhingen wie beim tibetanischen Grunzochsen die Fellsträhnen, und weil von den verchromten Radkappen spitze Eisnadeln abstanden, 12 cm lange Igelborsten. Das arme Wägele mußte nach wie vor während der Nacht

am Eingang zum Brewster Block ausharren; eines Morgens war unser gelblackierter Freund verschwunden, nein, durch neuen Flockenfall in einen unförmigen Schneehaufen verwandelt worden.

Verwandelt sind auch die Vermilion-Seen; sie gleichen einer Mondlandschaft: Eisflächen, von dunklen Kanälen durchzogen, von Wasserarmen. Statt der Kraterberge wölben sich die verschneiten Schilfinseln hoch aus der leeren Öde. Den Vergleich mit einer leblosen Mondlandschaft nehme ich zurück: Weißwangengänse und Wildenten schwimmen durch die schmalen Wasserwege, und öfters sehen wir – mit Bewunderung und schaudernd – einen Elch fast bis zur Bauchmitte im See stehen, baden, nach Pflanzennahrung gründeln. Unvorstellbar abgehärtet sind diese dunklen Hirsche; nur den Wind mögen sie nicht, gehen bei starker Luftbewegung sofort in den Wald. Eine andere Tierart ist noch gleichmütiger, noch robuster: die Bisons. Sie liegen in der offenen Prärie. Seit 5/4 Stunden jagt ein Schneesturm über ihre braunen Wollpelze; man denkt unwillkürlich an Riesen-Maulwurfshügel, bis sich der Bulle hochstemmt, schüttelt und langsam stapfend hinüberbewegt zur hohen Douglasfichte – ein massiger, fast schwarzer, schnaubender Dämon. Zehn oder zwölf Stärlinge empfangen ihn, suchen und finden Nahrung in seiner Mähne, auf Kopf und Rücken, an den Flanken.

Ich hätte nie geglaubt, daß durch die Winter-Rockies so vielerlei Vögel ziehen. Immer wieder schwirrt ein Trupp Seidenschwänze an uns vorbei. Krähenschwärme flattern, kreisen und krächzen zu jeder Tageszeit über den Moorwald, und wenn die Unruhegeister endlich auf den Fichtenspitzen aufgebaumt sind, schwarz vor dem hellen Schneehimmel, fangen sie erneut zu zetern an, kaum daß wir näherkommen. Wir können's ihnen nicht ersparen: Veronika will die Kugelwulstbäume knipsen, deren Stamm-Wucherungen sich durch den Schneebewurf nun wenigstens einigermaßen abheben im dämmrigen Dschungel. Ein andrer Vogelruf tönt dazwischen; ich kenne ihn: dort streicht eben die Bekassine ab. Eigentlich müßte sie längst südwärts gewandert sein. Aber dies gilt noch mehr für die blauen Edelsteine, die heute morgen aus dem Schneedunst aufleuchteten: vier Bluebird-Männchen mit unwirklich schönem Azurglanz! Sie bewegten sich so lebhaft hin und her, als tanzten sie einen Reigen. Tags zuvor hatte ich drei weibliche Blauvögel im Gebüsch entdeckt, wesentlich unscheinbarer mit ihren grauen Flügeldecken; nur an den Seiten

und am Leib schimmerte ein zartes, helles Blau. Sie putzten sich immerzu.

Ob die Zugvögel einen neuen Wärme-Einbruch vorausahnen, Fortsetzung des Indianersommers? Vielleicht überraschte sie auch der plötzliche Schneefall, der Frühwinter. Veronika sichtete am Highway ungefähr 60 kleine Vögel, die so dichtgedrängt und überaus schnell dahinschwirrten, daß wir sie nicht genau bestimmen konnten: meisengroß, mit besonders zierlichen, schmalen Schnäbeln, schwarze Brillenringe um die Augen, helle und kugelige Körper mit gelbgrauem Rücken, grünlichgelbe Schwingen. Wir begegneten später noch einem Schwarm; er pfeilte ebensorasch in die Ferne, stumm wie der erste. Dafür stiegen, kraftvoll trompetend, die Kanadagänse vom See empor, brausten in Keilfront himmelwärts, Auge und Ohr gleichermaßen beglückend.

Eines Morgens glaubte ich, Banff sei eine Menschensiedlung im Flachland; die Dreitausender-Berge waren weggewischt. Allmählich ahnte ich ihre Konturen hinter dem Vorhang aus Schneenebel, der zart und locker wurde. Das Tal, die Waldhänge und die Felsen trugen nun übereinstimmend das Rauchsilber-Gewand. Doch schon drängten dicke Wolkenfische heran und verschluckten die Bergspitzen; Kegelstümpfe standen auf dem Talgrund.

Zwei Tage später blieb der Morgendunst zwischen den Häusern, klumpte sich auch an den Waldflanken. Wir fuhren bergauf zum weitgedehnten Minnewanka-See, durchstießen das Nebelmeer und waren im Sonnenlicht. Die Firnbänder, die Felsgipfel, die Eisbaldachine der Steinpyramiden reckten sich aus dem Dunstbrei empor zur Lasurbläue des Himmels, gleißten wie blankgeschliffenes Edelmetall. Auch die schneebestäubten Fichten der Waldkuppen glitzerten; es war kein Zusammenhang mehr mit der Erdenschwere. Ganz selbstverständlich, daß im Sattel zwischen zwei Schroffen leichtfüßig ein Wildschafrudel entlangzog.

Ein anderes Mal schlich der Wagen über die vereiste Uferstraße. Ich wußte, daß rechts davon ein Waldberg sich an den anderen reiht: halbhohe Höcker, bestückt mit abertausend schlanken, grünen Baumlanzen, buckelauf und buckelab. Nun ist eine fast schwarzdunkle Front daraus geworden, die dennoch schimmert, weil sie ein rauher, eisgekörnter Silbersamt bedeckt. Es gibt keine Nähe und keine Ferne, auch keinen Laut; nur das fahle Schimmern der schemenhaften Samtwand. Plötzlich erlebe ich ein Stück der Schöpfungsgeschichte, den Urbeginn und zugleich das Schon-Vollendetsein. Statt Dunstchaos um-

flutet uns sprühendes Licht! Meine Augen müssen sich für Sekunden schließen, und als sie sich wieder öffnen können, steht alles greifbar und fertig an seinem Platz: Fels und Tal, der Wald, die Wasserflur und der Rocky-gezackte, sonnenleuchtende Horizont – eine jungfräuliche Welt im Neuschnee!

Wir biegen in den Wald hinein auf schmalem Trail. Nach kurzer Fahrt kommt vom Buschhang zur Linken ein geweihloses Mule Deer herab, bleibt stehen, getraut sich nicht über die Fahrbahn. Doch hinter dem Muttertier hüpft ein zierliches Kitz hervor, trippelt keck am Auto vorbei zur jenseitigen Waldblöße, macht einige stelzende Schrittchen und wippt dann, ohne die Gangart zu wechseln, senkrecht hoch. In der Luft streckt das antilopenzarte Geschöpf die Beine, fliegt 2 m weit geradeaus, landet, schnellt sogleich wieder empor, nach vorn, federt hinab in den verharschten Schnee, holt sich dadurch neuen Schwung und treibt dieses Spiel übermütigster Lebenslust bis an die Schilfkante des vereisten Tümpels. Dort angekommen, dreht es den Kopf und schaut zur immer noch reglos verharrenden Mutter zurück. Wir haben lange warten müssen, bis auch das Alttier auf die Lichtung trat, und wir bedauerten es nicht. Denn das Erlebnis des 'fliegenden Hirschleins' wurde gekrönt durch ein anderes, festgewurzeltes Wunder: am dichten, daher nur schwach verschneiten Waldhang stand zwischen grünen Nadelbäumen und kahlen Büschen eine völlig belaubte Jungaspe – belaubt gewiß, doch mit Herbstgold, mit leuchtender Herrlichkeit!

Des Staunens war noch nicht genug an diesem Tag. Zwei Stunden später bremsten wir am Highway ab. Veronika hatte entdeckt, daß es auf der ansteigenden Geröllhalde eine besondere Art von Bergwacholdern gibt, keine kriechenden Polster, sondern ziemlich hohe Büsche ohne Stacheln, mit großen, blauschwarzen Beeren. »Davon fülle ich mir einen Beutel fürs Kochen daheim; sie schmecken viel herber, harziger als unsere. Helft mir doch pflücken! Aber bitte die ganz reifen, schon geschrumpften; sie haben das beste Aroma.« Wir Männer drückten uns von der Zupfarbeit, suchten lieber die Schroffen und Grate ab, fanden zur Strafe nirgendwo Schneeziegen, auch keine Rams. Dafür packte mein Fernglas hoch oben im blauen Himmel einen Goldadler, der schnell und kräftig schwingenschlagend von Nord nach Südosten flog. Kaum war er hinter der Bergkette, folgten ihm noch vier Adler, ebenfalls auf Nordsüdkurs. Zwar fror ich in der eisigen Winterluft, blieb trotzdem drei Viertel-

stunden still stehen und erlebte insgesamt 22 Goldadler, alle in der gleichen Richtung ziehend. Zwei von ihnen kreisten eine Weile, glitten auch mit ihrem schwarzen Schattenbild jäh abwärts an der hellen Felswand, ließen sich vom Aufwind wieder hochtragen und pullten dann beschleunigt den anderen nach. Es müssen Jungadler gewesen sein. Ihre Stöße waren hellgrau; lichte Hosen, Weiß an den Flügeln, das Gefieder nicht satt dunkelbraun. Der letzte Adler flog am niedrigsten; deutlich sah man den goldenen Kragen um seinen Nacken.

Eugen ist ein guter Vogelkenner; er hat während seiner vieljährigen Filmpirschen auf die Steinadler der Alpen große Erfahrungen mit diesen Greifenvögeln gesammelt. Aber nun rätseln wir beide: »Ob Golden Eagle oder Steinadler, sie gelten als völlig standorttreu. Hier sahen wir nun in knapp einer Stunde 22 Goldadler im Kolonnenflug und unverkennbar einem Fernziel zustrebend. Gibt es bei ihnen eben doch winterliche Zugreisen?*«

*

Schneefall während der ganzen Nacht. Gegen Morgen Frost, dann strahlende Sonne. Wir stehen über den Vermilion-Seen und freuen uns. »Wo stecken eigentlich die Blackies«, fragt Eugen, »wir sind seit Tagen keinem mehr begegnet im Gelände.« Veronika, die zum Norquay-Berg hochschaute, ruckt herum. »Ich glaube, dort kommt einer!« Ja, am Hang schwankt ein Fichtenbusch; Schnee stiebt von seinen Zweigen, und schon trollt der Schwarze horizontal über die Schräge. Wir steigen ihm nach, kriegen ihn nicht. Veronika stolpert, erschrickt: es raschelt vor ihr. Sie reißt sich zusammen und knipst. Was war geschehen? Ein anderer Schwarzbär ist durch Veronika aus dem Schlaf gescheucht worden! Vorn in der Mulde, zwischen Sträuchern und alten Fichten, hat er sich zur Nacht einschneien lassen, sitzt nun völlig verdattert auf den Keulen, noch unfähig, seine Muskulatur zu betätigen. Sehr griesgrämig blinzelt er ins Helle; das eine Auge klappt immer wieder zu (Bild 44).

Dies war der Anfang unseres Bärenglücks. In der Mittagsstunde sahen wir am offenen Terrassenband des Waldbergs sieben Blackies, zum Teil fast auf Greifweite. Sie hatten wohl das Bedürfnis, die vom Herumliegen steif gewordenen Knochen zu bewegen, sich in der kalten Wintersonne zu tummeln. Aus dem Hochwald kam eine starke Schwarzbärin zum Plateau; ihr eisverkrusteter

* Mittlerweile erfuhr ich, daß die nordamerikanischen Goldadler, besonders die jungen, tatsächlich weite Winterreisen machen und meist erst im April zurückkehren

Schneehintern machte uns Vergnügen (Bild 48). Zwei mittelgroße Blackies haschten sich auf der baumfreien Fläche, überrannten sich, wabbelten lustig mit den Bäuchen und purzelten im Spieleifer den Hang hinab. Nicht weit, die Fichtenbüsche bremsten. Aber der eine 'Held' nahm dem andern die Schneewäsche übel; sie fauchten, richteten sich hoch, gingen wie Ringkämpfer aufeinander zu, hakten sich wechselweis mit den Pranken auf Schulter und Nacken des Gegners fest, versuchten sich zu beißen, schwankten hin und her – zornige Lausbuben, die bald wieder umfielen und purzelbaumschlagend den Hang hinunterstoben.

Kein Zweifel, das Ganze war ein Spiel, ein rüpeliges! Bald darauf erlebten wir den Bären-Ernst. Der große Schneehintern-Blacky hatte etwas Eßbares gefunden, lag längelang auf dem besonnten Grund und schmatzte. Wie das so ist: plötzlich kam ein Neider dazu, ein Cinnamon-Bär, fahl zimtbraun und massig-schwer; man konnte ihn fast für einen Grizzly halten. Er legte sich dem Schmausenden gegenüber. Ob Bären schielen können? Jedenfalls verdrehte der Blacky die Augen zum tückischen Blick, schräg von unten. Senkrechtes Hochschnellen des Schwarzen; der Cinnamon ruckte ebenfalls empor. Entfernung von Nase zu Nase kaum 40 cm.

Sind dies noch unsere komisch-pummeligen Freunde? Sie stehen zwar in der gewohnten O-Beinigkeit auf den vier flachen Sohlen; aber bei jedem wölben sich nun Körper, Rücken, Nacken und Schädel zu einem steilen, engen Kreisbogen, so daß die Schulter-Muskulatur den höchsten Punkt bildet, der Kopf nach unten gesenkt ist. Haare gesträubt, Ohren fest angepreßt. Die Schnauzenpartie schiebt sich waagrecht vor, sogar etwas nach oben. Kiefer klaffen, dunkelrote Zunge und Rachenhöhle! Die Lippen sind zurückgezogen; lange, gelbe Hauerzähne werden sichtbar. Bitterböses Kampfgeschrei. Polternder Zusammenprall der Schädel, der Zähne? Ich weiß nur, daß der Schwarzbär kurz hochschnellte, kreischte, sich wieder zusammenbog, mit dem Gebiß klappte, knackte, knirschte. Ohrfeigen, Maulschellen, stoßweises Fauchen! Der Kampf dauerte drei bis vier Minuten und ging aus wie das Hornberger Schießen: beide Bären liefen nach verschiedenen Richtungen weg, und ein dritter holte sich stumm das Streitobjekt, den Nageknochen.

Eine Stunde später sahen wir im Schneewald eine Schwarzbärin, angeschmiegt am gewaltig dicken, sehr gefurchten Stamm einer Douglasie. Fried-

fertig, faul, winterschlafsreif? Nein, es war eine Mutter, eine still-geduldige Wächterin. Oben im Riesenbaum turnten ihre zwei Kinder; das eine kletterte bald herab, ein rötlichbraunes Cinnamon-Bärlein. Es kuschelte sich an die aufmerksam uns beobachtende Mutter (Bild 86), ließ sich von ihrer Zunge den Pelz bürsten und spielte dann entzückend, rollte einen Schneeball, biß in ihn hinein, schleuderte das kalte Zeug angewidert aus dem Rachen. Nach einiger Zeit kam der zweite, jedoch schwarzbehaarte Jungpetz zum Waldboden herunter. Eugen und Veronika standen schließlich samt Stativ und Kameras auf nur 20 Schritt vor dem Familien-Idyll. Man mag mich getrost auslachen: ich krampfte meinen Haselstock verteidigungsbereit fest – Bärenmütter sind nicht harmlos!

Nun, diesmal ging alles gut. Nachdem wir die belichteten Filme verstaut hatten, fuhren wir den Serpentinenweg empor zum Norquay, bereit für neue Erlebnisse. Sie ließen nicht lang auf sich warten. Eben wurde die dritte Kehre von Eugen trotz Glatteis elegant gemeistert; jetzt geradeaus und schon bremsen! Knapp 2 m über uns auf der Hangböschung stehen nebeneinander 22 Wildschafe, Bighorns, Mütter und Lämmer. Die Kleinen haben helle Stimmchen; das Mäh-Geblök der Alten ist recht temperamentvoll. Eine neugierige Gesellschaft: die Köpfe neigen sich weit zu uns herunter, ihre Goldaugen leuchten. Das hell graubraune Fell ist zwar struppig, hat aber nicht die Wollkräuselung der Hausschafe. Den jungen Böcklein dauert das Porträt-Knipsen zu lang; sie hüpfen die Halde hoch, und auch die Mütter drehen sich weg, zeigen ihre gelben Spiegel, in deren Zentrum das schwarze Schwanzkeulchen lustig hin- und herpendelt. Rupfendes Knabbern an den kahlen Büschen, Scharren im Schnee, langsames Verschwinden nach oben. Ich bin auf die Kante nachgeklettert, habe mit den Stiefeln und der Stockspitze ebenfalls gekratzt: unter dem Schneepolster fand ich viele saftiggrüne Blättchen, appetitlich wie Ackersalat und gewiß ebenso wohlschmeckend.

Am andern Morgen umringte uns mein bislang größtes Wildschafrudel, als wir – vom Highway aus – mit den Gläsern die Felswände absuchten, ganz oben auch wirklich fünf Schneeziegen entdeckten. Kaum vorstellbar: 39 Wildschafe trippelten um den Wagen und die Menschen, blökend, bettelnd. Möglichst gerecht haben wir jedem ein bißchen Pfeifentabak zwischen die Lippen geschoben; die Leckerei steigerte das Drängeln, und noch mindestens 20 Big-

horns kamen dazu. Wir mußten laut hupend weiterfahren. Leider war kein Ram in der Versammlung; die schneckengehörnten Böcke kommen erst im Dezember brunftend zum 'Geraffel'.

*

Ungerecht, daß dieser Winterbericht so tut, als gäbe es keine Wapitis mehr. Wir begegneten ihnen dauernd, hörten die Bugle-Rufe und das Knistern ihrer Schalen auf dem angefrorenen Schnee, sahen sie oft ganz aus der Nähe, standen schon während der Regentage auf 15 Schritt, am Rand des Stadtwäldchens, einem gewaltigen Recken gegenüber. Sein sandfahler Körper, die Dunkelheit von Kopf und Hals, die lange, blinkende Geweih-Zier hoben sich bezwingend schön ab vom gilbenden Gras, vom schwarzgrünen Fichtengehölz (Bild 83). Eugen und ich hatten sogar einen freundschaftlichen Streit wegen der Hirsche: auf den weiten Sumpfwiesen am Bow bewegten sich vier Rudel lebhaft durcheinander; 55 Tiere zählte Eugen, ich brachte nur 54 zusammen, und keiner wollte dem anderen recht geben. Aber dann packte der stärkste Hirsch alle unsere Aufmerksamkeit; er erhitzte sich umhertollend in immer rauheren Stakkato-Schreien, schleuderte vor Gier die graublaue Zunge lang und schmal heraus (viel heftiger als seinerzeit der Elch), wippte sie gekurvt, fast eingerollt, hoch und fuhr sich schließlich mit dem zuckenden Lecker über Nase, Lippen und Wangen.

Allmählich wurden die Hirsche faul, saßen bei Sonne still im Schnee oder ästen am Gestrüpp, kümmerten sich jedenfalls nicht um das Kahlwild. Des Nachts flammte die Brunftmusik wieder auf, und als ich eines Morgens ganz allein über eine Waldlichtung pirschte, schoß plötzlich der kapitale Sechzehn-Ender mit einem Satz aus den Fichten, klopfte, stampfte mit den Vorderläufen und sauste wie ein Berserker auf mich zu. Nein, nicht auf mich, auf einen harmlos im Hintergrund stehenden Beihirsch. Das Unglücksgeschöpf konnte nicht schnell genug flüchten, bekam Tritte und Geweihschläge, so wild, daß der Schnee um den Baumstamm stob, der mir als Deckung diente. – Oh, wie sah die Lichtung aus, nachdem die beiden Wapitis sich entfernt hatten! Alles zerstampft, durchpflügt, was noch vor Minuten ein unberührtes, schimmerndes Traumland gewesen war: ein Eiskristall-Saal, auf dessen Silbergrund Engelssöhne Goldschmuck gebettet hatten . . . Man verzeihe mir diese Schwärmerei! Ich weiß, der Morgenwind wehte die letzten gelben Aspenblätter auf den

Schnee, und das Sonnenlicht verzauberte beides, den weißen Winterharsch und das goldene Herbstlaub!

Toni, aus dem Kletterkurs zurück, wollte eine Aufnahme von möglichst vielen Wapitis machen. Wir fuhren also gegen Abend auf die Golfwiesen, konnten jedoch kein Brunftrudel aufspüren, nur kleine Kahlwild-Gruppen. Endlich entdeckten wir einen gutgeweihten Hirsch, allein im weiten Schneefeld. Er drehte den Kopf nach rechts und horchte. Von dort kam bald ein zweiter, noch stärkerer Hirsch, und Eugen bückte sich an seine Stativ-Kamera. »Gibt vielleicht einen Kampf; das Licht reicht gut aus.« Aber der Wapiti in Schneemitte senkte weder den Kopf noch schrillte er seine Kampfansage. Er trollte friedfertig auf den Rivalen zu. Finte? Jetzt stehen sich beide gegenüber, sehen sich an. Nicht genug: in lockerer Frontlinie erscheinen schräg von hinten fünf weitere Hirsche, zwei Achter, ein Zehner, ein Gabler und ein Spießer. Sie schlendern zu den zwei Großen, ganz selbstverständlich. Beim Zehner hängt die linke Geweihstange abwärts: Unfall, möglicherweise auch Rosenstock-Defekt. Auf der Wiese herrscht Eintracht und Harmonie; eine siebenköpfige Hirsch-Männergesellschaft bummelt im Schnee – die Hohe Zeit der Brunft ist vorbei!

Abschied von den Rockies

Die Warden-Freunde verständigen uns von einem bedauerlichen Mißgeschick: die Diesellokomotive eines Güterzugs hat ein Wapiti-Schmaltier überfahren. Auf dem offenen Truck wird der Kadaver zum Spray-Hochtal geschafft und am Köderplatz jenseits der Senke mit dickem Eisendraht verankert.

32 Stunden sind Veronika, Eugen und ich in diesem nun völlig menschenleeren Felsenrevier gewesen, meist oben auf der Baumkanzel. Wir sahen vieles: Sonne und Schneetreiben, blaugrün schillernde Elstern, rostrote Squirrels, Coyoten und Wapitis, Adler, Whisky Jacks und Seidenschwänze, doch keinen Grizzly. Nicht daß die Graubären aus dem Tal weggewandert wären! Nein, in zwei mondlosen Nächten schlugen sie das tote Wapiti-Tier restlos aus der Decke, nagten Schädel, Rippen und Knochen säuberlich ab, ließen nur die hellgrauen Läufe liegen, die schwärzlichrote Leber und das Fell, an dessen

Innenhaut keine noch so kleine Fleischfaser haften geblieben war. Es müssen mindestens vier Grizzlies am Köder gewesen sein; ihre Fährten standen deutlich im Schnee. Trotz der schneidenden 'Weltraumkälte' kurz nach Sonnenaufgang lief es mir heiß über den Rücken, als ich, von der Kanzel steigend, große Trittsiegel sogar rings um unsere Stützbäume entdeckte. Auch im Gehölz ist also der Nachtbesuch gewesen, ganz nah! Der größte Pranken-Abdruck war mitten auf dem Fahrweg: meine linke Hand und die Hälfte der rechten füllten ungefähr das breite Sohlen-Oval, und die Einprägungen der Sichelkrallen entsprachen der Länge eines Mittelfingers. Wenn wir ihn wenigstens für Sekunden hätten sehen können, den Big one, den alten Silvertip!

Es darf jedoch nicht die Meinung aufkommen, wir seien enttäuscht oder ärgerlich geworden in dieser unserer letzten Spray Valley-Zeit. Sie hat uns reich beschenkt, auch ohne Grizzlies! Ich werde das lustig blinzelnde Baumhörnchen nicht vergessen, das sich im ersten Frühlicht auf dem Zweig rechts von der Kanzel eine Viertelstunde lang Gesicht, Körper und Buschschwanz glättete. Wir erlebten noch einmal die Bergeinsamkeit, deren grandiose Gewalt fast schmerzend ist. Wir sahen Abendröte auf der Shark Range, dem verschneiten Haifisch-Klippengrat, sahen blauviolett zuckende Nordlichtbänder im Nachthimmel, gläserngrüne Morgenahnung und farbloses Sprühfeuer, als die ersten Sonnenstrahlen gleich einem Licht-Krescendo herunterstießen von der Firnhöhe zum Winterwald.

Am Schlußtag zeigten sich uns fünf Coyoten: der erste, ein rötlich bepelzter, ließ uns auf dem Weg zur Kanzel bis knapp 30 m herankommen, schaute sehr verwundert, stand nur zögernd auf und ging mit hängender Rute, mehrmals zurückblickend, davon. In halber Höhe am Hang saß auf den Hinterkeulen ebenfalls ein Coyote, äugte neidig zur Senke herunter, weil dort zwei andere lüstern um die Wapiti-Überreste schnürten. Doch sein Kopf sank immer wieder aufs isabellfarbene Brustfell; mein Fernglas zeigte mir, daß der kleine Präriewolf im Sitzen eingeschlafen war. Sobald Eugen mäuselnd fiepte, ging der Kopf hoch; die Lauscher stellten sich nach vorn. Ein unfaßbar feines Gehör haben diese Wildtiere: mindestens 250 m Luftlinie trennten uns vom Schläfer! Der fünfte Coyote benahm sich besonders seltsam; er trabte eilig hin und her über das Kiesbett, parallel mit der Bergwand, bellte, schrill wie ein Spitzerhund, doch viel erregter. Hetzlaut, nach links abklingend, wieder-

kommend. Wird das Tier gejagt oder jagt es selbst? Jetzt bleibt es stehen, steilt den Kopf senkrecht empor und heult langgedehnt, eine schauerliche Jammer-Arie. »Ich glaube, der Wolf ist liebeskrank«, meint Veronika. Widerspruch von Eugen: »Nein, föhnverrückt; vor einer Stunde sagte ich ja schon, daß es in der Luft 'chinookelt', heftig sogar.« Eugen hatte recht. Als wir gegen Mittag von der Baumleiter hinuntertraten, sanken unsere Stiefel ein im weichgewordenen Schnee. Tauwetter. Tropfen glucksten von den Dächern der nun auf Monate nicht mehr bewohnten Camp-Hütten. Unsere Rückfahrt war ein Rutschen durch Eissulz und Schneematsch.

Mit brummendem Föhnschädel, dennoch feierlich, wie sich's beim Abschied gehört, öffnete und schloß ich zum letztenmal die Fire Road-Schranke. Kein Schnee lag mehr im Banffer Tal; die Luft war dämpfig warm. Geringes Vergnügen, jetzt die Frachtkisten zu packen. Bei der letzten streikten wir. »Sonnenschein! Raus aus dem Brewster Block; Pirsch über den Bahndamm, von dort nach rechts in den Wald der alten Baumriesen.« Torschlußpanik? Erlebnisgier? Wir kamen jedenfalls tüchtig in Schweiß, sprangen von einem Wurzelhöcker zum andern und schimpften weidlich über die abertausend Schlingen, die uns fesseln wollten, die dauernd im Gesicht, auf unseren Bärten und Händen klebten: Altweibersommer, Spinnenfäden. Schließlich erreichten wir den stillen, kleinen See und freuten uns, weil dort ein Wildenten-Paar Kreisrunden schwamm. Der Erpel trug schon das farbenleuchtende Bräutigams-Kleid; Smaragdglanz funkelte an seinem Nacken. Vor der Biberburg pendelten Zweige im Wasser mit ganz frischen Schnittflächen.

»Du, wir müssen fort. Toni erwartet uns«, mahnt Eugen. »Ach, ich bin so faul, möchte sitzenbleiben auf meinem Baumstumpf.« Kein Wunder! Bei Nachtbeginn war nordischer Frostwinter, zwischen Felsen klare und eisigtrockene Gebirgsluft; jetzt die Schwüle eines subtropischen Sumpfwaldes. »Was doch dem menschlichen Körper an Witterungswechsel in den Rockies zugemutet wird«, knurre ich.

Zwei Stunden später war alle Unbill vergessen. Am Südhang in der Prärie, nahe beim Büffel-Paddock, hatten wir im Einverständnis mit der Parkverwaltung einen [illegible] 1/2 m hohen Scheiterhaufen errichtet; zur Abenddämmerung zündeten wir den Holzstoß an. »Wird auch unseren Gänsehäuten gut tun, dieses Dankfeuer; mich zumindest fröstelt schon wieder«, sagte Veronika.

Nicht lange, dann rösteten wir. Die Flammen schlugen 2 und 3 m hoch; rubinrote Funkensterne tanzten darüber. Schwierig, jetzt neues Brennholz in die Glut zu werfen; die ausstrahlende Hitze wirkt als Stachelwehr. Doch alle unsere Sinne sind beglückt: die Augen vom Rot und Gelb der Feuerzungen, von den grotesk langen, schwarzen Schatten der sich bewegenden Menschen, vom Funkenwirbel der Nähe und vom fernen Goldblinken des bestirnten Firmaments. Für unsere Ohren tönt das Knistern und Knacken der brennenden Scheiter wie Musik, und die Nase schwelgt im würzigen Holzrauch. Wir haben überdies Zuschauer: links vor dem Gebüsch stehen sechs Ohrenhirsche, Köpfe verwundert zu uns gedreht, und vorn an der Straße parkt ein Truck – der kanadische Brandschutz ist vortrefflich organisiert, hält sich aber taktvoll im Hintergrund. Keine Sorge, wir schaufeln die dunkel gewordene Glut sorgfältig mit Sand und Erde zu!

Am späteren Abend sagen wir Lebewohl bei der Familie von Bruno und genießen dann, gemeinsam mit Toni, einen langen Abschiedshock in Walters Wohnung. Wie es sich für einen Mann aus dem schweizerischen Wallis ziemt, steht auf dem Tisch unter dem Ölbild des Matterhorns kein amerikanischer Wein, sondern eine Chianti-Bastflasche. Beide Buben von Walter blicken gespannt der Mutter entgegen, die eine selbstgebackene Torte aus der Küche bringt. Schokoladenbraun leuchtet 'Auf Wiedersehen' über der hellen Zukkerglasur. Walters Frau, die Engländerin, hat nach dem Wörterbuch liebenswürdig und mühsam die ihr fremden Lettern aufgespritzt.

*

Schon früh am andern Morgen schaffen wir unser Gepäck vom Brewster Block zum Wägele. Louisa will nichts von Dank wissen. »I am so sorry«, wispert sie während der tränenfeuchten Umarmung mit Veronika. Eugen ruft dazwischen: »Wir haben uns bei Dir wie zu Hause gefühlt, Mädchen!« Obwohl Louisa kein Deutsch versteht, lächelt sie und huscht in ihre Stube ...

Das Programm des heutigen Reisetags ist groß. Dennoch bitte ich Eugen um eine Schlußschleife oberhalb der Vermilion-Seen. Er dreht das Steuer wortlos nach links. Graue Wolken am Himmel. Aber mein Götterthron blinkt; in seiner Mulde, auf den Armstützen und an der Kopfzier hielt sich der Schnee. Keine Eishaut auf dem Wasser; fahlgelbes Schilf, nicht ein Blatt in den Ahorn- und Aspenwipfeln. Leer das große Horstrund des Fischadlers; es

fehlen sogar die dauerschwimmenden Goldenten. Doch auf der Uferwiese am mittleren Vermilion-See ziehen vier Elche, ein Alttier mit Kalb, der geringe Schaufler und – in 20 m Abstand – der Kapitale. Ohne Deckung schreiten sie am Wasser entlang, stellen sich quer und halten Umschau. Noch scheint die Sonne nicht; trotzdem leuchten die breiten Schalen, die Spießsprossen der Schaufelteller wie poliertes Elfenbein. Ich kann nicht anders, äußere meine Begeisterung über den schönen Anblick, und die Elche müssen die Menschenstimme über den See hinweg gehört haben: ihre Köpfe wenden sich langsam in unsere Richtung. Das weit klafternde Geweih, der schwere Schädel mit dem dicken Kinnbart, die massige Brust, der dunkle Körper auf den weißgrauen Stelzen, ein regloses Verharren Minute um Minute – dies war der Abschluß meiner Tier-Erlebnisse im Banffer Bezirk. Eugen gab jäh Gas. Uninteressiert rollten wir an einigen Bighornschafen, an drei Wapitis und an den Büffeln vorbei. Die Gleichgültigkeit war gespielt; doch sie stärkte unsere Haltung.

Das Indianer-Reservat und viele weiße Vögel

Banff, das Kontrollhäuschen und die Welt der Mountain Parks liegen hinter uns. Die Fahrstraße verläuft nun zwischen Vorbergen; sie sind pittoresk, werden aber allmählich niedriger. Lange Kurven, Steilhügel auf und ab. Rechts von uns fließt der breite Bow River. Weiße Wölkchen, blauer Schlier, warme Luft. Flachland kommt, Buschsteppe. Nach 42 Meilen wird vom Highway auf einen holprigen Erdweg abgebogen, Ziel: Morley, die Reservation der Stoney-Indianer. Wir haben im Juli den Besuch versprochen (s. Seite 37).

Nah vor uns im Gelände sind jetzt zwei Steinhäuser, Kirche und Schule der christianisierten Stoneys. Wir erhalten vom weißhäutigen Pfarrer-Lehrer die Erlaubnis, das eigentliche Reservat zu betreten. Weiterrumpeln entlang einem Waldstück, leicht bergauf. Kühe weiden dort und Pferde. Von der Hügelkuppe Ausblick auf eine weite, herbstbraune und sehr gewellte Prärie. Locker verteilt stehen kleine Holzhütten. Nur neben einer ist ein Mustang angepflockt; dafür leuchten zwischen den meisten anderen – bunte Autos.

Eugen kennt sich vom Vorjahr einigermaßen hier aus. »Das achteckige, niedrige Gebäude aus entrindeten Baumstämmen in der Mitte der Hütten-

Streuung ist das Palaver-Haus, der Ort für die Pow Wows. Wird später besichtigt! Erst mal durch die Senke rauf zum andern Waldhang; dort, an der Kante, wohnt 'Sitting Eagle'.« Er, der Häuptling, kommt uns schon entgegen: hagerer, alter Mann – nicht im Prachtgewand und Federschmuck des sommerlichen Indianerfestes – landesübliche Baumwollhose, Blue Jeans, ein rot-, grau- und gelbkariertes Sporthemd, schmuddlig-fahle Konfektionsjacke, billige Schirmmütze, die er abnimmt. Für ein paar Sekunden bedrückt mich die dahertrottende, fast greisenhafte Armseligkeit; doch dann sehe ich nur noch das zeitlos gültige, zerfurchte und lederbraune Indianer-Antlitz, umrahmt von zwei lang herunterhängenden, schwarzen Zöpfen, die mit roten Wollfäden umwickelt sind (Bild 58).

Der 'Sitzende Adler' hat ein gutes Gedächtnis. Sofort nach der Begrüßung (englische und indianische Brocken durcheinander) sagt er verschmitzt zu Eugen: »Du kriegen es jetzt für 125 Dollar!« Er meint sein bemaltes Zelt, für das er im Juli 200 Dollar verlangte. »Aber gleich 10 in die Hand, please, auch für Posing.« Eugen winkt ab: »Ist mir noch viel zu teuer!« Eine Frage des Indianers an mich: »Du Medizin in der Tasche? Meine Squaw schlimm krank, Flu (die auch in Kanada grassierende asiatische Grippe)!« Veronika holt Chinin-Redoxon und Aspirin aus dem Auto, gibt je drei Tabletten, dazu eine Gebrauchsanweisung. Von der Hütte unten am Hang kommt ein schätzungsweise 45jähriger Indianer mit Brille, Khaki-Dreß und Mokassins: der Schwiegersohn. Auch seine Frau ist grippekrank. Er möchte ebenfalls 'Medizin', erhält sie nebst einigen Zigaretten. Wobei dem alten Häuptling das seit gestern bettlägerige Enkelkind einfällt. Beschwörendes Gestikulieren. Veronika, die Falkenäugige, merkt zu spät, daß der würdige Stoney Chief die Zigarettenschachtel und das noch halb volle Tablettenröhrchen in seine Brusttasche gezaubert hat. Vergessen wir nicht: vor Jahrzehnten war das Pferdestehlen eine Ruhmestat für jeden Indianer!

Die Freude am Zusammensein wird dadurch nicht getrübt; vertrautes Gespräch mit dem Alten. Sein christlicher Name lautet John Hunter, also Johannes Jäger. Er ist am 1. Juli 77 Jahre geworden, und damals löste ihn sein jüngerer Bruder Enos als 'Häuptling' ab.

»Wo steckt 'Walking Buffalo', Dein ältester Bruder«, frage ich. »Haus weiter drunten; aber nichts Besuch. Sehr krank, schon 82 years. Ist nur Halb-

bruder: gleiche Mutter, Vater Neger!« Ich erinnere mich, daß mir der 'Büffel' im Juli durch besonders dunkle Haut und wulstige Lippen aufgefallen war.

Veronika plaudert mit dem gut Englisch sprechenden Schwiegersohn über das Leben der heutigen Indianer. »Wir müssen nicht unbedingt in einem Reservat* hausen, bekommen aber dann eine kleine Staatsrente, dürfen ohne Lizenz fischen und jagen, auch in den Parken. Mit der Flinte jedoch nur außerhalb davon. Höchstens ein oder zwei Tiere auf einmal, zum Selberessen, nicht zum Verkaufen. Wir Männer schnitzen im Winter Schmuckstücke aus Geweih-Abwurfstangen, machen Mokassins und Lederjacken; die Frauen sticken Perlgürtel, flechten Ketten. Bringt Geld bei den sommerlichen Schau-Festen.«

»Kommt in mein Haus, größtes vom Ort!« 'Sitting Eagle' sagt es mit Stolz. Die Blockhütte hat außer einer Vorkammer einen allerdings ziemlich großen Wohnraum. An den Wänden stehen drei eiserne Betten mit farbigen, zerwühlten und nicht gerade sauberen Bezügen. Auf schmalem Wandbrett sehe ich Heiligenfiguren aus Gips und indianisch-heidnische Medizinsäckchen. Ein schreiend bunter Öldruck der Golgatha-Passion hängt darüber. Ringsum angepikt sind viele Fotos vom 'Eagle'; der Hausherr ist der wohl meistgeknipste Rocky-Indianer Kanadas. Auf einem Stuhl mitten in der Stube sitzt in sich zusammengesunken die alte Squaw: geblümtes Kattunkleid, Wollschal, graugelb im Gesicht, verschwitzte Haare, fieberheiße Hände. Sie betet halblaut den Rosenkranz. Quer durchs Zimmer, dicht unter der Decke, ist eine Schnur gespannt; daran hängt zum Dörren rohes, in Streifen geschnittenes Hirschfleisch. Der Herdofen glüht; eine stickig-brodelnde Luft, kaum zum Atmen. Auf lehnenloser Bank, dicht am Herd, hocken der 18jährige Enkel und seine Braut; sie starren vor sich hin zum Fußboden, stumpf vegetierende Menschen. Ich muß schleunig ins Freie, bin nicht nur körperlich gequält. Was ist aus dem Volk der kühnen Indianer geworden, aus den einstigen Herren über Prärie und Felsengebirge ...?

Im achteckigen Pow Wow-Haus, dem unbewohnten, gibt's wenigstens bessere Luft. Die Decke des Versammlungsraums wird von vier Fichtenstamm-Säulen gestützt, in deren Mitte ein roh gezimmertes Podium steht.

* Aus der Hauptstadt Ottawa erfuhr ich, daß 1955 in Kanada 151 558 Indianer lebten, zusammengefaßt in zehn Sprachgruppen und 600 'Bands'. Die Zahl der Reservationen wurde mir mit 2223 angegeben

Bänke an den Wänden, gußeiserner Ofen, nüchtern-unfeierliche Stimmung. »Wird hier nur palavert oder auch gesungen und getanzt, Euer Chicken-, Deer- und Sundance?«, erkundige ich mich. »Sundance no; er oben im kleinen Wald, heilig, für Indsmen ganz allein«, antwortet 'Sitting Eagle'.

Eugen schaut auf die Uhr. Veronika möchte schnell noch ein Foto schießen von der Schwiegersohn-Familie, die vor ihrer schäbigen Block- und Bretterhütte sitzt. »Aber der schwarz-weiße Indianerhund muß auch mit drauf!« (Bild 18) Bei unserer Ankunft hatte er böse gefletscht und geknurrt, schmuste dann schweifwedelnd um uns und unsere Kekse. Nun, da Veronika mit der Aufnahme fertig ist und wir gemeinsam zum Wagen gehen, flitzt der große Hund stumm hinterdrein und zwickt seine Zähne unfreundlich in Veronikas Wade. Die Stoneys lachen; wir machen gute Miene dazu. Ob's ihnen, den Enkeln der 'Marterpfahl-Helden', imponiert? Jedenfalls sagt 'Sitting Eagle' beim Abschied: »Gute Freunde Ihr, wiederkommen, wenn Sommer beginnt. Kein White Man dem Sundance zusehen darf. Aber Du, Du, Du – ja!«

Am Waldhügel begegnet uns ein Auto, fast doppelt so lang wie das unsrige und chromblitzend elegant. Hinter dem Steuer sitzt ein junger Indianer, den schwarzen Stetson-Hut in den Nacken geschoben, ohne Zöpfe, bekleidet mit Perlonhemd und taubengrauer Flanellhose. Er winkt lachend. Wir kennen ihn: es ist einer der geschmeidigen Tänzer vom Banff-Fest.

Weit draußen in der Ferne, westwärts, dehnt sich ein Zackenband, eine Bergkette unter dem nun besonnten Himmel. Zwar sind die Firngipfel so weiß wie die Lämmerwölkchen, doch eine blaue Lasur krönt und verklärt unserem Abschiedsblick gleichermaßen den Wolkenzug und das Felsengebirge. »Lebt wohl, Rocky Mountains!«

*

Für einen Besuch im Saurier-Ausgrabungsgebiet von Drumheller reichte die Zeit nicht; aber wir fuhren am Nachmittag zum Namaka-See, 58 km östlich von Calgary. Dicke Wolken hingen über dem grau-trüben Flachland-See, und dennoch blinkte er. Durch seine Mitte zog sich ein langer Streifen, glitzernd wie poliertes Silber: 500, vielleicht 800 Schneegänse ruhten sich dichtgedrängt dort aus von der Alaska-Zugreise. Sie ließen sich nicht stören, als wir am Ufer entlanggingen, und so sah ich außer diesen zierlichen, weißen Gansvögeln mit den roten Schnäbeln und den schwarzen Flügelspitzen auch noch eine

ornithologische Kostbarkeit: 9 große, herrliche Trompeterschwäne! Vor einigen Jahrzehnten hielt man ihre Art für ausgestorben.

Leider war außerhalb der Schutzparke seit wenigen Tagen Jagdfreiheit auf Fasane; links und rechts von uns knallten immerzu Flintenschüsse. So sehr mich dieser Unfug des Schießens dicht neben den Rastplätzen der geschützten Zugvögel ärgerte, er verhalf uns zu einem eindrucksvollen Schlußerlebnis: die vielen hundert Schneegänse stiegen wie ein einziger Körper vom See hoch, zeichneten wundersame Flugbilder auf die fasrig gewordenen giftgelben, rötlichen und bleigrauen Regenwolken. Je nachdem sie im dann und wann durchbrechenden Gestrahl der Abendsonne kurvten, waren die Vogelkeile bald schwarz, bald überirdisch weiß.

*

Schnell nun nach Calgary! Dort wartete zu Nachtbeginn ein sehr viel größerer, ebenfalls blinkendweißer Vogel auf uns: die viermotorige Maschine der Trans-Canada Air Lines. Der Abschied vom 'Wägele' war nicht leicht, die Trennung vom guten VW-Kameraden! Er hat uns 8264 km kreuz und quer durch die zerklüftete Rockywelt gebracht, zuverlässig bei Regen, Sturm, Eisschnee und Sonnenglut. Sein Motorjammern ist in meiner Erinnerung ein liebenswürdiger Reise-Gesang. »Dank dir, Freund, und eine gute Zukunft!«

Als Veronika und ich durch die Sperre zum Rollfeld des Flugplatzes gingen, hielt ich in der linken Hand die Hirsch-Alraune, die Wacholderwurzel vom smaragdgrünen Gletschersee. Der kleine Koffer in meiner Rechten barg unsere 'Trophäen' der 100 Rocky-Tage: Brunos Saurierknochen-Versteinerungen, ein paar Biberschnitt-Hölzer, das Säckchen mit den blauen Wacholderbeeren, weiße Schneeziegen-Haarflocken, die wir vom Ufergestrüpp des Cascade abgezupft hatten, Bisonwolle, einige Rindenblasen des Balsambaums, Porcupine-Stacheln, überdies viele belichtete Filmpacks und 1600 Tagebuch-Blätter, ein Dutzend Tonbänder. Die Motoren liefen an, Propeller drehten sich. Auf der Erde Kanadas blieb ein Stück von unseren Herzen zurück, und in uns war schon jetzt die Sehnsucht nach dem Wiedersehen . . .

INHALT

QUELLENHINWEIS DER BILDER

Die Aufnahmen 3, 5, 6, 7, 8, 9, 13, 16, 17, 19, 21, 24, 26, 27, 29, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 42, 47, 48, 49, 54, 57, 60, 61, 63, 65, 66, 73, 74, 82, 83, 84 und 86 und die drei Farbbilder auf dem Umschlag stammen von Eugen Schuhmacher.

Die Aufnahmen 1, 2, 4, 10, 11, 12, 14, 15, 18, 20, 22, 23, 25, 28, 30, 31, 38, 39, 40, 41, 43, 44, 45, 50, 51, 52, 53, 55, 56, 58, 62, 64, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81 und 85 und das Foto auf der Umschlagklappe stammen von Veronika Eipper.

Das Foto 59 und das Foto auf der Rückseite des Umschlags sind von Bruno Engler, Banff.

Das Foto 46 stellte das Canadian Government, Ottawa zur Verfügung.

Die Kartenskizze der Mountain Parks auf Seite 29 stammt von Herbert Lorenz, die Zeichnung der Hirsch-Alraune auf Seite 200 von Gerhard M. Hotop.

PAUL EIPPER

Zirkus

Menschen, Tiere, Wanderseligkeit. 183 Seiten Text mit 11 Zeichnungen von Ulrik Schramm und 84 Fotos. Leinen DM 14.80

»Die eigenartige Atmosphäre dieser uns technisierten Menschen fremden Welt, Romantik und Abenteuerlust haben den Lesenden gefangengenommen. Eipper schreibt nicht über den Zirkus, sondern aus dem Zirkus. Er liebt ihn, seine Menschen und Tiere, die Betriebsamkeit und das Unstete. Durch seine anschauliche Art zu erzählen entsteht ein plastisches Bild des Lebens in einem großen Wanderzirkus, das durch die ausgezeichneten Fotografien noch ergänzt wird.«

Das gute Jugendbuch

»Das Zirkusbuch liest sich wie eine spannende Geschichte; zugleich klingt die Besinnung mit über das wunderbare Erlebnis in einer harten, ehrlichen Welt.«

Hessischer Rundfunk

Mein Freund der Clown

Ein Erlebnis mit Fahrenden. 8. Tausend. Mit 17 Zeichnungen von Josef Hegenbarth. 97 Seiten Leinen DM 3.80

»Selten werden Erlebnisse mit dem 'Fahrenden Volk' so eindringlich echt, so herzenswarm und schlicht geschildert wie hier. Paul Eipper, der Freund der Tiere, erweist sich hier auch als ein wahrer Freund der Menschen in der Manege. Nichts von sensationeller Übertreibung, nichts von falscher Glorifizierung, wie sie Zirkus-Erzählungen und -Romane nur zu gern aufweisen, ist in dieses Bändchen eingegangen. Gerade darum spricht es so unvermittelt zum Herzen und es erhebt das Einzelschicksal einer Zirkusfamilie zur Allgemeingültigkeit.«

Wiesbadener Kurier

»Die seltsam zwielichtige, heiter-traurige Welt der Clowns, die Eipper schildert, läßt der Zeichner Josef Hegenbarth in seinen geistvollen, flott hingeworfenen und zugleich auch hintergründigen Zeichnungen lebendig werden. So wird das kleine Werk zu einem kleinen nachdenklichen Kunstwerk.«

Der Tag

R. PIPER & CO VERLAG MÜNCHEN



